This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

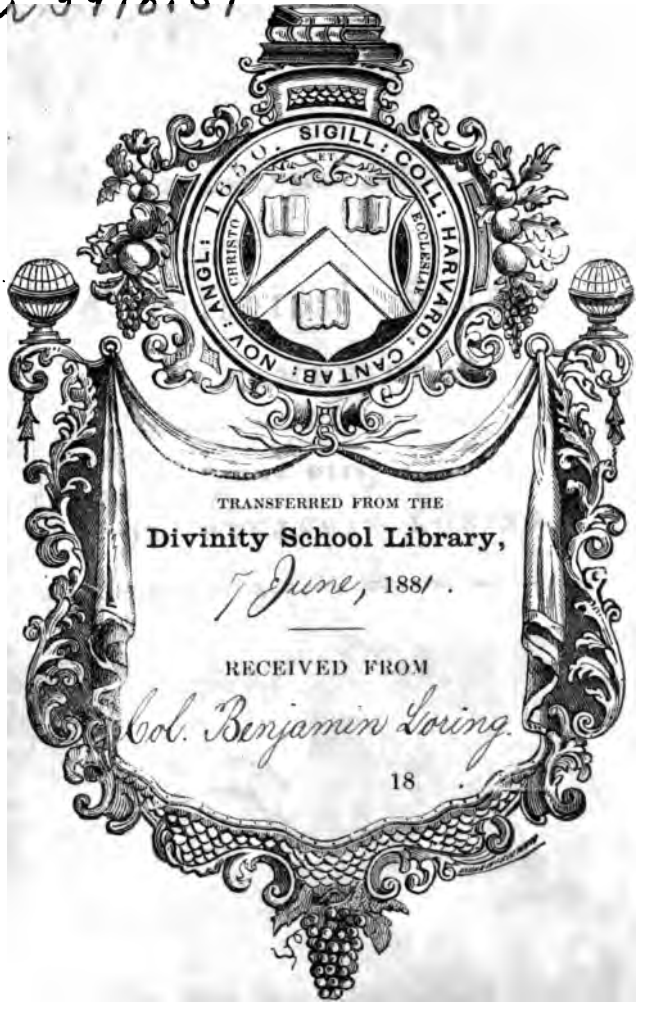
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Ger 3418.51



TRANSFERRED FROM THE
Divinity School Library,
7 June, 1881.

RECEIVED FROM
Col. Benjamin Loring.
18

Die bürgerliche Gesellschaft.

Von

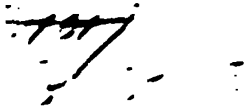
W. H. Riehl.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1851.

DIVINITY SCHOOL LIBRARY. HARVARD UNIVERSITY



Vorwort.

Das vorliegende Buch ist nicht in Einem Zuge geschrieben worden, sondern in sehr allmählichem Wachsthum entstanden. Der Leser wird die Mängel einer solchen Entstehungsart, vielleicht auch einige Vorzüge derselben, dem Werke vorweg auf die Stirn geschrieben finden. Aber lieber wollten wir, daß das Ganze etwas allzu wildwüchsig erscheine, als einer äußerlich systematischeren Haltung die individuelle Farbe der einzelnen Abschnitte zum Opfer bringen.

Drei Bruchstücke über den Bauer, den vierten Stand und den socialen Beruf der Aristokratie sind bereits in der „Deutschen Vierteljahrsschrift" abgedruckt gewesen. Diese Fragmente erscheinen hier nun in das Ganze eingewebt, für welches sie von Anfang an bestimmt waren. Allein darum ist doch auch bei diesen einem größeren Lesepublikum bereits bekannten Capiteln keineswegs ein bloßer Wiederabdruck erfolgt. Auch sie sind so vielfach umgearbeitet, ergänzt, berichtigt und erweitert worden, daß sie zum großen Theile hier als wesentlich neu erscheinen. Die Capitel der

Einleitung und der Abschnitt vom Bürgerthum sind durchaus neu hinzugeschrieben. Daneben wurde bei der Ueberarbeitung des Ganzen manches vereinzelte Wort, welches der Verfasser früher gelegentlich in der Tagespresse niedergelegt, aus dem Versteck kleiner Zeitungsartikel hervorgezogen und hier an passender Stelle eingefügt.

Ueber die Folgerungen und Beweisführungen des Verfassers wird sich das Urtheil je nach den Parteistellungen sehr verschiedenartig gestalten. Aber in zwei Punkten wenigstens wünscht er auch bei den principiellen Gegnern Anerkennung zu finden: in der treuen und liebevollen Hingabe, mit welcher er in die Erkenntniß des deutschen Volkslebens einzudringen gestrebt, und in der Unabhängigkeit seiner Ueberzeugung, kraft deren er das von ihm für wahr Erkannte überall offen ausgesprochen hat, obgleich er recht gut weiß, daß seine Ansichten nirgends ganz in die bestimmten Formen der herrschenden Parteigruppen passen, und daß in diesem Buche einer jeden Partei gar vieles wider den Strich gehen wird.

Augsburg, am 18 August 1851.

W. H. R.

Inhalt.

Einleitung.

Seite.

Erſtes Capitel. Zeichen der Zeit 3
Zweites Capitel. Sondergeiſt und Einigungstrieb im deutſchen Volksleben 12
Drittes Capitel. Die Wiſſenſchaft vom Volke als das Urkundenbuch der ſocialen Politik 25

Erſtes Buch.

Die Mächte des ſocialen Beharrens.

I. Die Bauern.

Erſtes Capitel. Der Bauer von guter Art 33
Zweites Capitel. Der entartete Bauer 59
Drittes Capitel. Der Bauer in den Bewegungen der Gegenwart 80
Viertes Capitel. Reſultate 103

II. Die Ariſtokratie.

Erſtes Capitel. Der ſociale Beruf der Ariſtokratie . . 116
Zweites Capitel. Die mittelalterliche Ariſtokratie als der Mikrokosmus der Geſellſchaft 130
Drittes Capitel. Der Verfall der mittelalterlichen Ariſtokratie 149
Viertes Capitel. Reſultate für die Gegenwart 166

Zweites Buch.

Die Mächte der ſocialen Bewegung.

I. Das Bürgerthum.

		Seite.
Erſtes Capitel.	Der Bürger von guter Art	187
Zweites Capitel.	Der ſociale Philiſter	201
Drittes Capitel.	Die unächten Stände	226
Viertes Capitel.	Das Bürgerthum im politiſchen Leben	240
Fünftes Capitel.	Reſultate	251

II. Der vierte Stand.

Erſtes Capitel.	Weſen und Entwickelung	267
Zweites Capitel.	Das ariſtokratiſche Proletariat . . .	285
Drittes Capitel.	Die Proletarier der Geiſtesarbeit . .	299
Viertes Capitel.	Die Proletarier der materiellen Arbeit	337
Fünftes Capitel.	Das Standesbewußtſeyn der Armuth .	365

Einleitung.

Erstes Capitel.

Zeichen der Zeit.

Als Kaiser Maximilian I. im Wendepunkte der alten und neuen Zeit einen Reichstag auf den andern berief, um viel wichtige Reformen der deutschen Reichsverfassung zu projectiren, einige auch durchzuführen, da mochte den meisten zweifellos erscheinen, es sey der Schwerpunkt der Kämpfe einer bereits ahndungsvoll bewegten Gegenwart auch für eine unabsehbare Zukunft in diesen Ring des neu sich aufraffenden Verfassungslebens festgebannt. Und doch bedurfte es nur eines kleinen Anstoßes nach kleiner Frist und der welterschütternde Geistersturm brach auf einer ganz andern Seite los: die entscheidende That Luthers durchzuckte die Welt, und mit diesem Einen Schlage war alle Voraussicht der Staatsweisheit betrogen; — die gefürchtete politische Umwälzung ward zu einer kirchlich-religiösen, verbunden mit einer bürgerlich-socialen. Neue, kaum geahnte Lebensmächte rückten in den Vordergrund, neue Menschen, neue Götter. Die neue Welt war über die Träumer gekommen wie der Dieb in der Nacht.

Auch wir stehen im Wendepunkte einer alten und neuen Zeit; wir sind gleich unsern Vorvätern am Ausgange des Mittelalters seit einer Reihe von Jahren gewohnt, die großen und kleinen Verfassungskämpfe als den Schwerpunkt unsers öffentlichen

Lebens anzusehen. An die Neubildung einer Gesammtverfassung Deutschlands knüpften sich seit 1848 die kühnsten Hoffnungen, wie später die bittersten Enttäuschungen, lauter Jubel und stilles Zähneknirschen, die volle Gunst, der volle Haß der Parteien. Wie war es möglich, daß auf so viel gluthheiße Leidenschaft so rasch die kalte Entsagung gefolgt ist? Das gemahnt an jenen Vorabend der Reformation. Die Wogen werden auch dießmal nicht auf dem Punkte durchbrechen, auf welchen aller Augen gerichtet waren. Seitab dem politischen Leben im engeren Sinne liegt jetzt das sociale Leben, wie vor vierthalbhundert Jahren seitab das kirchliche Leben gelegen hat. Die politischen Parteien beginnen zu resigniren, die socialen halten den glimmenden Brand unter der Asche lebendig. Die sociale Reformation wartet auf ihren Luther, über dessen Thesen man die kühnsten Entwürfe eines deutschen Verfassungswerkes, auch Großdeutschland und Kleindeutschland mitsammen, vergessen wird, wie man damals ewigen Landfrieden und Reichskammergericht, ja Kaiser und Reich selber über den Wittenberger Augustinermönch vergessen hat. In unsern politischen Kämpfen ist heute oder morgen ein Waffenstillstand möglich; in den socialen wird kein Waffenstillstand, geschweige denn ein Frieden eintreten können, bis längst über unserm und unserer Enkel Grabe Gras gewachsen ist.

Jedes Zeitalter findet ein paar große Wahrheiten, ein paar allgemeine Sätze, mit denen es sich seine eigene Welt erobert. Ein solcher Satz ist für unsere Epoche in der folgenschweren Unterscheidung gefunden, daß die „bürgerliche Gesellschaft" durchaus nicht gleichbedeutend sey mit der „politischen Gesellschaft", daß der Begriff der „Gesellschaft" im engeren Sinne, so oft er in der Praxis hinüberleiten mag zu dem Begriffe des Staates, doch theoretisch von demselben zu trennen sey. Die Emancipirung der Gesellschaftsidee von dem Despotismus der Staatsidee ist das eigenste Besitzthum der Gegenwart, die Quelle von tausenderlei Kampf und Qual, aber auch die Bürgschaft unserer politischen Zukunft.

Alle Parteien von den Männern des mittelalterlich ständischen Staatsideales bis zu den rothen Communisten haben — bewußt oder unbewußt — mitgearbeitet an der Feststellung des Satzes, daß die bürgerliche Gesellschaft zu unterscheiden sey von der politischen. Nur allein die polizeistaatliche Büreaukratie nicht. Würde sie aufhören diese Unterscheidung zu ignoriren, so würde sie sich selbst in ihrem innersten Wesen vernichten. Darum die auffallende Erscheinung, daß unsere social-politischen Parteien, die in sonst nichts einig sind, einzig und allein sich Bruderschaft geschworen haben in ihrem Haß gegen die Büreaukratie.

Auf dem Grundgedanken, daß zu unterscheiden sey zwischen der bürgerlichen Gesellschaft und der politischen, erbaut sich die „sociale Politik". Der moderne Geist hat sie zu seinem Eigenthum gestempelt. Die beiden extremsten Anschauungen des öffentlichen Lebens, nämlich die social-demokratische und die ständisch-aristokratische, begegnen sich in dem Punkt, daß beide den Gedanken einer socialen Politik am entschiedensten ausgebildet haben. Die Extreme, nicht deren Vermittelungen und Abschwächungen, signalisiren aber die Zukunft.

Man schaue auf die Zeichen der Zeit.

Will man heutzutage eine Partei, weil trockene Beweisgründe wirkungslos abprallen, am Gewissen packen, so geht man ihr mit Kategorien der socialen Politik zu Leibe. Noch vor kurzem war dem nicht also. Zum Exempel: Die Freihändler schoben den Schutzzöllnern vor der Märzrevolution ins Gewissen, bald daß sie politische Demagogen, bald daß sie politische Reactionäre seyen. Will die freihändlerische Partei heute einen gleich hohen Trumpf gegen ihre Widersacher ausspielen, so rückt sie ihnen vor, entweder sie seyen Communisten oder umgekehrt Männer eines ständisch-privilegirenden Zunftwesens.

Die alten Gegensätze der Radicalen und Conservativen verblassen von Tag zu Tage mehr, die Gegensätze der Proletarier, Bürger, Junker ꝛc. gewinnen dagegen immer frischere Farbe.

Die kleinen Dinge bilden das Maß für die großen. Ich

will solch ein kleines Ding erwähnen. In diesen Wochen erschienen die „Neuen Gespräche" eines berühmten Staatsmannes, deren vornehmster Inhalt auf eine Ueberschau der politischen Parteien in den zuletzt durchgefochtenen Verfassungskämpfen Deutschlands zielt. Die Tagespresse jeglicher Farbe griff sofort einen und denselben Satz des Buches als den merkwürdigsten, als den Kernpunkt heraus, hier mit dem Eifer der Genugthuung, dort mit dem Eifer des Aergers, den Satz: daß die ständische Monarchie gegenwärtig nur noch zu den edlen Wünschen, nicht mehr zu den Möglichkeiten gehöre. Bei dem dämonischen Scharfblick, welchen dem Verfasser die Gegner, bei dem genialen, welchen ihm die Freunde zuschreiben, hatte man im voraus förmlich gelauert auf seinen Ausspruch in dieser Sache, und die Hast, mit der man überall gerade über den einen Satz herfiel, zeigt, daß derselbe den sensiblen Punkt trifft, in welchem alle Nervenfäden unseres Parteilebens zusammenlaufen. Nicht die Verfassungsfragen als solche berühren diesen sensiblen Punkt, sondern was hinter ihnen steckt — die sociale Frage.

Der Kampf der Parteien über die Stellung Oestereichs und Preußens im deutschen Staatenverbande würde nicht mit so maßloser gegenseitiger Erbitterung geführt worden seyn, wie seit Jahresfrist geschehen, wenn den Streitern dabei nicht weit mehr die sociale als die politische Zukunft des Vaterlandes dunkler oder klarer vorgeschwebt hätte.

Die große Masse derer, welche die vielgliederige Gesellschaft aufgehen lassen wollen in dem modernen Staatsbürgerthume, hielt zu Preußen. Preußens größter König hatte dem heiligen römischen Reich deutscher Nation den letzten zertrümmernden Stoß gegeben, Preußen hatte den modernen Gedanken der Particularsouveränetät am entschiedensten ausgebildet, es hatte die Herrschaft des „Staates", oft mit despotischem Nachdruck, über die Autonomie eines halbsouveränen Corporations- und Ständewesens gesetzt. Solch gründliches Aufräumen mit den verwit-

ternden Resten des alten Reiches war eine Forderung der Zeit gewesen; und Preußen erfüllte in ihr seinen nationalen Beruf. Die Durchführung der berechtigten Idee eines allgemeinen Staatsbürgerthums haben wir vorab Preußen zu danken. Aber die Einseitigkeit, in welcher thatkräftige preußische Fürsten das Recht des Staates über die gesellschaftlichen Mächte durchsetzten, zog zugleich den modernen nivellirenden Polizei- und Beamtenstaat groß. Der Despotismus der Staatsidee bei Unterschätzung der socialen Mächte ist die Achillesferse Preußens geworden. Die politischen Mächte: Fürstenthum, Diplomatie, Heer, Beamtenthum gewannen ihre eigenthümlichste Durchbildung in Preußen. Der moderne Constitutionalismus, dessen schwache Seite gleichfalls darin liegt, daß er der formellen Staatsverfassungsfrage eine übergroße Geltung zumißt und darüber leicht die politische Bedeutung der socialen Lebensmächte verkennt, hatte darum ganz Recht, wenn er seine Sache auf den preußischen Staat stellte.

Aber die geradeaus gegenüberstehende Partei, die streng ständisch-monarchische, hoffte merkwürdiger Weise gleichfalls auf Preußen. Und mit nicht minderem, ja wohl gar mit noch viel größerem Recht. Preußen kann bei der vorwiegend negativen socialen Mission, welche es seit länger als einem Jahrhundert erfüllt, nicht mehr stehen bleiben. Es ist auf dem Scheidepunkte angekommen, wo es entweder das Aufgehen der Gesellschaft in das Bürgerthum durch die vollste Anerkennung des modernen Constitutionalismus zur positiven That erheben, oder nicht minder positiv aus den noch vorhandenen Resten der früheren Gesellschaftsgruppen einen neuen ständischen Organismus schaffen muß. Die sogenannte neupreußische Partei suchte ihre Stütze in der persönlichen historischen Politik des Königs, wie die constitutionelle in der historischen Ueberlieferung des letzten Jahrhunderts preußischer Geschichte. Beide Parteien konnten die Sympathien eines Theiles der Bevölkerung für sich aufweisen, und jede behauptete des entscheidenden Theiles. So geschah es,

daß die feindſeligſten Richtungen gleicherweiſe an Preußens Beruf, an die Geſchichte und an das Volk appellirten und doch zum ganz entgegengeſetzten Ergebniß kamen. Beide ſchrieben ſogar ſeltſam genug den Namen eines und desſelben Mannes, Friedrichs des Großen, als des rechten Vorfechters und hiſtoriſch verklärten Urbildes ihres Parteiſtrebens gleichzeitig auf ihr Banner! — Die beiderſeitigen *ſocialen* Vorausſetzungen und Zielpunkte waren eben völlig ungleichartige Größen, die ſich gar nicht mit einander meſſen ließen.

Je energiſcher die ſtändiſche Verfaſſungsidee ſich wieder der conſtitutionellen gegenüberſtellt, um ſo lauter wird auch bei der letzteren der ſociale Grundton wieder vorklingen, und es kann im unglücklichen Falle dahin kommen, daß dieſer urſprünglich um politiſche Formen und ſtreng ſtaatsrechtliche Erörterungen ſich drehende Streit ſich ganz auf das ſociale Feld hinüberſpielt, und in den unverhüllten Kampf zwiſchen Ariſtokratie und Bürgerthum ausläuft.

Man hat von beſtverleumdeten Männern geſprochen. So kann man ſagen, das ſtändiſche Syſtem in irgendwelcher Neubildung oder Modification ſey gegenwärtig das beſtgehaßte.

Bei den traurigen kurheſſiſchen Händeln unterſchätze ich wahrlich nicht das ſchwere Gewicht der Rechtsfrage, die auch bei dem conſervativſten Manne jede Transaction der politiſchen Sympathien abzuſchneiden im Stande iſt. Und dennoch bin ich überzeugt, der Bruch zwiſchen dem Volk und der Regierung würde nicht ſo unheilbar geworden ſeyn, wenn nicht zu dem Widerſtreit des Rechtsbewußtſeyns der Widerſtreit der ſocialen Ueberzeugung gekommen wäre. Man erkannte von Anfang an Haſſenpflug als den Mann der Reſtauration des alten Ständeweſens. In Kurheſſen aber mögen von letzterem noch gar bittere Reminiscenzen im Umlauf ſeyn. Tief ins neunzehnte Jahrhundert herein ragte z. B. dort noch eine Verordnung, welche es den Söhnen von Eltern der untern Rang-Claſſen verbot, ſich auf der Landesuniverſität den höhern wiſſenſchaftlichen

Studien für den Staatsdienst zu widmen! Das gemahnte freilich eher an das System der russischen Tschins als an germanisches Ständewesen: Wenn irgendwelche Thatsachen der neuesten Zeit den Beweis lieferten, daß der Verfasser der „Neuen Gespräche über Staat und Kirche" Recht habe, indem er die Wiederherstellung der alten ständischen Monarchie eine Unmöglichkeit nennt, dann waren dieß die Vorgänge in Kurhessen.

Und dennoch nannte ich das ständische System das befehdete? Warum nicht das mit Fug gehaßte? Weil ich unterscheide zwischen einer für immer unmöglich gewordenen verkehrten Anwendung und Ausbeutung und zwischen der innern Wahrheit der Grundgedanken des Ständewesens. Wer die richtige, dem heutigen Zustand des deutschen Volkes entsprechende Anwendung dieser Grundgedanken fände, wer die wirkliche Versöhnung der beiden gleichberechtigten Factoren des modernen öffentlichen Lebens, des constitutionell-staatsbürgerlichen und des ständisch-gesellschafts-bürgerlichen Princips zu vollziehen wüßte, der hätte das Ei des Columbus auf die Spitze gestellt und unsere Politik der Zukunft aufgeschlossen.

Oesterreich hat keine so scharf gezeichnete Vergangenheit einer socialen Politik hinter sich liegen wie Preußen. Es ist darum auch nicht gleich diesem hier auf den äußersten Punkt der Entscheidung gedrängt. Weder in dem persönlichen Bekenntniß der Regierenden noch in der Stimmung der Bevölkerung fanden die beiden social-politischen Hauptparteien so bestimmte Anlehnungspunkte wie bei Preußen. Nichtsdestoweniger spielte bei der Abneigung der streng constitutionellen Partei Norddeutschlands gegen den Gesammteintritt Oesterreichs in den deutschen Bund das social-politische Bedenken wenigstens negativ seine Rolle. Denn das Eine wußte man doch bestimmt, daß Oesterreich durch Natur, Bildung und Geschichte seiner Völker gezwungen ist, eine so straffe sociale Centralisirung des allgemeinen Staatsbürgerthumes nicht eintreten zu lassen, wie

dieſelbe in Preußen durch das lange ausgleichende Wirken des büreaukratiſchen Regiments allerdings zur Möglichkeit geworden iſt. Andererſeits begrüßten die Freunde einer aus dem Materiellen ſich heraufarbeitenden ſocialen Reform um ſo lauter die Fortſchritte in der Ordnung der Gemeindeangelegenheiten in Oeſterreich, in der Umformung der Juſtiz, in der Grundentlaſtung, und vor allen Dingen die Beſtrebungen des öſterreichiſchen Handelsminiſterinms durch eine großartige, dem Handel und der Induſtrie zugewandte Gunſt den Bürgerſtand zu Freiheit und Selbſtändigkeit zu heben. Sie hielten ſich durch dieſe Thatſachen zu der Hoffnung berechtigt, daß Oeſterreichs Staatsmänner begriffen hätten, wo ihres Landes Zukunft liege, daß ſie es für Oeſterreichs Beruf erkannt, da anzufangen wo Preußen aufgehört, nämlich die Geſellſchaft wieder in ihr Recht einzuſetzen, nicht mehr *über*, ſondern *neben* dem Staat und eine neue ſociale Politik aus der möglichſt eigenthümlichen Durchbildung des Bauernthumes, des Bürgerthumes, der Grundariſtokratie heraus zu ſchaffen, ohne dabei in das für Preußen weit näher gerückte Extrem einer altſtändiſchen Reſtauration zu verfallen.

So wirkte das ſociale Motiv beſtimmend auf alle politiſchen Parteien, und kreuzte und zerbröckelte dieſelben dabei zur wunderlichſten Verwirrung. Die ſocial-demokratiſche Partei aber, welche weder auf Preußen noch auf Oeſterreich hoffte, ſtand zur Seite und rieb ſich bei ihrer Neutralität ſchadenfroh die Hände. Es hätte den gemäßigten Männern dieſer Richtung nichts im Wege geſtanden, ſich mit den Liberal-Conſtitutionellen zu verbinden, wenn die Verſchiedenheit der ſocialen Weltanſchauung nicht zur unüberſteiglichen Kluft für beide geworden wäre.

Weit leichter läßt es ſich annehmen, daß einer die politiſche Partei aus reiner, freier Ueberzeugung wechsle, als daß er ſein ſociales Glaubensbekenntniß umtauſche. Denn das letztere iſt nicht bloß ein Product des verſtändigen Urtheils, es

ist uns zur Hälfte angeboren, mit Abkunft, Erziehung, Weltstellung untrennbar verwachsen. Man sollte darum gerade hier nicht so rasch seyn, dem Gegner niedrige Beweggründe unterzuschieben, denn bei der Beurtheilung socialer Zustände ist ein jeder zugleich Richter in eigener Sache.

Die politischen Maßregeln unserer jüngsten revolutionären Krisis sind nach Ablauf weniger Jahre zu Hunderten wieder in Nichts zerronnen. Es hat sich als viel leichter erwiesen, zwei, drei neue Verfassungen in einem Athem hinter einander einzuführen, als eine einzige Maßregel socialer Natur, wie beispielsweise die auf eine höhere gewerkliche Selbständigkeit des Handwerkerstandes, auf Entlastung des Grundeigenthumes ꝛc. zielenden Reformen, wieder rückgängig zu machen.

Darum ist uns nicht leicht eine ärgere politische Ketzerei vorgekommen, als wenn wir Männer, die für staatsklug gelten wollten, in den Kammern und der Presse solche Maßregeln, die den nächsten — wenn auch scheinbar noch so geringfügigen — Interessen der bürgerlichen Gesellschaft galten, für kleinlich ausschreien hörten, gegenüber den lärmenden Debatten der formellen Politik. Auch die kleinste Maßregel zur Hebung der Selbständigkeit der bürgerlichen Gesellschaft neben der Staatsgesellschaft ist groß, und wer die wenn auch noch so bescheidene Pflege der gesellschaftlichen Interessen gering ansieht, der begehet eine Todsünde wider den Geist der Zeit.

Zweites Capitel.

Sondergeist und Einigungstrieb im deutschen Volksleben.

Im Wein ist Wahrheit. Auch eines Volkes geheimste Gedanken belauscht man wohl in den kurzen Augenblicken seligen Trunkenseyns, nicht in den langen nüchternen Tagen des ruhigen Gewohnheitslebens.

So ein glücklicher Moment des Rausches war das Jahr 1848. Kommende Geschlechter beneiden gewiß den Culturforscher, dem es damals vergönnt war, mit Mappe und Bleistift zuzuschauen und Skizzen zu Duzenden für künftige Ausarbeitung aufs Papier zu werfen. Denn ein Rausch des Volkes mag wohl rasch wiederkehren, aber schwerlich ein so gutartiger, der von allen guten und schlechten Geheimnissen des Volkslebens so arglos den Schleier heben wird. Es sind bereits so viele Sittenzeichner aufgetreten, welche aus den Scenen des Jahres 1848 einen Höllenbreughel zusammengesetzt haben, warum nicht lieber einen Ostade, ein Bildchen, wo der Wein so recht als ein Verklärer, das ist ein Klarmacher, auf jedem Lächeln, jedem Blinzeln, jedem Stirnrunzeln der Zechgenossen leuchtet, und auch der unglückselige Mann nicht fehlt, der seitab sich in den Winkel stiehlt, weil es ihm übel wird?

In jenem dem Beobachter so günstigen Jahre des großen Volksrausches konnte man eine zwiefache Erscheinung wahrnehmen. Zuerst, daß sich alle Welt, Rang und Stand vergessend, brüderlich in die Arme fiel — und wer nicht aus dem Seelenjubel der Begeisterung mitmachte, der that es wenigstens beim Zähneklappern der Furcht. Zum andern aber, daß gleichzeitig der Sondergeist, der Drang nach corporativer Selbständigkeit der einzelnen Berufe und Gesellschaftsgruppen nicht minder gewaltig hervorsprang.

Da sahen wir, wie schon in den ersten Märztagen das Handwerk sich zusammenschaarte, um sich zu erretten von dem Fluch der schrankenlosen Gewerbefreiheit, der Patentmeisterschaft ꝛc., um die Ordnung der gewerblichen Angelegenheiten der Büreaukratie ab und in die eigene Hand zu nehmen. Es wurden hier und dort förmliche Zunftordnungen extemporirt, nicht von den Regierungen, sondern von den Handwerkern selber. Meister- und Gesellenvereine wucherten auf. Altersmatt gewordene Gewerbevereine gewannen neues Leben. Bei einzelnen Gewerbszweigen wurde die Selbstherrlichkeit der Körperschaft bis zu einem Grade ausgedehnt, daß der Staat nicht mehr ruhig zusehen konnte. Ich erinnere nur an die Buchdruckergehülfen, welche mit ihrer straffen corporativen Organisation im Sommer 1848 der norddeutschen Polizei nicht wenig Kummer bereitet haben. Man nannte aber, beiläufig bemerkt, diese Fanatiker des Corporationswesens radical, nicht reactionär.

Das Arbeiterproletariat schaarte sich zu umfassenden Vereinen mit klar ausgesprochener socialer Tendenz, um seine Rechte als „Stand" kämpfend. Eigene Arbeiterzeitungen wurden gegründet.

Die Schullehrer wie die Geistlichen gruppirten sich zu besonderen Vereinen, hielten Versammlungen ab, stifteten Schulzeitungen, Kirchenzeitungen. Jeder wollte das Interesse seines Standes und Berufes wahren und festigen. Die Kirche machte von dem Vereinsrecht den großartigsten Gebrauch. Der Katho-

lichismus gewann durch das musterhaft organisirte Vereinswesen eine sociale Macht, wie er sie, wenigstens in den Ländern gemischten Glaubens, vielleicht seit der Reformation nicht mehr besessen hatte. Es wurden auch kirchliche Vereinszeitungen geschaffen neben den eigentlichen Kirchenzeitungen. Ueberall Sonderung, überall eine ganz von selbst entstehende Gruppirung, Gliederung der Gesellschaft. Ja die Lust an corporativer Selbstverwaltung aller möglichen Angelegenheiten überstürzte sich bis zum Unsinn, und mancher sonst arbeitsame Bürgersmann ist dazumal vor lauter Corporation, ständischem selfgovernment und Vereinswesen ein Lump geworden.

Die freie Gemeindeverfassung, was ist sie in ihren wichtigsten Paragraphen anders als das Recht der corporativen Sonderung vom socialen Gebiet aufs politische übertragen? Das Recht, die eigenen Angelegenheiten des Gemeindehaushaltes selber zu ordnen, das Recht der Gemeinde demjenigen die Niederlassung zu wehren, den sie für ein verderbliches Subject hielt, wie es im Mittelalter die Städte besaßen, beanspruchte jetzt jedes Dorf. Ich habe nicht gehört, daß irgendwo in der Weise Mißbrauch von der freien Gemeindeverfassung gemacht worden wäre, daß eine Gemeinde ihre Thore dem Zuzug jedes Straßenläufers geöffnet hätte, wohl aber gar häufig umgekehrt, daß die freie Gemeinde in engherzigem Sondergeist auch dem tüchtigsten Einwanderer die Niederlassung versagte.

Die Bürger der Städte, der eigentliche Mittelstand, thaten sich zusammen in Bürgervereinen, constitutionellen Vereinen, Vereinen für Gesetz und Ordnung und dgl. Es war in der Regel nicht geradezu ausgesprochen, daß diese Vereine das corporative Interesse des Bürgerstandes als solchen vertreten sollten. In der That und Wahrheit thaten sie dieß aber doch, und wesentlich nur dieß. Absichtslos bekundete sich hier der Sondergeist des Bürgerthums nur um so auffallender.

Die Aristokratie wurde schon durch die Bedrängniß der Zeit zu strafferem Zusammenhalten getrieben.

Die Bauern allein versuchten keine neuen Corporationen zu gründen, weil sie glücklicherweise noch in dem beneidenswerthen Zustande leben, daß sie von allen Gruppen der bürgerlichen Gesellschaft am vortrefflichsten corporativ organisirt sind, ohne es selber recht zu wissen.

In all diesen Erscheinungen lag eine Wahrheit, jene naive Wahrheit, welche aus dem Rausche spricht. Es war den Leuten nicht von oben her commandirt worden, sich nach Standes- und Berufsinteressen in Vereinen zusammenzuthun, sie waren ganz von selber auf den Einfall gekommen, der Instinct des fesselosen Volkes hatte die Wahrheit entdeckt und ausgebeutet, daß nur aus der gesonderten Pflege des Individuellen die allgemeine Größe hervorsteige.

Es würde zu einem staunenswerthen Resultat führen, wenn man das alles zusammenstellen könnte, was namentlich der deutsche Gewerbestand seit 1848 zur corporativen Gesammtverbindlichkeit des bedrängten Handwerkes gethan hat. Es war der in der Nation webende Sondergeist, welcher gerade da, wo das Volk sich in seiner Natürlichkeit zeigte, am meisten sich gehen ließ und nach eigenem Gutdünken wirthschaftete, am entschiedensten hervorbrach. Diese wichtige Thatsache wird man nicht antasten können.

Aber freilich war auch gleichzeitig dem Einigungstrieb keine Schranke gestellt. Man gab sich unbefangen den Sonderinteressen von Stand und Beruf hin, weil man die Sonderungen des Ranges ein für allemal aufgehoben wähnte Man fühlte sich einig als Nation, und nahm es darum für unverfänglich sich in den socialen Sonderinteressen ganz gründlich zu vereinzeln. Man fühlte sich gleich und einig in der Bildung, denn keiner glaubte an politischer Reife dem andern nachzustehen und jeder Eckensteher war ein Staatsmann; darum wahrte man um so eifriger den Vortheil der einzelnen abgeschlossenen Stufen der bürgerlichen Existenz sammt der damit verknüpften Mannichfaltigkeit der speciellen Bildung. Hätte man freilich den Leuten laut gesagt,

daß sie durch ihr Vereinswesen ꝛc. lediglich den unvertilgbaren Trieb zur ständischen Gliederung bekundeten, so würden sie einem die Fenster eingeworfen haben. Daß sie unbewußt dem Sondergeiste im Volksleben ihre Huldigung darbrachten, macht darum diese Huldigung selbst nicht bedeutungsloser.

Die strenge Scheidung der alten Gesellschaftsgruppen ist durch den Einfluß einer immer mehr sich verallgemeinernden Geistesbildung, durch die Macht des modernen Industrieweſens, durch die staatsrechtliche Anerkennung eines gleichberechtigten und gleichverpflichteten allgemeinen Staatsbürgerthums so gründlich aufgehoben worden, daß man für die Bedeutung des socialen Einigungstriebes in unserer Zeit nicht erst den Beweis anzutreten braucht. In einer Epoche, wo der Adel die sociale Hegemonie in Händen hatte, zweifelte niemand an der ständischen Gliederung der Gesellschaft; so zweifelt jetzt, wo dem Bürgerstand die entscheidendste Stellung im socialen Leben zugefallen ist, niemand an dem Gemeinbewußtseyn, an der höheren Einheit aller Gesellschaftsgruppen. Aber gerade darum ist es jetzt um so nothwendiger, darauf aufmerksam zu machen, daß auch der sociale Sondergeist durchaus nicht erloschen, daß er nur in die zweite Linie getreten ist, daß er statt der alten Bildungen neue geschaffen hat, und wahrlich als ein vollwichtiger Factor in der socialen Politik die höchste Beachtung verdient.

Wir zeigten vorhin in dem Spiegel einer Volksbewegung, wie mächtig der unbewußte Sondergeist im Volke noch walte. Als Seitenstück tritt uns die gleiche Erscheinung auch im Spiegel der modernen Literatur gegenüber. An unserm Grundsatze festhaltend, daß im Kleinen der Maßstab für Großes gegeben sey, greifen wir einen literarisch noch minder bedeutenden, aber um der Ueppigkeit des in ihm wuchernden Triebes für den Culturforscher um so bedeutungsvolleren Zweig unsers Schriftthumes heraus: den sogenannten „socialen Roman.“ In dem Maße als uns das durch lange Zeit fast ganz abgestorbene Bewußtseyn des Lebens in der bürgerlichen Gesellschaft wieder lebendig wurde,

keimte auch die reiche Saat der ſocialen Romane auf*). Das 18te Jahrhundert konnte keine Literatur des ſocialen Romans haben, denn der Begriff der Geſellſchaft fehlte ihm. Wenn aber ein künftiger Hiſtoriker die ſocialen Entwicklungen unſerer Tage zu ſchildern unternimmt, dann wird er ein eigenes Capitel ausarbeiten über dieſes Phänomen der ſocialen Romane; er wird da reden von Sealsfield, von Dickens, ſelbſt ſchon von Walter Scott, von Eugen Sue und von all den künftigen großen deutſchen Romanſchreibern, die jetzt noch als Quintaner in den Gymnaſien ſitzen. Die Zeit iſt da, wo Staatsmänner zu ihrer Inſtruction auch Romane leſen müſſen.

Iſt dieß nicht eine hochwichtige Thatſache, daß unſere Poeten den Einzelnen gar nicht mehr anders zu malen vermögen als in den Localtönen eines beſtimmten Geſellſchaftskreiſes? daß der allgemeine Liebhaber, Held, Intrigant ꝛc., wie man ihn ehedem zeichnete, ſtereotypen Figuren ganz anderer Art Platz gemacht, geſellſchaftlich individualiſirten Figuren, als da ſind: Bauern in allerlei Natürlichkeit und Unnatur, Edelleute und Emporkömmlinge, Bürger, Bourgeois und Philiſter, Handwerker, Arbeiter und Proletarier? Dieſe feſten Charakterrollen, die dem modernen Roman ausſchließlich zu eigen gehören, bezeichnen einen Triumph der hiſtoriſchen ſocialen Weltanſchauung über die philoſophiſch nivellirende. Wenn ſich der großentheils politiſch freigeſinnte Kreis der Romandichter den modernen Menſchen gar nicht mehr anders poetiſch individualiſiren kann als in dem Colorit eines beſonderen Standes, dann müſſen dieſe Gruppen der Stände doch wohl mehr ſeyn als das bloße Trugbild reactionärer Politiker. Gar viele ſociale Romane ſind im conſervativen Intereſſe geſchrieben, ohne daß ſich's der Autor hat träumen laſſen. Es war eine wahrhaft verhängnißvolle Verkehrtheit des vor-

*) Der Verf. entnimmt einen Theil der nachfolgenden Sätze über den ſocialen Roman einem von ihm in der „Allgemeinen Zeitung." veröffentlichten größeren Aufſatz über das gleiche Thema.

märzlichen Standpunktes, daß nicht die Staatsmänner ein Auge hatten auf den socialen Roman, sondern — die Polizeibeamten. Diese Gattung von Poesie bildete das erste Capitel in der polizeilichen Literaturkunde, und noch heute denken von zehn Leuten gewiß neune bei einem „socialen" Roman stracks an einen „socialistischen."

Man halte die dichterischen Schilderungen des Bauernlebens, welche Jung Stilling und Hebel mit so liebenswürdigem Griffel entworfen, gegen die Art wie Immermann, Auerbach, Jeremias Gotthelf dasselbe Thema behandeln. Jene älteren Dorfnovellisten malten uns den Bauersmann als ein einzelnes Charakterbild in seiner privaten Gemüthlichkeit, als Staffage eines kleinen Genrestückes; diese neueren dagegen fassen ihn vorweg als Glied der Gesellschaft, sie setzen ein Bauernthum voraus, der sociale Grundton klingt durch, auch wo keine Tendenz sich breit macht.

So geht es durch alle Zweige der Romandichtung. Auch das ästhetisch flachste und gleichgültigste Werk gewinnt aus diesem Gesichtspunkte oft Bedeutung für den Culturhistoriker. So z. B. die aristokratischen Frauenromane. Eine spätere Zeit wird in denselben viel lehrreiches Material zur Erkenntniß der Schwächen unserer Aristokratie finden, wenn es der Literarhistoriker längst nicht mehr der Mühe werth hält einen Blick in dieselben zu werfen. Die Gräfin Hahn hat ihre Bücher Romane „aus der Gesellschaft" genannt. Sie denkt sich freilich unter der Gesellschaft etwas ganz anderes als wir, aber wir können sie immerhin auch in unserm Sinne beim Wort fassen: es sind in der That sociale Romane, sehr verunglückte freilich. Indem in den meisten dieser aristokratischen Frauenromane der Cultus gerade des Außenwerkes der Aristokratie, in seiner Poesielosigkeit, auf die Spitze getrieben ist, werden sie förmlich zu destructiven Schriften, die eine richtige Erkenntniß und Würdigung des Wesens der Aristokratie weit mehr beeinträchtigen als gar manche polizeilich verbotene, von bärtigen Literaten geschriebene Bücher.

Zwei fremde Romanschriftsteller haben in neuerer Zeit in

Deutſchland einen wahrhaft beiſpielloſen Erfolg gehabt: Walter Scott in den zwanziger, Eugen Sue in den vierziger Jahren. Sie repräſentiren die beiden äußerſten Pole des ſocialen Romans. Wenn man jetzt, nachdem wir die großen Lehrjahre unſerer kleinen Revolution durchgemacht, Scott's Romane wieder zur Hand nimmt, dann ſtaunt man darüber, wie man dieſelben heute mit ſo ganz anderem Auge als früher lieſt. Welche durchaus verſchiedene Bedeutung haben dieſe Schilderungen der altengliſchen Ariſtokratie und des Bürgerthums wie der patriarchaliſchen Zuſtände Hochſchottlands jetzt für uns gewonnen, wo wir mitten in die ſocialen Bewegungen gerathen ſind! Jetzt merkt man erſt daß nicht das hiſtoriſche Beiwerk, ſondern der ſociale Kern den eigentlichen Grundcharakter dieſer Romane bildet. Jetzt fühlt man erſt, wie lächerlich es war, daß man vordem bald dieſen bald jenen deutſchen Romandichter den deutſchen Walter Scott genannt hat, wo wir doch erſt das Bewußtſeyn eines ſo feſt hiſtoriſch gegliederten Geſellſchaftslebens wie das engliſche wiedergewinnen müßten, um deutſche ſociale Romane von wirklicher Verwandtſchaft mit dieſen engliſchen ſchaffen zu können. Der ſociale Inhalt wurde bei den Romanen Sue's von der großen Maſſe viel raſcher herausgefunden als bei Walter Scott, weil er ſich dort als Verneinung der beſtehenden Geſellſchaft darſtellt. Man glaubte jetzt erſt den ſocialen Roman gewonnen zu haben, den man doch längſt beſaß. Den Deutſchen fängt mehrentheils die Politik immer erſt da an, wo die Oppoſition anfängt, darum iſt eine erhaltende und aufbauende Politik für ſo viele geradezu das claſſiſche „hölzerne Eiſen" der logiſchen Compendien. In einer Zeit die von großen ſittlichen und ſocialen Gährungen kaum minder trüb aufbrauste als die unſrige, hat Rubens den wilden Jubel der Sinnenluſt, den entfeſſelten Dämon des irdiſchen Menſchen, den Rauſch der geilen Lüſternheit in unverhüllter Nacktheit ungleich kecker gemalt als es je einem franzöſiſchen Neuromantiker gelungen iſt; aber wir dürfen nicht vergeſſen, daß er neben dieſe nahezu unſittlichen Bilder — das jüngſte Gericht

gestellt, und daß ihm die hier zum Abgrund niederstürzenden Teufel, wie sie sich vergeblich zähnefletschend gegen die Lanzen der Erzengel aufbäumen, gerade am trefflichsten gelungen sind. Auch der sociale Roman der Franzosen malt die Sünde möglichst nackt, aber das Gericht, welches der Dichter daneben stellt, ist kein jüngstes Gericht, und die poetische und sittliche Gerechtigkeit wird darin schneidender verletzt als in dem koketten Abbild der Unzucht und Niedertracht selber. Rubens, der im Style seiner Zeit sociale Romane malte, war auch ein Staatsmann. Sollen wir Victor Hugo, Sue, G. Sand ꝛc., die ja auch Staatsmänner neueren Styles sind, mit dem alten Maler als Staatsmann vergleichen? Nirgends haben die Franzosen Monströseres zu Tage gefördert als in den praktischen Lösungsversuchen der socialen Frage, und kein Literaturzweig ist bei ihnen entsprechend zu ärgerer ästhetischer Monstrosität ausgewachsen als der sociale Roman.

Man zeige mir einen wirklichen Dichter, der einen modernen Roman geschrieben hat, ohne dessen Charaktere als in den Unterschieden der verschiedenen Stände gewurzelt zu entwickeln, und ich will daran glauben, daß ein Unterschied der Stände auch nicht mehr in der Natur und in dem Bewußtseyn des Volkes wurzele. Ein Mensch, der keiner besonderen Gesellschaftsgruppe angehört, sondern nur dem allgemeinen Staatsbürgerthum, ist für den Romandichter eben so sehr ein Unding als ein allgemeiner Baum, der nicht Eiche, nicht Buche, nicht Tanne für den Maler. Und nicht bloß im Wein ist Wahrheit — auch in der Poesie.

Für das Studium der Volkssitten ist in den letzten Jahrzehnten in Deutschland erstaunlich viel gethan worden. Meint man das überreiche, ungeordnete Material, was hier zusammengetragen ist, habe bloß den Werth einer Curiositätensammlung, oder bloß antiquarischen Werth, sofern es den letzten Wiederschein einer versinkenden Welt festhält? Für uns hat die Fülle dieser Studien zu allererst eine großartige sociale Bedeutung.

Denn die noch fortlebende Sitte des Volkes, deren stärkste Triebkraft gerade in den unteren Volksschichten sitzt, ist uns Brief und Siegel für das noch keineswegs erstarrte Schaffen und Weben des Sondergeistes im Volke. Diese derbe Scheidung der Volkssitten wird sofort erlöschen, so wie eine organische Gliederung der Gesellschaft aus der Natur des Volkslebens verschwunden ist. Alsdann wird es Zeit seyn an die Durchführung des Socialismus zu denken. Nur die nivellirte äußere Kruste der Gesellschaft, die den modernen abstracten Bildungsmenschen in sich faßt, hat jetzt schon keine eigenthümliche Sitte mehr.

Die vielfach bis zur äußersten Gränze getriebene Individualisirung des Volkslebens ist der tiefste Jammer und zugleich die höchste Glorie Deutschlands. Unser Bestes und unser Schlechtestes wurzelt in derselben, nicht seit heute oder gestern, sondern seit es eine deutsche Geschichte gibt. Hier die Orginalität und Frische unsers geistigen Schaffens, der Ameisenfleiß unsers industriellen Lebens, jene zähe, elastische, verjüngende Kraft, welche unsere Nationalität nie ganz zerknickt werden ließ, welche wirkte, daß der deutsche Geist, wenn er in einem Punkte gebrochen schien, in zehn andern gleichzeitig um so gewaltiger in die Höhe strebte. Auf der anderen Seite Zwietracht, Zersplitterung, der Jammer des ebenfalls niemals auf allen Punkten zugleich niederzubeugenden Particularismus. Wie den deutschen Volksstämmen der Stempel der gesonderten Volkspersönlichkeiten schärfer eingeprägt ist, als den Gliedern irgendeiner anderen Nation Europa's, so geht auch die Sonderung der Gesellschaftsschichten bei uns noch am tiefsten. Aber zugleich ist auch bei uns jenes mächtigste Element zur Ausgleichung der gesellschaftlichen Unterschiede am weitesten und allgemeinsten verbreitet: die geistige Bildung. Eine Nation von Duzenden von Stämmen, Stätchen und Gesellschaftsgruppen, und zugleich eine Nation von Gelehrten! Dieser Gegensatz bildet das Tragische im deutschen Nationalcharakter. Der auf die Spitze gestellte Widerstreit eines natürlichen, angestammten Sondergeistes mit einem uns nicht minder angeborenen

Einigungstrieb hat unſer ſociales Leben zu dem intereſſanteſten und lehrreichſten, zugleich aber auch zum kummervollſten gemacht. Es iſt deutſche Art, die eigenen Schmerzen darüber zu vergeſſen, daß man an ihnen phyſiologiſche Studien über die Natur des Schmerzes macht. Die ſocialen Kämpfe werden bei uns am tiefſten ausgekämpft werden. Mag Frankreich den Ausgangspunkt kommender ſocialer Revolutionen bilden, Deutſchland wird doch der Centralherd derſelben werden, das Schlachtfeld, wo die Entſcheidung geſchlagen wird. Wir wollen jeden redlichen Streiter in dieſem Kampfe ehren, nur ſoll man uns nicht wegläugnen, daß das letzte Recht für beide Parteien in der eigenſten Art des deutſchen Volkes wurzele: der ſociale Sondergeiſt nicht minder als der ſociale Einigungstrieb. Die überwiegende Richtung der Zeit wird bald den einen, bald den andern in den Vordergrund ſchieben, ausrotten wird ſie weder den einen noch den andern. Der unbefangene Staatsmann aber wird beiden Rechenſchaft zu tragen wiſſen. Die Vorrechte einzelner Stände ſollen Corporationsrechte aller Stände werden. Ich ſage Corporationsrechte; denn nur aus dem Individuellen keimt ein geſundes Leben. Dieſe vom modernen Staats- und Rechtsbewußtſeyn wie von der Humanität gleicherweiſe geforderte Gleichheit herzuſtellen, nimmt der nivellirende Liberalismus die corporativen Rechte allen weg. Wir möchten ſie allen geben, jedem nach ſeiner Art, weil wir nicht bloß den Drang nach ſocialer Ausgleichung, ſondern auch den Sondergeiſt im Volke erkennen und ehren.

Das entartete, übercivilisirte römiſche Alterthum am Vorabend ſeines Zerfalles konnte ſich eines gründlichen Reſpectes vor den deutſchen Barbaren nicht erwehren, als es wahrnahm, auf welche tief ſittliche Grundlage das Familienleben bei dieſem Volke gebaut war. Mit der Heilighaltung der im engen Kreiſe feſt beſchloſſenen Familie haben wir unſere erſte ſittliche Ehre auf dem Schauplatze der Weltgeſchichte eingelegt. Die Familie iſt aber die oberſte Vorausſetzung der Geſellſchaftsgruppe. In

dem Idealbilde des mittelalterlichen deutschen Adels krystallisirte sich das Familienbewußtseyn zum Standesbewußtseyn. Die engere Gruppe der bürgerlichen Gesellschaft im Gegensatz zu dem fesselnlos ins weite schweifenden vereinsamten Individuum trägt bei uns die historische Weihe. Sie warb uns unsere erste Ehre, sie sollte uns billig auch unsere letzte werben.

Das corporative Leben ist uralt beim deutschen Volke, aber eine Kaste hat es bei uns nie gegeben, wie bei den Orientalen, nicht einmal eine Priesterkaste. Auch eine politisch bevorzugte, herrschende Aristokratie gehört wenigstens nicht der Urzeit unserer Volksgeschichte an. Sondergeist und Einigungstrieb ergänzte sich in jenen grauen Tagen, wo die Sittlichkeit deutschen Familienlebens den Römern Respect einflößte. Wie heute die allgemeine Bildung einigend wirkt, so war es damals das Gemeingut der Poesie. Merkwürdigerweise brachte just das Zeitalter des Zopfes, wo das sociale Bewußtseyn überhaupt am ärgsten getrübt, am tiefsten erschlafft war, die Fabel von einer altdeutschen „Bardenzunft" auf, welche die Volksdichtung standesmäßig in Pacht gehabt hätte. Höhere Bildung ist gewiß nicht jedermanns Sache; ihre Pflege füllt darum einen Beruf, nicht aber einen gesellschaftlichen Stand. Es mag uns als ein Wahrzeichen gelten, daß die Gelehrten gerade damals einen eigenen Stand, eine besondere Kaste usurpirten, als der gesunde corporative Geist am tiefsten in Deutschland gesunken war. Und am Ausgange des Mittelalters, wo sich das Ständewesen durchaus veräußerlicht hatte, thaten sich vollends sogar die Poeten zu einer wirklichen Zunft zusammen.

Ein anderes Wahrzeichen tröstlicherer Art möge dem gegenüberstehen. Es ist die der Gegenwart eigenthümliche Freude der höheren Stände an der Poesie und dem Gesang des gemeinen Mannes, am Volkslied. Sie ist ein sociales Phänomen, ein Triumph des Einigungstriebes der durch alle Stände geht, und des edelsten Sondergeistes gleicherweise. Für den Genius gibt es keine gesellschaftliche Schranke, im Gegentheil, er überbrückt

dieſelbe, wo er ſie vorfindet, und die große moderne Doppelkategorie der Gebildeten und der Bildungsloſen zieht ſich als ein dicker Querſtrich unbarmherzig mitten durch alle Standesgruppen. So beugt ſich der vornehme Mann, indem er das arme kleine Lied des Bauern als ein köſtliches Kleinod in den Schatz ſeiner Bildung aufnimmt, vor dem künſtleriſchen Genius im Volke. Der Volksgeſang, der jetzt in allen Prunkſälen heimiſch wird, iſt gleich einem Regenbogen des Friedens, der ſich über alle Stände ſpannt. Das Reale iſt die geſellſchaftliche Sonderung, das Ideale die Einigung. Dem gemeinen Mann, der im Schweiße ſeines Angeſichtes ſein Brod ißt, gab Gott, daß er ſinge, damit im Verſtändniß dieſer ſchlichten Lieder die überſättigte vornehme Welt auch wieder einmal einfältig ſich fühlen könne wie geringe Leute. Gemahnt dieß nicht an das Wort der Schrift: „Und den Armen wird das Evangelium gepredigt?“

Drittes Capitel.

Die Wiſſenſchaft vom Volke als das Urkundenbuch der ſocialen Politik.

Das Studium des Volkes ſollte aller Staatsweisheit Anfang ſeyn und nicht das Studium ſtaatsrechtlicher Syſteme. Die Staatsmänner früherer Jahrhunderte reichen gewiß durchſchnittlich in gründlicher theoretiſcher Schule den unſrigen das Waſſer nicht, beſaßen aber meiſt weit mehr Selbſtanſchauung von der Realität des Volkslebens und führten darum ihr Regiment mindeſtens mit einer praktiſchen Sicherheit, die jetzt gar ſelten geworden iſt.

Die „Wiſſenſchaft vom Volke" gehört zu den noch nicht exiſtirenden Hülfsdisciplinen der Staatswiſſenſchaften. Iſt das nicht ſeltſam? Das Volk iſt der Stoff, an welchem das formbildende Talent des Politikers ſich erproben, das Volksleben das natürliche Element, dem er als ein Künſtler Maß und Ordnung ſetzen ſoll. Wie läßt ſich da eine Wiſſenſchaft der Politik denken, die nicht begönne mit der „Wiſſenſchaft vom Volke?" Es wird aber noch eine Zeit kommen, wo man auf den Univerſitäten Collegien leſen und im Staatsexamen Noten ertheilen wird über die „Wiſſenſchaft vom Volke."

Wir besitzen kostbare Anfänge einer Ethnographie aus geographischem und culturgeschichtlichem Gesichtspunkte. Aber eine social-politische Ethnographie würde praktisch unendlich wichtiger seyn. Sie würde das Volk darzustellen haben nach seinen gesellschaftlichen Gruppen in der Begränzung eines bestimmten Landes, eines bestimmten Zeitraumes, als Frucht einer gleichsam naturgeschichtlichen Untersuchung des bürgerlichen und politischen Menschen. Welche Fülle des reichsten Stoffes thut sich hier vor uns auf!

Mit einer oft wahrhaft komischen Leichtfertigkeit nimmt heutzutage jede Partei die Zustimmung des Volks für sich in Anspruch. Und doch besitzen von Hunderten, die also Berufung einlegen, gewiß nicht zehn eine weitere gründliche Kenntniß als von dem sie zunächst umgebenden winzigen Bruchtheil des Volkes. Das Studium des Volkes als einer socialen und politischen Persönlichkeit macht sich nicht so im Vorübergehen; es fordert die volle Forscherkraft eines ganzen Menschenlebens.

Wo sind die Organe des Volkes? Die Tagespresse ist nur das Organ eines beschränkten Theiles desselben, wenn wir recht weit greifen wollen, der gebildeten Schicht. Die Kammern sprechen noch viel weniger das ins Individuelle gezeichnete Charakterbild des Volkslebens aus, denn die Abgeordneten gerade der originellsten und interessantesten Volksgruppen, der unteren Schichten, sprechen in der Regel gar nichts. Nur durch förmliche unermüdliche Entdeckungsreisen unter allen Classen des Volkes, durch ein immer waches Auge für all die kleinen Wahrzeichen, welche im täglichen Leben, in jeder Regung einer öffentlichen Meinung hervorbrechen, wird man allmählich auf den Grund gehende Resultate über die bürgerliche und politische Natur bestimmter Volksgruppen zu combiniren im Stande seyn.

Clemens Brentano hat ein wunderschönes Wort gesprochen von den Mysterien des Naturlebens, die nur dann den Wan-

derer „befreundet anſchauen", wenn er überallhin ehrfurchtsvolle Hingabe mitbringt. Und der Dichter ſagt von ſich:

„Weil ich alles Leben ehre,
Scheuen mich die Geiſter nicht!"

So ſchauen uns auch die Myſterien des Volkslebens nur dann befreundet an und ſeine Geiſter ſcheuen uns nicht, wenn wir alles Leben ehren. Ein jeglicher will aber gemeiniglich nur das Leben im Volke ehren, was in die fertige Form ſeiner vorgefaßten theoretiſchen Meinung paßt, darum fliehen ihn die Geiſter, und Famulus Wagner ſieht nichts als einen großen Pudel.

Iſt es nicht auffallend, daß die demokratiſche Partei, welche doch das „Volk" am meiſten im Munde führt und den allgemeinen Begriff des Volkes mit Wucherzinſen ausbeutet, in ihrer Preſſe ſo wenig thut für die Unterſuchung und Erkenntniß des Volks- und Geſellſchaftslebens in ſeinen Einzelzügen? Ueber ihrer Theorie vom Volke ſind ihr die Realitäten des Volkslebens abhanden gekommen. Darum ſind unſere Bildungsdilettanten viel beſſer disponirt für die demokratiſche Lehre, als der ungebildete gemeine Mann. Im Gegenſatz zu dieſer doctrinären Demokratie, die ſo wenig auf wahre Volksſympathien rechnen kann als der doctrinäre Conſtitutionalismus oder Abſolutismus, iſt es ein großer Ruhm der engeren Fraction der ſogenannten Social-Demokraten, daß ſie auf die Enthüllung der Zuſtände einer wenigſtens vereinzelten Geſellſchaftsgruppe mit der begeiſterten Liebe des Forſchers eingegangen ſind. Daher auch ihre praktiſchen Erfolge. Die Social-Demokraten blieben freilich in der Einſeitigkeit ſtecken, daß ſie die verhältnißmäßig kleine Schicht des ſtädtiſchen und Fabriken-Proletariates als gleichbedeutend mit der Geſammtheit der „arbeitenden Klaſſen" oder wohl gar des „Volkes" nahmen. Auch ſie vermochten es nicht, alles Leben zu ehren. Aber ſie gaben doch unzweifelhaft den Anſtoß, daß über die ſociale Beſchaffenheit dieſer ſpeciellen Gruppe des Proletariates weit umfaſſendere Aufſchlüſſe zu Tage gefördert wurden, als über faſt irgendein anderes

Glied der Gesellschaft. Durch die umfangreiche Polemik, welche sie hier angeregt, geschah es, daß wir auf diesem einzelnen Punkte fast ausschließlich ein genügendes Material zu einem Capitel der Wissenschaft vom Volke vorbereitet finden.

Um so mehr ist es aber zu verwundern, daß die Social-Demokraten, da sie doch ein bestimmtes Bruchstück der Gesellschaft in seiner Besonderheit studirt haben, also beispielsweise das Pariser Arbeiterproletariat, nun eine Theorie entwickeln, welche stillschweigend für diese kleinen Gruppen der Pariser Proletarier die Gesellschaft von ganz Europa, ja des ganzen Erdballes unterschiebt. So gaben sie die beste Frucht ihrer Erforschung der bestimmten Volks-Persönlichkeit der Proletarier, die doch nur im Gegensatz zu anderen individuellen Gebilden der Gesellschaft sich selbständig abhebt, freiwillig wieder verloren. Je, tiefer man in die Einzelkenntniß der Gesellschaft eindringt, desto mehr wird man erkennen, daß eine allgemeine sociale Politik nur eine Bedeutung auf dem Papier, nicht aber in der Wirklichkeit haben kann. Die deutschen Gesellschaftszustände sind ganz andere wie die französischen, die englischen ꝛc., das Volk ist in allen Stücken etwas durchaus Individualisirtes.

Aus dem Individuellen heraus, auf der Grundlage der Wissenschaft vom Volke, muß die sociale Politik aufgebaut werden. Jede gesellschaftliche Reform hat nur dann für uns einen Werth, wenn sie die natürliche Frische und Originalität des Volkslebens nicht antastet. Denn diese Originalität bedingt die Kraft des Volkes. Bei den höhern Ständen zeigte es die neuere Zeit eindringlich genug, wie die sociale und sittliche Erschlaffung mit dem Verblassen der Originalität Hand in Hand geht. Die bäuerlichsten Bauern, die bürgerlichsten Bürger, die wahrhaft adeligen Edelleute sind auch immer die Tüchtigsten gewesen. Ihr klagt, daß die ganzen Männer, die originellen Naturen, deren es zu unserer Väter Zeit noch weit mehr gab, im Aussterben begriffen sind! Aber solche Naturen erhalten sich nur bei gewissen festgeschlossenen, socialen Gruppen. Wer den

Ständen ihre Originalität abschleifen will, der muß auch auf die Originalität bei den einzelnen Charakteren Verzicht leisten. Und doch sind diese bereits halbwegs ausgestorbenen Originalfiguren von jeher die wahren Flügelmänner der Ehrenfestigkeit und Gediegenheit gewesen in den breiten Frontreihen der bürgerlichen Gesellschaft.

Ich habe in diesem Buche kein sociales System aufstellen, keine neue oder alte Theorie der socialen Politik durchführen wollen. Ich bescheide mich, anspruchslose Beiträge zusammenzureihen zur Wissenschaft vom Volke als dem Quellenbuche der socialen Politik. Die Zustände der bürgerlichen Gesellschaft in Deutschland sind dabei fast ausschließlich in Betracht gezogen worden; denn auch für das sociale Leben gilt die Schranke der Nationalität. Aus dem Kleinen, Beschränkten und Einzelsten heraus arbeitend, möchte ich in einer möglichst großen Fülle von Anschauungen und Thatsachen darlegen, welcher Reichthum an mannichfaltiger Gestaltung selbst in der modernen Gesellschaft noch sich aufthut. Ich möchte den praktischen Staatsmännern als ihre heiligste Pflicht vors Gewissen führen, dieser Mannichfaltigkeit der socialen Gebilde in der Politik Rechnung zu tragen, auf die Individualität des immer noch reich gegliederten Volkslebens ihre Systeme zu gründen, nicht umgekehrt nach vorher entworfenen und wenn auch der Idee nach noch so sehr berechtigten Systemen das Volksleben zu modeln. Wer die moderne Gesellschaft nur von obenher in allgemeinen großen Ueberblicken betrachtet, dem mag sie nivellirt oder zur vollständigen Nivellirung reif erscheinen; wer aber hinabsteigt in die Tiefen des Volkslebens und aus dem Kleinen und Einzelnen heraus sich seine Gesammtanschauung zusammenfügt, der wird überall noch sehr strenge und im Wesentlichen gesonderte Gruppen wahrnehmen. Ueber die Rolle, welche den ständischen Gruppen im Verfassungsleben der Gegenwart zugetheilt werden soll, kann man verschiedener Ansicht seyn, aber die Existenz und Berechtigung dieser Gruppen muß man entweder gelten lassen, oder

man muß auch den Muth haben, ſich zu der letzten Conſequenz, zum Socialismus zu bekennen. Ein Drittes iſt nicht möglich.

Je mehr der Verfaſſer ſich dem Detailſtudium des Volkslebens widmete, deſto feſter wurde er auch in der Ueberzeugung daß nur eine auf die ſo mannichfaltig gearteten Beſonderheiten des Volksthums gegründete, das geſchichtlich Gegebene reformatoriſch weiter bildende Politik die richtige ſey. Und für eine ſolche Politik möchte er den Ehrennamen der „conſervativen" beanſpruchen. Jene kleinen Maßregeln werden bei ihr als die größten ſich erweiſen, welche den einzelnen Körperſchaften ein ſo reiches Maß der Selbſtverwaltung geſtatten, als ſich immerhin mit der höheren Staatsidee vereinbaren läßt, welche den ſchier verloren gegangenen Stolz, am liebſten der eigenen Geſellſchaftsgruppe und keiner andern anzugehören, wieder wecken, jenes feſte Behagen, daß ſich jeder in ſeinem Kreiſe recht wie in ſeiner Haut wohl fühlt.

Es iſt ein wahrer Herzenswunſch des Verfaſſers, man möge in den nachfolgenden Beiträgen zur „Wiſſenſchaft vom Volk" ein Document erkennen, welches bezeugt, daß eine mit liebevoller Hingabe an die Eigenthümlichkeiten des Volkslebens unternommene Durchforſchung der modernen Geſellſchaftszuſtände in letzter Inſtanz zur Rechtfertigung einer conſervativen Social-Politik führen müſſe.

Erſtes Buch.

Die Mächte des ſocialen Beharrens.

I. Die Bauern.

Erſtes Capitel.

Der Bauer von guter Art.

Es ruht eine unüberwindliche conſervative Macht in der deutſchen Nation, ein feſter, trotz allem Wechſel beharrender Kern — und das ſind unſere Bauern. Sie ſind ein rechtes Originalſtück, dazu kein anderes Volk ein Gegenbild aufſtellen kann. Der Conſervatismus des Gebildeten mag theoretiſche Ueberzeugung ſeyn; der Conſervatismus des Bauern iſt ſeine Sitte. In den ſocialen Kriſen unſerer Tage hat der Bauer eine wichtigere Rolle geſpielt als die meiſten ahnen, denn er hat den natürlichen Damm gebildet gegen das Ueberfluthen der franzöſiſchen Revolutionsdoctrin in die unteren Volksſchichten. Nur die Paſſivität der Bauern hat im März 1848 die deutſchen Throne gerettet. Man ſagt, die Revolution ſey vor den Thronen ſtehen geblieben; dieß iſt nicht ganz richtig: die Bauern ſind vor den Thronen ſtehen geblieben. Es war aber jene Paſſivität keine zufällige, ſie quoll vielmehr aus dem innerſten Weſen des deutſchen Bauern. Der Bauer hat in unſerem Vaterlande eine politiſche Bedeutung wie in keinem anderen Lande Europa's; der Bauer

ist die Zukunft der deutschen Nation. Die innere Erfrischung und Verjüngung unseres Volkslebens kann nur noch von dem Bauernstande ausgehen. Wenn wir das Bauernproletariat nicht überwuchern lassen, dann brauchen wir uns vor dem industriellen und intellectuellen nicht mehr zu fürchten. Bei dem Bauernstande liegt der Punkt, wo Politik und Nationalökonomie zusammenfallen, wo die kranke Politik nationalökonomisch curirt werden kann. Die größten Fehlgriffe welche der büreaukratische Staat seit fünfzig Jahren begangen, wurzeln darin daß er das Wesen des deutschen Bauern ganz falsch aufgefaßt und den obersten Grundsatz vergessen hat, daß die conservative Macht des Staates in dem Bauernstande ruht. Die Ereignisse der letzten Jahre zeigten uns thatsächlich, wie falsch jene Auffassung gewesen. Allein auch die revolutionäre Partei erkannte die politische und sociale Bedeutung des Bauern nicht, und war weit davon entfernt in seine Eigenthümlichkeit einzugehen. Ein Agitator, welcher der Bauern sich zu bemeistern verstünde, würde erst ein wahrhaft fürchtenswerther Agitator seyn, er hätte die wirkliche Majorität des Volkes auf seiner Seite, nicht bloß der Kopfzahl nach, sondern auch nach der materiellen und moralischen Macht.

Ich habe mir nun vorgesetzt, im Nachfolgenden die politische und sociale Bedeutung des deutschen Bauern zu zeichnen, seine Bedeutung als conservative Potenz im Staate, als der rohe, aber ungefälschte Kern deutschen Wesens, dann zu entwickeln, wo und wie sich die sociale und politische Verderbniß auch bei dem Bauern bereits eingefressen hat. Als thatsächlicher Beleg, als erläuterndes Beispiel zur Beweisführung wird sich hieran eine Schilderung der Rolle knüpfen, welche der Bauernstand in den Gährungen und Bewegungen der Gegenwart durchgeführt, und den Beschluß möge die Nutzanwendung bilden, die Moral der Fabel, welche ich in Betreff der Würdigung und staatsmännischen Behandlung des Bauernstandes unsern praktischen Staatsmännern recht ins Gewissen schieben möchte.

In dem Bauernstande allein noch ragt die Geschichte alten deutschen Volksthums leibhaftig in die moderne Welt herüber. Der Bauer hat keine Geschichte gelernt, aber er ist historisch. Alle andern Stände sind aus ihren ursprünglichen Kreisen herausgetreten, haben ihre uralten Besonderheiten gegen die Ausebnungen einer gemeinsamen sogenannten Civilisation dahingegeben, die Bauernschaft allein existirt noch als ein unberührter, organisch selbständiger Stand. Die bäuerlichen Zustände studiren, heißt Geschichte studiren, die Sitte des Bauern ist ein lebendiges Archiv, eine historische Quellensammlung von unschätzbarem Werth.

Schon dem Auge des Naturforschers stellt sich der ächte deutsche Bauer als der historische Typus des deutschen Menschenschlages dar. Bei den Städtern hat sich die Originalität der Körperbildung, wie der Geistesbildung, wie der Sitte zu einem Typus der Einzelpersönlichkeit, höchstens der Familie einerseits durchgebildet, andererseits verflüchtigt. Die körperliche Besonderheit des Bauern scheidet sich noch gruppenweise ab nach Stämmen und Gauen. Hier finden wir noch in dem einen Gau einen mehr langbeinig hochaufgeschossenen, in dem andern einen mehr breitschultrig gedrungenen Menschenschlag, wie sich das durch lange Jahrhunderte in unverfälschter Race fortgepflanzt hat. So trifft man z. B. in einzelnen Strichen des Hessenlandes heute noch ausschließlich jene länglichen Gesichtsprofile, mit hoher, nach oben etwas breit ausrundender Stirn, langer gerader Nase und kleinen Augen mit stark gewölbten Augenbrauen und großen Lidern, wie sie durch den Genremaler Jakob Becker und seine zahlreichen Schüler als stehende Figur in die beliebten gemalten Dorfgeschichten dieser Künstler übergegangen sind. Vergleicht man diese Bauernphysiognomien mit den Sculpturen der Marburger Elisabethenkirche (aus dem 13. Jahrhundert), dann wird man entdecken, daß sich durch fast sechshundert Jahre derselbe althessische Gesichtstypus unverändert erhalten hat, nur mit dem Unterschiede,

daß an jenen Bildwerken die Köpfe von Fürsten, Herren und edlen Frauen gemeißelt sind, deren Züge uns das unverfälschte Stammesgepräge zeigen, während dasselbe jetzt nur noch bei den Bauern des Landes zu finden ist. Wer mittelalterliche Gestalten historisch ächt zeichnen will, der muß sich überhaupt seine Modelle bei den Bauern suchen. Es erklärt sich dadurch aber ganz naturgemäß, warum die altdeutschen Bildner in einer Zeit, wo man doch sonst viel weniger nach der Schablone zu denken und zu bilden pflegte als in unseren Tagen, ihre Köpfe durchschnittlich so typisch einförmig behandelt haben: der ganze Menschenschlag hatte sich noch nicht zu einer größeren Individualisirung der Gesichtszüge ausgelebt. Der Umstand aber, daß das Gleiche auch heute noch bei den unverfälschten Bauern stattfindet, führt uns zu einer weiteren Wahrnehmung. In der sogenannten gebildeten Welt existirt, wirkt der Mensch viel mehr als Individuum; der Bauer dagegen existirt und wirkt als Gruppe, als Gesammtheit des Standes. Hans führt den Pflug, lebt und denkt wie Kunz, aber daß von so vielen Tausenden einer wie der andere den Pflug führt, einer wie der andere lebt und denkt, dieß nur ist ihrer aller weltgeschichtliche That und wirft ein so schweres Gewicht in die Wagschale unserer ganzen politischen und socialen Entwickelung.

In der gebildeten Welt hat der Einzelne seinen Styl, und der Styl soll den Mann zeichnen. Bei dem Bauersmann hat der Stamm, der Gau, das Land seinen Styl, nämlich seinen Dialekt, seine Redewendungen, seine Sprüche, seine Lieder, und dieser Styl zeichnet die großen Volksgruppen. Dieser landschaftliche Styl des Bauern ist aber wiederum ein Stück Geschichte, an welchem derselbe mit der größten Zähigkeit festhält. In einzelnen Gegenden Ungarns, z. B. in der Neutraer Gespanschaft, ziehen die bäuerlichen Nachkommen deutscher Colonisten des 12. und 13. Jahrhunderts heute noch, ihre altsächsischen Lieder und Weisen singend, als Schnitter im weiten Lande umher, während die gebildeten deutschen Einwanderer in

kürzester Frist ihre heimische Sprache vergessen und die ungarische annehmen. Auch in Amerika zeigt sich's, wie lange das historische Besitzthum des Provinzialdialektes bei dem eingewanderten Bauersmann widerhält, während der Städter meist gar bald nach der traurigen Ehre hascht, seine Muttersprache zu vergessen oder zu verwälschen. Und wenn fast alles Andenken an die frühere Heimath bei deutschen Bauerncolonien erloschen ist, dann halten in der Regel noch deutsche Bibeln und Gesangbücher auch für weitere Generationen auf geraume Zeit die Tradition der alten Muttersprache aufrecht. Wer aber einigermaßen die Mundarten der Bauern beobachtet hat, der wird wissen, daß neben dem Herkommen uralter Ausdrucksweisen die Volkssprache an diesen Büchern immer noch zumeist sich erfrischt und anhält, also auch hier wieder in sehr festen historischen Boden ihre Wurzeln treibt. Den holländischen Bauern auf der dänischen Insel Amager, die viele Menschenalter hindurch mit erstaunlicher Beharrlichkeit ihre heimathliche Mundart heilig hielten, konnte man nur dadurch die dänische Sprache beibringen, daß man ihnen mit dänischen Predigern allmählich dänische Bibeln und Gesangbücher aufzwang.

Dagegen mögen andererseits ein paar Züge anschaulich machen, daß auch ein nichtdeutscher Bauernschlag der mitten unter Deutschen sitzt, seine Volksthümlichkeit zäh bewahrt. Die Wenden in der Lausitz leben ungefähr 200,000 Seelen stark zerstreut unter der deutschen Bevölkerung oder zu eigenen Kirchspielen abgeschlossen. Sie haben ihre Schulen und Pfarrkirchen; es wird in slavischer Sprache gelehrt und gepredigt. Als Katholiken halten sie sehr streng am Papste, als Protestanten nicht minder fest an Luther. Der gemeine Mann ärgert sich, wenn jemand dem Reformator den Doctortitel nicht beilegt; er spricht stets respectvoll nur vom Doctor Luther. Vor hundert Jahren war das Gleiche wohl im ganzen protestantischen Deutschland der Fall. Mit größter Strenge hält der Wende an den Bräuchen seiner Kirche fest, und dieß mag

nicht am wenigsten dazu beitragen, daß er überhaupt so rein sich bewahren kann in seiner Volksthümlichkeit. Deutscher Schulunterricht, deutsche Justiz und Verwaltung, der Dienst im stehenden Heere, und so vieles andere greift zerstörend in die nationale Abgeschlossenheit ein; allein, wie wir es bei Völkern, deren Stamm und Wesen bedrängt ist, häufig finden: die Frauen und Mütter bringen den Männern wieder aus dem Sinn, was von fremdem Einfluß sich festgesetzt hat. Daheim am Herde mag die Frau leicht das ererbte Volksthum bewahren, während der Mann gezwungen ist, im Verkehr und Wandel die schroffe Eigenthümlichkeit abzustreifen.

Die Wenden haben eigene, sehr kriegstüchtige Regimenter im sächsischen Heere gebildet; als fleißige Arbeiter und redliche Dienstboten sind sie auf weit und breit gesucht, und manches schwächliche Leipziger oder Dresdener Kind kommt durch eine wendische Amme zu Kraft und Gedeihen. In ihren Dörfern bewähren sie sich als tüchtige Bauern; man merkt es allen ihren Bräuchen an, daß sie von Anbeginn ein ackerbautreibendes Volk gewesen sind. So ist z. B. den Wirthschaftsthieren eine große Aufmerksamkeit in Sitte und Herkommen erwiesen. Jede Kuh hat ihren eigenen alten Namen, der meist nach den Eigenschaften des Thieres sorglich ausgewählt wird, und den Bienen werden die wichtigsten Familienereignisse jederzeit „angesagt.“ (Letzteres findet sich auch in Westphalen.) Dafür ist aber auch der Ackerbau der Wenden immer gesegnet gewesen. Die benachbarten Böhmen blicken sehnsüchtig auf die glücklicheren Wenden, welche an jedem Sonn- und Feiertage Kuchen die Fülle essen können. Wenn dem armen böhmischen Bauern ein Sohn geboren wird, dann bindet er ihn an die Spitze einer langen Stange und dreht ihn mit dem Gesichte nach der Lausitz hinüber, damit es ihm auch einmal so gut gehen möge wie den Wenden, die dort wohnen.

Die ganze Originalität der Bauernsprache besteht fast nur darin, daß sie an den historischen Besonderheiten festgehalten

hat, die man in den Kreisen der Gebildeten abschliff. So bezeichnet der Bauer z. B. den Tag vielfach noch lieber in alter Weise nach dem Kalenderheiligen, als durch die abstracte Ziffer des Datums. In den Taufnamen die er seinen Kindern gibt, hält er den alten Brauch der Gegend fest, während der Gebildete dabei gewöhnlich nach Grille und Laune verfährt. Viele im Mittelalter bräuchliche Taufnamen würden ganz ausgestorben seyn, wenn sie sich nicht bei den Bauern, namentlich in katholischen Strichen, erhalten hätten. Man könnte sogar eine Art topographischer Statistik der bäuerlichen Taufnamen für einzelne Gegenden aufstellen, so fest hat das Landvolk auch hier in strenger örtlicher Beschränkung am alten Herkommen gehalten. Das stete Fortvererben gewisser Lieblings-Vornamen in einer Familie, welches früher bei dem deutschen Adel so häufig vorkam, jetzt immer seltener geworden ist und nur noch bei Fürstenfamilien sich consequent erhalten hat, wird in manchen Gegenden bei den Bauern noch mit Strenge durchgeführt. Sind dann die Glieder mehrerer Generationen gleichzeitig noch am Leben, so muß zur Unterscheidung, ganz wie bei fürstlichen Häusern, mit Ziffern ausgeholfen werden. Es wird also von einem Hans I. II. III. ꝛc. geredet oder in alterthümlicherer Weise dem „älteren, mittleren und jüngeren."

Volkssagen haben sich im Munde der Bauern meist rein bewahrt, während sie, wo sich die Gebildeteren derselben bemächtigten, in der Regel sofort verfälscht und willkürlich verziert, d. h. verunziert wurden. Also auf der einen Seite Ehrfurcht vor der Ueberlieferung und Selbstbescheidung, auf der andern mindestens die Eitelkeit, alles durch eigene Zuthat verbessern zu wollen. Was uns noch von altheidnischem Aberglauben, von Sprüchen und Bräuchen die sich darauf beziehen, überkommen ist, dafür hat die historische Forschung fast ausschließlich den Bauern zu danken. In Zeitläufte, zu welchen keine Geschichtschreibung mehr hinaufreicht, reicht nur noch die dunkle Tradition, welche uns die Bauern bewahrt haben. Je älter die

Sagen sind, desto mehr wird der Forscher auf die Dörfer getrieben.

Der Bauer hält selbst da noch an dem Historischen fest, wo es klüger wäre, dasselbe aufzugeben. Er trägt auf dem Schwarzwalde und im Hüttenberg in den Hundstagen eine dicke Pelzkappe, weil das eine historische Pelzkappe ist, die sein Urahn auch getragen hat. In der Wetterau in der Gegend von Großenlinden gilt die Bauerndirne für die eleganteste, welche die meisten Röcke übereinander trägt. Mit sieben übereinandergezogenen Röcken an die Feldarbeit zu gehen, etwa ins nasse Gras oder ins hohe Korn, ist offenbar sehr unvernünftig, es ist aber historisch. Durch alle ärztlichen Bedenken läßt sich's der Bauer in manchen Gegenden immer noch nicht nehmen, seine Beinkleider durch den verderblichen, quer über den Magen geschnallten Ledergürtel zu befestigen; man könnte ihm weit eher eine neue Gemeindeverfassung als die unhistorische Erfindung der Hosenträger octroyiren. Die Kartoffel hat der Westerwälder Bauer im achtzehnten Jahrhundert trotz allen philanthropischen Kartoffelpredigern Jahre lang den Schweinen und dann den Hunden gefüttert, bevor er sich entschließen konnte, das neumodische Gewächs auch nur versuchsweise auf seinen Tisch zu stellen. Um den Futterkräutern Eingang zu verschaffen, bedurfte es vieljähriger mündlicher und schriftlicher Belehrungen und Aufmunterungen. Zwischen vielen Dörfern findet eine historische Feindschaft statt, deren letzten Grund niemand mehr auszuforschen vermag, die aber jedenfalls auf eine uralte, längst bedeutungslos gewordene Rivalität zurück datirt. Was dann früher ernstlichere Befehdung gewesen seyn mag, das ist jetzt auf gelegentliche Prügelscenen und stehende altherkömmliche Schimpfwörter zusammengeschrumpft. Eine solche historische Feindschaft existirt z. B. noch jetzt zwischen vielen Rheindörfern und den etwas weiter landeinwärts gelegenen Nachbarortschaften. Der „Rheinschnacke" gilt als das stehende Schimpfwort für den Bewohner des Rheindorfs, während dieser

es dem feldbautreibenden Nachbar mit einem „Karst", dem Walddörfler mit einem „Kukuk" heimzahlt. Aber der Haß ist gründlich, denn er ist ein ererbter, und wenn etwa der Romeo eines Montague unter den „Karsten" die Julie eines Capulet unter den „Rheinschnacken" heirathen wollte, so könnte das zu nicht minder ernstlichen Conflicten führen, wie bei den edlen Geschlechtern von Verona, obgleich keiner der beiden Theile einen eigentlichen Grund für die Feindschaft mehr anzugeben vermag. Viele Dörfer oder auch Dörfergruppen zeichnen sich nicht selten durch seit undenklichen Zeiten feststehende Prädicate aus, z. B. der Grobheit, der Prügelsucht, der Proceßkrämerei u. dgl. — In einem Dorfe am Taunus, dessen Insassen seit Menschengedenken wegen der beiden erstgenannten Eigenschaften berühmt waren, hatten die Schultheißen den gleichfalls historisch gewordenen Brauch, bei Schlägereien die Unbändigsten nicht in das Ortsgefängniß, sondern zur Verschärfung in ihren Schweinestall zu sperren. In neuerer Zeit aber übertrug die Regierung, um der Rohheit der Gemeinde zu steuern, einem „aufgeklärten" Manne das Schultheißenamt, der dann auch jene originelle Strafverschärfung sofort abstellte. Dem ganzen Dorfe gefiel aber diese unerbetene Reform des Gefängnißwesens so schlecht, daß es sich mit dem Ersuchen an die Behörden wandte, man möge ihnen wieder einen „kräftigen" Mann zum Schultheißen geben, der auch nach Recht und Gerechtigkeit, „wie es vordem geschehen", zu strafen den Muth habe. Und der Schultheiß, welcher den Schweinestall abgeschafft, konnte nie zu rechtem Respect gelangen, denn der Schweinestall war im Dorfe ebenso historisch, wie die Grobheit und Prügelsucht der Bewohner. Dieß hat sich noch im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts zugetragen.

Die Organisirung des bäuerlichen Zusammenwohnens und Wirkens, der Uebergang der Mansen und Huben zu Marken, Dörfern, Hundreten und Gauen entwickelte sich außerordentlich langsam, weit langsamer als das Städtewesen. Ja die Be-

völkerung ist hier und da noch bis auf diesen Tag auf einer der früheren Entwickelungsstufen stehen geblieben. Es bedurfte langer Jahrhunderte, bis sich die einzelnen Siedelungen zu Marken erweiterten, langer Jahrhunderte, bis sich die Marken wieder zu Dörfern zusammenzogen. Ein so langsames Vorwärtsgehen zeugt von großer historischer Zähigkeit. Allein man hat, wie gesagt, nicht einmal mit diesem langsamen Gang überall Schritt gehalten. Das System der einzelnen Gehöfte statt der Dörfer existirt bekanntlich noch in manchen Gegenden Deutschlands, und eben so bekannt ist's, daß wir in dem Hofbauern den treuesten Bewahrer väterlicher Sitte, den ächtesten historischen Bauer besitzen. Anderwärts ist man sogar bei dem Uebergangszustande stehen geblieben, wo die Marken sich in eine übergroße Anzahl ganz kleiner Dörfer zusammenzogen. So auf dem Westerwalde. Wenn wir dort „Dörfer" mit 6—9 Häusern und 40—50 Einwohnern finden, aber die Ortschaften so dicht gesäet, daß ihrer wohl ein Duzend sich mit einer einzigen Pfarrei begnügen können, dann läßt uns dieß erst die Schilderungen alter Schriftsteller begreifen, wie wenn etwa Hermannus Contractus erzählt, im Jahre 875 am 3. Juli sey das Dorf Ascabrunno (Eschborn) im Niddagaue durch ein plötzlich entstandenes Hochgewitter also zerstört und gänzlich vernichtet worden, daß alle Bewohner umgekommen und keine Spur von dem Dorfe mehr übrig geblieben sey. Das Zusammengehen der vielen nahegelegenen kleinen Dörfer in eine geringere Anzahl größerer Gemeinden wurde aber in der Regel durch die Gewalt äußerer Ereignisse und keineswegs durch planmäßige Veranstaltnng der Bewohner bewirkt. Fast überall, wo die alten Weiler zu größeren, weiter auseinander gerückten Ortschaften sich zusammengezogen haben, weist uns die Geschichte oder die Sage auf eine große Zahl „ausgegangener" Dörfer zurück, von denen es aber fast durchweg nachweislich ist, daß sie in den Fehden des Mittelalters, im Bauernkriege oder im dreißigjährigen Krieg, oder durch eine Pestilenz u. dgl. vernichtet wurden. Die Bewohner würden bis auf diesen Tag den

Uebergang in größere Gemeinwesen gewiß nicht vollbracht haben, wenn sie nicht durch die Wucht der Ereignisse dazu gezwungen worden wären. Selbst zu durchgreifenden Reformen in der Feldbewirthschaftung konnte der Bauer oft genug nur durch Krieg und Verwüstung getrieben werden. So herrschte z. B. in den meisten Seitenthälern des Mittelrheines bis ins 17. Jahrhundert ein höchst unnatürliches Uebermaß des Weinbaues auf ganz undankbarem Boden. Erst als durch die Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges das Land verödet war und der Anbau wieder wie von vorn begonnen werden mußte, beschränkte man die Weincultur auf die günstigeren Lagen. Es gehört dieß wohl zu den wenigen Segnungen jenes traurigen Krieges. Aber auch nur einem Kriege hatte es gelingen können, gleichsam als praktischer Nationalökonom einzugreifen und für ganze Landschaften den großen Fortschritt der „Theilung der Arbeit" einerseits, der „Conföderation der productiven Kräfte" auf der anderen Seite durchzuführen. Der Bauer hat am längsten gezögert den Schritt vom Familienleben zum Gemeindeleben zu thun, und gar von der Idee der Gemeinde zur Staatsidee hat er sich bis zur Stunde noch nicht vollauf erheben können. So ist der deutsche Bauersmann wohl national mit Leib und Leben, Geist und Herz und Sitte, aber die bewußte Idee der Nationalität ist ihm so gewiß noch nicht aufgegangen, als er sie in seiner Beschränkung in der That auch gar nicht nöthig hat. Seine Stellung zum Staat und zur Nation ist gleichsam ein Stand der Unschuld, er hat noch nicht vom Baume der Erkenntniß gegessen, seine historische Sitte ist sein politischer Katechismus. Wir stellen diesen Satz hier allgemein hin, obgleich wir weiter unten sehen werden, daß er in seiner Allgemeinheit nicht mehr ganz richtig ist, und daß sich gerade an die Abweichungen von demselben die wichtigsten Folgerungen knüpfen.

Wenn man übrigens von der historischen Pietät des deutschen Bauern spricht, dann darf man nicht vergessen, daß diese Pietät ganz einseitiger Natur ist und sich in der Regel nur auf

das beschränkt, was den Bauer selbst und unmittelbar angeht. Er hat die größte Pietät gegen das alte baufällige Haus, das sein Großvater erbaut, und mit welchem er keine Verbesserung, keinen Umbau vornehmen mag, aber gegen die denkwürdigen Ruinen der Burg, die sich über seinem Dorfe erhebt, hat er gar keine Pietät und bricht ganz wohlgemuth die Werksteine heraus, um seinen Garten damit zu umfrieden, oder reißt die kunstreiche Steinmetzenarbeit der gothischen Klosterkirche, die ihn „nichts angeht," nieder, um einen Feldweg damit zu stücken. Denn er hat ja keine Geschichte studirt, er ist überhaupt kein Geschichts- oder Alterthumsfreund, seine Sitte nur ist seine Geschichte, und er selber und was an ihm hängt, das einzige Alterthum, welches er ästimirt. Das Gleiche gilt von den historischen Ueberlieferungen im Munde des Bauern. Sie haben sich nur so weit frisch erhalten, als sie ihn selber berühren. In Gegenden, wo sich ein ächter Bauernschlag herübergerettet hat, leben die Anklänge der Hörigkeitsverhältnisse des Mittelalters noch in unzähligen Sitten und Redeweisen, aber nach Ueberlieferungen etwa aus der deutschen Reichsgeschichte oder auch nur aus der Geschichte seines eigenen Fürstenhauses werdet ihr den Bauer in der Regel vergebens fragen. Er weiß euch noch recht gut anzudeuten, was „ganze und halbe Leute", was ganze und getheilte Huben gewesen sind; in Hessen geht heute noch die Redeweise, daß „vier Pferde zu einem ganzen Bauern gehören", und man spricht, nach der Tradition von den Frohntagen, welche in alter Zeit zu leisten waren, von „dreitägigen, viertägigen Bauern;" aber wer Karl der Große, wer Friedrich Rothbart gewesen, darnach wird man dort wohl vergebens Umfrage halten, falls nicht etwa neuerdings ein Schulmeister davon Kunde gebracht hat.

Die alte Hörigkeit, die in einem großentheils noch zu colonisirenden Lande bei weit verstreuter Bevölkerung eine wahre Wohlthat gewesen, wirkte nicht wenig dazu, den Bauer vom Vagabundenleben abzuhalten und die ihm eigene zähe Beharr-

lichkeit für kommende Geschlechter, denen das Vagabundiren näher gelegt seyn sollte, zu begründen. Die lange Geschichte der Leibeigenschaft ließ wenigstens das Proletarierbewußtseyn bei dem Bauern nicht aufkommen, denn so lange er Leibeigener war, war ihm zum mindesten ein festes Brod von seinem Herrn sicher. Die bäuerlichen Sklaven der deutschen Urzeit sind ja keineswegs ein bewegliches Eigenthum gewesen wie ein moderner Negersklave, der nach Belieben auf den Markt gebracht und an den Meistbietenden versteigert werden kann. Sie wurden als an ein bestimmtes Gut und seine Herrenfamilie gebunden gedacht, höchst selten veräußert und bauten das Grundstück, worauf sie fest saßen, oft in eigener Wirthschaft nur gegen Zins und Dienstleistung an den Herrn. Ein freies und selbständiges deutsches Bauernthum gehört freilich erst der neueren Zeit an, aber von seinem Urahn, der ein Leibeigener, ja in den ältesten Tagen wohl gar ein Sklave gewesen, hat der Bauer dennoch schon die beste Grundlage der Unabhängigkeit, das seßhafte Wesen geerbt.

Die Geschichte unseres Bauernthumes zeigt viele gar wunderbare Erscheinungen. Die Bauern des Mittelalters waren in den Kämpfen und gewaltsamen Krisen dieser Zeit großentheils aufs ärgste gedrückt. Wo der Ritter verlor, zahlte der Bauer die Zeche. Ohne Schutz stand er da, oft ohne Recht, ohne Waffen, wo der letzte Entscheid doch so häufig in der Waffengewalt gefunden ward. „Leg' dich krumm, und Gott hilft dir" ist ein altes Bauernwort, das die ganze Politik des wehrlosen Bauern ausspricht. Und doch ging er nicht sittlich und social zu Grunde in all der Noth und Trübsal. Im Gegentheil der Druck des Mittelalters ist für den deutschen Bauernstand eine Zuchtschule des Lebens geworden, und eine seiner kostbarsten Tugenden, seine unendliche Zähigkeit, hat er dieser zu danken. Wollte aber einer aus dieser Thatsache folgern, — und die Folgerung ist noch vor fünfzig Jahren leidlich populär gewesen — daß man dann den Bauer nur recht zu drücken und zu zwicken brauche, um ihn gut und tüchtig zu erhalten, so würde er damit

doch wieder auf den Holzweg gerathen. Es erscheint freilich sehr bequem für die Regierenden, Unterthanen zu haben, deren politisches Glaubensbekenntniß lautet: „Leg dich krumm und Gott hilft dir!“ Aber man möge nicht vergessen, daß gerade die tüchtigsten Bauerschaften, die eigentlichen Prachtexemplare deutschen Bauernthumes, wie etwa die classischen westfälischen Hofbauern, im Mittelalter am freiesten gewesen sind. Sie standen damals gleich als reichsstädtische Patricier unter den übrigen Bauern, hatten freie, nach uraltem Brauch geregelte Gemeindeverfassung, eigene Gerichtsbarkeit, zahlten mäßige Steuern. Und diese von Alters her freien Bauern erscheinen jetzt als die conservativsten, als die Urbilder des historischen deutschen Bauern. An ihnen mag man merken, was unser Bauernstand hätte werden können, wenn ihm überall die freie, eigene Entwickelung vergönnt worden wäre. So schuf der deutsche Orden in Preußen durch die Verleihung des sogenannten „Kulmischen Rechtes“ einen freien Bauernstand wie er in andern Gegenden Deutschlands ganz unbekannt war, und die Nachkommen dieser glücklichen Bauern, die bis auf unsere Tage unter dem Namen der „Kölmer“ oder der „Preußischen Freien“ hervorragten, waren durch Jahrhunderte das Muster eines tüchtigen Bauernschlages vom alten Schrot und Korn. Die Heroen der deutschen Bauerngeschichte, die Stedinger und Dithmarsen sind freie Bauern gewesen, sie legten sich nicht krumm, daß ihnen Gott helfe, sondern gingen in Kampf und Tod für ihre Freiheit und ihr altes Recht; der charakteristische Bauerntrotz steigerte sich bei ihnen zum Heldenthume. In den Ländern wo sie gesessen, sitzt heute noch ein höchst tüchtiger, ein streng conservativer Bauernschlag. Dagegen in so vielen kleinen südwestdeutschen Territorien, wo seit langen Jahrhunderten der geschundene Bauer recht eigentlich zu Hause war, hat oft bis zu dieser Stunde das verkrüppelte, mißvergnügte Bäuerlein zu Kraft und Selbstbehagen sich noch nicht ermannen können. Dabei wird es aber doch durch den leisesten Anlaß aufgeweckt zu Unfug und Scandal.

Der ächte Bauer kann die Philanthropie des modernen Erbrechtes nicht recht begreifen, welche allen Kindern alles gibt, damit keines was rechtes beſitze. Wo eigentliche Bauernmajorate nicht mehr herrſchen, da findet häufig wenigſtens eine Verlooſung des Gutes unter den Kindern ſtatt, damit der väterliche Beſitz in einer Hand vereinigt bleibe. Wo man auf dem Wege des Geſetzes gegen dieſe Verlooſungen oder die Majorate wirken will, da wird man bald finden, daß dem Bauern die Sitte über das Geſetz geht. Ja er wird im Nothfall ſo feſt an der Sitte halten, daß ſie in ihr Gegentheil, in Unſittlichkeit umſchlägt. So liegen z. B. im untern Maingrunde, wo die Güterzerſplitterung längſt in voller Blüthe ſteht, ein paar vereinzelte Dörfer, welche mit aller Macht ihrerſeits gegen die Gütertheilung ankämpfen. Es iſt aber auch in dieſen Dörfern unerhört, daß einer Ehe mehr als zwei Kinder entſproſſen. Um die Sitte aufrecht zu erhalten, hat man die Moral geopfert; die Gemeinden ſind reich und blühend, und die Pfarrer predigen — gegen die Abtreibung der Leibesfrucht.

In Gegenden, wo noch alte Bauernſitte herrſcht, ſind die aus perſönlicher oder Standespolitik geſchloſſenen Ehen unter den Bauern gewiß im Verhältniß eben ſo häufig als die politiſchen Ehen unter der hohen Ariſtokratie. Erſt kommt der Güterverband und dann der Herzensverband. Wenn eine „Erbtochter" in Weſtphalen ſich verheirathet, dann ſtellt ſchon der Sprachgebrauch den Geſichtspunkt der Gutsvererbung obenan. Denn der Mann führt mehrentheils fortan den Namen der Frau, die ihm das Erbe zugebracht (wie das bei den Erbtöchtern der alten Dynaſtengeſchlechter auch nicht ſelten geweſen iſt) und fügt ſeinem urſprünglichen Namen, wie ſonſt die Frauen pflegen, nur noch beſcheiden hinten an mit dem Zuſatz „geborener". Alſo etwa: Joſt Müller geborener Schmidt.

Wenn der Bauer nicht zu Neuerungen geneigt iſt, ſo hat dieß ſchon darin ſeine einfachſte Begründung, daß es ihm überhaupt nicht obliegt theoretiſche Verſuche zu machen, die ſehr wohlfeil ſind, ſondern nur praktiſche, für die er mit ſeinem Geld-

beutel einſtehen muß. Dieſen Unterſchied vergeſſen unſere landwirthſchaftlichen Theoretiker gar oft, indem ſie über die Hartköpfigkeit des Bauern klagen. Daß daher der zähe Bauer überhaupt keine großen Stücke auf das theoretiſche Lernen hält, iſt leicht erklärlich. Ein niederrheiniſches Sprüchwort verſinnbildlicht den Reſpect des Bauern vor der diaboliſchen Gefährlichkeit des Lernens in höchſt charakteriſtiſcher Weiſe. Es ſagt: „Men es zeleeve net ze alt für ze liere, ſaht et o't Wief, du lieret ſe noch hexe.“ (Man iſt ſein Lebtage nicht zu alt zum Lernen, ſagte ein altes Weib, da lernte ſie noch hexen).

Wie ein Uebermaß von Zähigkeit in den verderblichſten Eigenſinn umſchlägt, das zeigt uns die auf dem Lande herrſchende Proceßkrämerei. Dem „Proceſſer“ iſt ſein Rechtsſtreit eine Ehrenſache, die er oft aus purem Eigenſinn durchführt, obgleich er am erſten Tage ſchon weiß, daß nichts für ihn dabei herauskommen wird. Der ächte Proceßkrämer — und ganze Gegenden ſind mit dieſer Landplage behaftet — fängt oft einen Rechtsſtreit an, bloß um ſeinem Gegner zu beweiſen, daß er geſcheidter und in den Rechten bewanderter ſey als jener. Er würde es für ebenſo feig halten, davor zurückzuſchrecken, daß die Proceßkoſten vorausſichtlich den Werth des ſtrittigen Gegenſtandes weit überſteigen werden, als der Duellant ſich wegen der Nichtigkeit des Anlaſſes vor Tod und Wunden ſcheut. Es iſt alſo nicht zu verkennen, daß neben dem Eigenſinn und der Hartköpfigkeit der Bauern, der Proceßkrämerei oft auch ein merkwürdiger Ehrgeiz nach dem Ruhme populärer Rechtskunde zu Grunde liegt. Das Recht erſcheint ihm wiederum als Sitte, und es iſt ja ſein Stolz, jeder Sitte kundig zu ſeyn. Hierin liegt ein bedeutungsvoller Fingerzeig für die Geſetzgeber, die ſich aber ſelten um das lebendige Rechtsgefühl des Bauern bekümmert haben. Wären unſere Proceßordnungen volksthümlicher und praktiſcher, dann würde die Proceßkrämerei des Bauern ſich ſchwerlich als eine ſolche Donquixoterie darſtellen, die in einem humoriſtiſchen Volksroman zu einer ſehr luſtigen Figur benutzt werden könnte, während

sie in unserer Sittengeschichte eine um so traurigere Rolle spielt.

Der Bauer bleibt steif bei den Formen stehen, nach welchen er sich einmal das Leben zurecht gelegt hat. S fängt er nicht im Frühjahr seine Processe an, sondern im Winter, verliebt, verlobt, verheirathet sich im Winter, weil er im Sommer zu alle dem keine Zeit hat. Vor mehreren Jahren wurde in der nassauischen Garnisonsstadt Weilburg ein Bauernbursche als Rekrut eingekleidet, der aus der ärmsten und abgelegensten Gegend des hohen Westerwaldes gekommen war, wo sich in der That ein an uralte Zeiten gemahnender überaus niedriger Culturstandpunkt noch vorfindet. Der Bursche hatte noch nie in seinem Leben in einem Bett geschlafen, und als er sich in der Caserne zum erstenmale in ein solches legen sollte, fing er an zu weinen wie ein kleines Kind und desertirte zweimal, weil er sich mit dem Gedanken in einem Bett zu schlafen und überhaupt mit dem für ihn allzu vornehmen und üppigen Leben in der Caserne durchaus nicht befreunden und das Heimweh nach dem gewohnten Elend seiner strohbedeckten Lehmhütte nicht verwinden konnte. Ein solcher armer Teufel vom Lande contrastirt freilich stark genug mit dem städtischen Proletariat, welches gewiß nicht wegen übergroßer Verbesserung seiner Lebensweise desertiren würde.

Nirgends haben die religiösen Gegensätze tiefere Wurzel geschlagen als beim Bauersmann. Auch die Religion ist bei ihm nicht Dogma, sondern Sitte. Sie hat alle seine Gewohnheiten eigenthümlich gefärbt, die Glaubensrichtung klingt bis zu seinen Festen, seinen Liedern und Sprüchen durch, sie gibt sich selbst im Rocke kund, wie ja der ächte Bauer in protestantischen Gegenden das einfarbig dunkle Kleid, in katholischen das hellere und buntere vorzieht. Gleich wie die religiöse Gleichgültigkeit bei den Gebildeten, so hat ein überkirchliches Sectenwesen oft genug bei den Bauern seine festeste Stätte gefunden. Erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, dem Bauersmann hier und da zu der „Aufklärung" zu verhelfen, daß die Religion

nicht die ewige Sitte, sondern eine individuelle Ueberzeugung sey.

Mit dem zähen Beharren des Bauern hängt ein mächtiges Selbstgefühl zusammen, ein stolzes Bewußtseyn seiner eigenen Geltung. Der unverfälschte Bauer schämt sich nicht ein Bauer zu seyn, es liegt ihm im Gegentheil viel näher, jeden andern, welcher nicht den Kittel trägt, zu unterschätzen. An einigen Orten (auch in französischen Landstrichen) herrscht der Brauch, daß das Landvolk an gewissen Festtagen seine Heiligenbilder mit Bauernkleidern schmückt. Der Bauernrock ist dem Bauern das kostbarste Staatskleid, selbst für einen Heiligen.

Er hält Kopfweh für die leichteste Krankheit, weil ihm die Arbeit mit dem Kopf die leichteste und entbehrlichste Arbeit dünkt. Bei den Verfassungs- und Verwaltungskrisen des Jahres 1848 meinten die Tiroler Bauern, sie könnten wohl auch ohne die „Herren" fertig werden, wenn man sie nur gewähren lassen wolle. Der Bauer von ächtem Schrot und Korn beneidet den vornehmen Mann keineswegs, er hält ihn vielmehr immer für etwas windig und unsolid. Die Geschichte weiß von Bauernbewegungen aller Art zu berichten, durch welche eine Besserstellung des vielgeschundenen und geplagten Landmannes bezweckt wurde, aber ein Streben der Bauern, aus ihrem Stand und Beruf herauszutreten, vornehme Leute werden zu wollen, den Pflug liegen zu lassen, um etwa das ruhigere Geschäft eines Rentiers und Capitalisten oder eines Pariser Staatsfaullenzers zu ergreifen, ein solches Streben ist bei den deutschen Bauern ganz unerhört. Dagegen liegt gerade der Kern der socialen Bewegung in den niederen Schichten der städtischen Gesellschaft darin, daß immer der geringere Stand und Beruf den höheren beneidet und in seine Stelle einrücken möchte, daß der geringere Arbeiter sich seines Berufes schämt. Der Fabrikarbeiter, der Handwerker wünscht nicht etwa bloß seinen Arbeitsverdienst erhöht — das wünscht der Bauer auch — er will aufhören Fabrikarbeiter, Handwerker zu seyn, er schämt sich dessen, er

möchte auch ein großer Herr werden. In diesem erbärmlichen Neide, der sich bis in die höchsten Schichten der Gesellschaft fortsetzt, liegt das nichtswürdigste und unsittlichste Moment der socialen Agitation. Der Bauer kennt diesen Neid noch nicht, er ist noch von dem edeln Stolze des Corporationsgeistes beseelt, der früher auch den Handwerkerstand beseelte und ihn so viel ehrenwerther und tüchtiger erscheinen ließ, als es jetzt großentheils der Fall ist. Will der siebenbürgische Sachse seine Achtung vor einem Manne ausdrücken, so sagt er: „et äß äser ener" — er ist unser einer. Wenn der Mann im Rock den Mann im Kittel über die Achsel ansieht, dann ist dieser gewöhnlich sofort mit der schlagenden Argumentation zur Hand: „wenn wir Bauern nicht wären, dann hättet ihr nichts zu essen." Und bei diesem Worte soll der Bauer stehen bleiben, es ist ein stolzes Wort, darauf er sich schon etwas einbilden kann.

Der deutsche Bauer ist in der neuesten Zeit eine Art Modeartikel in der schönen Literatur geworden. Man könnte daraus zweierlei folgern. Die Ahnung von der Bedeutsamkeit einer zukunftreichen politischen Macht hat sich schon oft prophetisch in der Literatur ausgesprochen, bevor der Blick der praktischen Staatsmänner sie zu würdigen verstand. So, könnte man sagen, klopften jetzt die Bauern einstweilen in Dorfgeschichten und Romanen an, weil die Zeit nahe gekommen sey, wo das Vollgewicht ihres politischen Einflusses in der Wirklichkeit sich geltend machen werde. Andererseits mag man aber auch folgern, daß die Kluft, welche den Gebildeten von dem Bauern trennt, doch ungeheuer groß geworden seyn müsse, da die Eigenthümlichkeiten des Bauernlebens seltsamer Weise so neu erscheinen, daß man sie jetzt gar als die pikanteste Würze der bereits so stark überwürzten Romanliteratur ausbeutet. Es hat sich aber in diese Dorfgeschichten (die Auerbach'schen nicht ausgenommen) neben manchen der Natur abgelauschten Einzelheiten eine grundfalsche Auffassungsweise des Gemüthslebens der Bauern eingenistet. Der Bauer ist himmelweit entfernt von jeder modernen Senti-

mentalität und Gefühlsromantik; er ist dazu aus viel zu sprödem Stoff geformt, ja er ist in Sachen des Herzens oft geradezu roh. Dem Bauersmann ist die Familie heilig, aber die zärtliche Eltern-, Geschwister- und Gattenliebe, wie wir sie bei den Gebildeten voraussetzen, werden wir bei ihm vergebens suchen. Es ist leider nur allzu begründet, daß beispielsweise Impietät der erwachsenen Kinder gegen die bejahrten Eltern auf dem Lande sehr stark im Schwange ist, namentlich da, wo die Eltern beim Eintritt in das höhere Alter ihr ganzes Besitzthum den Kindern abgeben gegen die Pflicht des sogenannten „Aushaltes", d. h. der Ernährung und Pflege bis zum Tode. Wie es mit diesem Aushalte gar oft gehalten wird, das bezeugt die Bauernregel: „Zieh dich nicht eher aus, als bis du schlafen gehst." Diese Impietät entspringt aber im allgemeinen weit mehr aus Gefühlsrohheit, als aus Sittenverderbniß.

Merkwürdig ist es auch, daß unter den vielen Gleichnissen und moralischen Erzählungen im Munde der Bauern wohl keine allgemeiner verbreitet ist und in zahlloseren Varianten existirt, als die Geschichte von den undankbaren Kindern, welche ihren greisen Vater, dem sie bloß den Aushalt schuldeten, an einem hölzernen Trog essen ließen, weil er mit seinen zitternden Händen manchmal das Essen verschüttet hatte. Da bemerkten sie, daß ihr eigener Bube einstmals einen kleinen Trog aus Holz schnitzte, und als sie ihn fragten, zu welchem Zweck, erwiederte er, damit seine Eltern daraus essen könnten, wenn sie später auch einmal den Aushalt bei ihm bekämen. Ebenso zeigt sich geschwisterliche Liebe während und nach der Verlooſung des elterlichen Gutes in der Regel nicht im glänzendsten Licht. Die Ehe faßt der Bauer von einem sehr nüchternen Standpunkte auf. Die Mädchen auf dem Lande heirathen meist sehr frühe, die ersten Jahre der Ehe sind für sie eine Kette der größten Entbehrungen und Strapazen; sie werden rasch alt und häßlich. Von der Romantik einer Bauernehe, wie sie die Dorfnovelliſten ausmalen, wird dabei nicht viel zu verspüren seyn. In kriti-

schen Momenten liest der Mann seiner Frau wohl gar ein Capitel aus dem Puffendorf oder einige Verse aus dem Klopstock, ohne daß man viel Aufhebens davon macht. Indem unsere Dorfpoeten ihr eigenes Gefühlsleben auf den Bauer übertrugen, verwischten sie gerade eine seiner hervorragendsten Eigenthümlichkeiten, welche darin besteht, daß bei ihm die allgemeine Sitte an die Stelle des individuellen Gefühls tritt. Zudem wird man in unserer Dorfgeschichtenliteratur den Bauer fast immer in seiner kranken Erscheinung, halb zum Proletarier verkrüppelt, gezeichnet finden, in seinen verneinenden Beziehungen zum Staat, zur Gesellschaft, zur Kirche. Es lag allerdings früher den Tendenzen der Literatur näher, auch hier den Boden der Gesellschaft als unterwühlt, die Sitte des Bauern als im Zusammenbruch begriffen, die erhaltende Urkraft des Staates als zum Gegentheil sich verkehrend darzustellen. Allein die Ereignisse der letzten Jahre haben uns bewiesen, daß solchergestalt nicht der deutsche Bauer, sondern der von dem ächten Bauernthume bereits Abtrünnige geschildert war. Noch ist kein neuerer Schriftsteller so tief in den Geist des Bauernstandes eingedrungen, als der alte Justus Möser, der in seinem biderben, geraden, auf dem Granitgrund der Sitte aufstrebenden Charakter selbst viel Wahlverwandtes mit den Bauern hatte, der sie auch nicht behufs literarischer Dorfstudien durch den Operngucker betrachtete, sondern unter und mit ihnen gelebt und gewirkt hat.

Wenn der Bauer in der Ausbildung des intellectuellen und gemüthlichen Lebens hinter den sogenannten Gebildeten zurücksteht, so übertrifft er sie jedenfalls an Nervenstärke, und das ist unseres Erachtens auch eine geistige Ueberlegenheit.

Bei der Beurtheilung unserer geistigen Culturzustände übersieht man gewöhnlich die Bedeutung der Nervenkraft. Das ist's ja gerade, was die alten Poeten, Maler und Bildhauer vor den modernen voraus haben, daß ihnen eine ganz andere Frische und Fülle ungebrochener Nervenkraft einwohnte, wogegen unser geläutertes kritisches Bewußtseyn, unser gesteigertes Verstandes-

und Gemüthsleben nicht ausreicht. Die Genialität eines Shakespeare, eines Michel Angelo, eines Händel und Sebastian Bach ruht auf dem Vollgehalt unverderbter Nervenkraft, auch bei Goethe noch erfrischt uns immer der Gedanke, wie gesunde Nerven doch dieser Mann gehabt haben müsse, während die „moderne" Genialität gar oft nichts weiter ist, als eine krankhafte Reizbarkeit des Nervensystems. Auch die socialen Phantastereien wurzeln nicht wenig in dem ruinirten Nervensystem unserer städtischen Bevölkerung bis zum Proletarier abwärts. Gegenüber der nervenschwachen, an der eigenen Spannkraft verzweifelnden Humanitätsnivellirung unserer socialistischen Arbeiter sagt ein alter Bauernspruch: Selbst ist der Mann! Darin liegt Nervenstärke. Unsern Vätern und Großvätern ging es in der Regel weit schlechter als uns selber, sie lebten auch in viel trostloseren Zeitläuften, aber es fiel ihnen gar nicht ein zu verzweifeln — (die Lehre der socialen Demokratie ist die Verzweiflung des einzelnen an seiner Mannheit, in ein System gebracht) — sie hatten noch gesunde Nerven wie die Bauern und schlugen sich mit Gottes Hülfe durch, wie diese. Der Bauer ist in der Regel nicht einmal so muskelstark als man glaubt, er ist mehr grobknochig, mehr schwerfällig, als von sonderlicher Elasticität der Muskeln, aber er hat unverdorbene Nerven und darum zähe Ausdauer. Er kann es aus diesem Grunde gar nicht begreifen, weßhalb der Städter eigentlich spazieren geht, da dieser es doch meist nur zur Erfrischung der erschlafften Nerven thut, und hält das Spazierengehen für aller Narrheiten größte, da ihm freilich die Arbeit selber Nervenstärkung ist. Wie glücklich steht er in diesem Betracht dem ausgemergelten städtischen Arbeiter gegenüber! Es ist darum gut, wenn viele nachgeborene Bauernsöhne zum Gewerbstand übergehen, weil solchergestalt der städtischen Bevölkerung neue Nervenkraft zugeführt, die Landgemeinde selbst aber vor übermäßiger Güterzersplitterung und der damit untrennbar verbundenen, die Nerven abschwächenden Kartoffelexistenz bewahrt wird. Ein noch lebender ausgezeichneter

Juriſt war als nachgeborener Bauernſohn von ſeinem Vater dazu beſtimmt, das Metzgergewerbe zu erlernen. Da der etwas zart gebackene Junge aber kein Blut ſehen konnte, ſo erklärte der Alte, er müſſe den Buben die Rechte ſtudiren laſſen, indem derſelbe zu „ſchlecht" ſey, um etwas ordentliches zu lernen. In dieſer Anſicht lag eine ganz richtige Schätzung. Denn die Nervenkraft iſt des unverdorbenen gemeinen Mannes beſtes Theil, ſie iſt der Punkt, durch welchen zumeiſt er den höhern Ständen geiſtig überlegen iſt, und ſtatt eines trefflichen Rechtsgelehrten wäre aus dem Jungen gewiß ein ganz mittelmäßiger Metzger geworden.

Der deutſche Bauer hat bekanntlich ein gutes Stück Mutterwitz geerbt, gepaart mit einer Pfiffigkeit und Verſchmitztheit in praktiſchen Dingen, mit der er nicht ſelten den gewürfeltſten Advocaten in Erſtaunen ſetzt. Aber merkwürdig iſt es, wie auch dieſe Pfiffigkeit, dieſer Mutterwitz den Bauern verläßt, ſobald er in fremdartige Verhältniſſe eintritt. Selbſt ſein zähes Mißtrauen, ſeine Langſamkeit im Urtheil und Entſchluß will dann oft nicht mehr widerhalten. Derſelbe Bauer, welcher ſonſt keinen Kreuzer annimmt, bevor er ihn ſechsmal in der Hand umgedreht hat, der ſonſt ſein materielles Wohl gewiß keinem Menſchen anvertraut, mit dem er nicht ein Scheffel Salz ausgegeſſen, derſelbe Bauer gibt ſich mit fabelhaftem Leichtſinn betrügeriſchen Seelenverkäufern hin, ſobald er einmal gründlich mit ſeinen alten Verhältniſſen gebrochen und den Entſchluß zur Reiſe nach einer neuen Welt in's Werk geſetzt hat. Als ob ein dunkles Verhängniß ihn zöge, ſtürzt er ſich meiſt ganz kopflos in den Strom der Auswanderung, wie ein ſchneeblindes Huhn taumelt er in der ungewohnten Beleuchtung neuer Verhältniſſe umher. Allein ſowie er wieder einmal feſten Boden unter den Füßen hat, ſowie er einmal beginnt die alten Sitten in der neuen Heimath wieder aufzurichten, kehrt ihm auch der alte praktiſche Blick, der Mutterwitz, das heilſame Mißtrauen wieder. Der bäuerliche Auswanderer geht am öfteſten auf der Reiſe zu Grunde,

der städtische in der Ansiedelung. Seine Ausdauer und Zähigkeit macht den deutschen Bauer zum geborenen Colonisten, sie hat ihn zu dem großartigen, weltgeschichtlichen Beruf geweiht, der Bannerträger deutschen Geistes, deutscher Gesittung an allen Weltenden zu werden. Während uns die neueste Zeit wiederum die traurigen Beweise lieferte, daß der deutsche Auswanderer aus den höhern Ständen bei dem praktisch-nüchternen Amerikaner großentheils die Rolle des Gecken spielt, hat sich der Bauer fast überall, wo er auf fremder Erde seinen Pflug einsetzte, den Respect der Eingeborenen errungen.

Die Colonisirung fremder Welttheile durch deutsche Siedler bietet aber auch noch eine andere beachtenswerthe Seite für den Zweck unserer Beweisführungen. Der zurückgekommene, zerfahrene, mit seinem Loose, seiner Heimath zerfallene Mann aus höheren Gesellschaftsschichten findet zuletzt Rettung und Genesung nur noch darin, — daß er Bauer wird. Er besitzt vielleicht noch Mittel genug, um sich in Deutschland ein Ackergut zu erwerben, aber so recht eigentlich Bauer werden könnte er in Deutschland nicht, die Verhältnisse, in denen er aufgewachsen und welchen er entfliehen will, würden ihn hier auch hinter dem Pfluge verfolgen, er würde sich hier des neuen Berufes schämen. Aber jenseits des Oceans schämt er sich dessen nicht. So gestaltet sich hier das Colonistenleben — d. h. das Bauernleben — zu einer rechten Luft- und Wassercur, die den ganzen kranken Organismus gründlich ausfegt. Wer nirgends seinen Frieden mehr finden konnte, der findet ihn im Urwald — als Bauer, und zwar nicht als faullenzender Oekonom, sondern als ein Bauer im Wortsinne, der Schwielen in den Händen hat und im Schweiße seines Angesichts sein saures Brod ißt. Es liegt für den Staatsmann ein deutungsschwerer Fingerzeig in dieser Thatsache, daß die abgestandenen Theile der Gesellschaft zuletzt in Bauernleben und Bauernsitte sich wieder erfrischen.

Wir haben bis hierher vom deutschen Bauer in seiner

Allgemeinheit gesprochen. Es könnte dieß aber auffallen, wie man ihm eine solche Fülle des gemeinsamen Charakteristischen beilegen mag, da ja der „deutsche Bauer" ein ganz idealer Collectivbegriff ist und viel eher noch eine bloß ethnographische Formel, wie „Deutschland" leider eine bloß geographische seyn soll. Zudem hoben wir ja hervor, daß gerade bei den Bauern der zäheste Particularismus des Gaues, der Landschaft sich eingebürgert hat. Allein dieß eben ist das Wunderbare, daß der deutsche Bauer, trotz aller schroffer Unterschiedlichkeit, doch in den Hauptcharakterzügen, in dem eigentlichen Grundton der Sitte überall derselbe bleibt. Selbst da, wo bereits der moderne Auflösungsproceß bei ihm eingedrungen, kann er doch das Gemeinsame des Bauerncharakters noch lange nicht verläugnen. Auf weit ausgedehnten Gütern sitzt der Bauer in Mecklenburg, Pommern, Brandenburg; auf großen vereinzelten Gehöften in Westphalen; in Gruppen kleiner Dörfchen und Weiler auf dem Westerwalde und im Sauerlande; gränzenlose Güterzersplitterung beim Zusammenwohnen in großen Dörfern herrscht am Rhein, und große Verschiedenheiten in Sitte und Charakter werden durch alles dieß bedingt, aber dennoch verläugnen sich nirgends die großen Grundzüge des deutschen Bauernthums, sie verläugnen sich selbst da nicht, wo er sich inmitten einer barbarischen Umgebung wie in Grusien angesiedelt hat, so wenig als in den Hinterwäldern Amerika's. Das freundliche, reinliche Dorf im Hochgebirge mag sich auf den ersten Anblick gewaltig abscheiden von dem trübseligen, schmutzigen Fischerdorf am Meeresstrande, und dennoch wohnt in beiden Dörfern derselbe deutsche Bauer mit demselben Hauptzuge des Lebens und Wirkens, mit derselben Sitte, die nur einen anderen Rock angezogen, die sich in eine andere Mundart übersetzt hat. Die Culturarten selbst sind wohl in keinem Lande mannichfaltiger als in Deutschland. Die buntesten Schattirungen des Feldbaues, der Viehzucht, des Weinbaues ꝛc., bedingt durch die wunderbar reiche Abstufung des Bodens und der Gebirgsformation, wechseln mit einander, daß sich das Ganze

recht wie eine instructive Musterkarte (vielfach leider allzu instructiv) für den Nationalökonomen ausnimmt. Und doch überall derselbe deutsche Bauer! Es gibt ein unsichtbares Band, welches alle verknüpft, zu einer Einheit, von welcher sich der Bauersmann selber am wenigsten etwas träumen läßt: es ist dieß die Gemeinsamkeit der Sitte, des historischen Charakters.

Zweites Capitel.

Der entartete Bauer.

Nachdem wir nun erörtert haben, was des deutschen Bauern bester moralischer Besitz ist, was er sich gerettet aus den Strömungen verheerender Zeitereignisse, müssen wir auch untersuchen, was er in diesem Betracht verloren hat. Wir zeichneten den Bauernstand bis hierher in seiner Glorie, es liegt uns nunmehr auch ob, ihn in seiner Erniedrigung und Verderbniß zu zeichnen. Wir schilderten ihn als die erhaltende Macht in der wankenden Gesellschaft; wir müssen dagegen setzen, wie und wo sich das auflösende Element auch bei ihm bereits eingefressen hat.

Sein sittlicher Ruin geht vor allen Dingen Hand in Hand mit dem ökonomischen. Der gleichmäßige, sichere Erwerb macht den Bauer solid. Nur die unberechenbaren Naturereignisse sollen es seyn, die seinen Besitzstand Schwankungen unterwerfen. Sie können jedenfalls seine „Rache gegen die Gesellschaft" nicht herausfordern. Je mehr aber die Ackererzeugnisse Gegenstand der Speculation werden, den großen Verkehrskrisen preisgegeben, um so mehr tritt auch der Bauer, den es trifft, aus seinem ursprünglichen Charakter heraus. Hagelschlag und

Mißernte kann er hinnehmen, ergebenen Sinnes ausharrend aber wenn er bei vollen Speichern darben muß um einer Geschäftsstockung willen, deren Ursachen er nicht begreift und an deren Nothwendigkeit er nicht glaubt, dann wird er gar leicht an sich selber irre.

Wir sehen dieß an den Weinbauern in jenen Gegenden, die lediglich auf die Weinerzeugung im Großen hingewiesen sind, die nicht bloß nebenbei einen Landwein bauen, sondern deren Product für den Handel bestimmt, von allen Schwankungen des Marktes abhängig ist. Der Geschäftsmann versteht das, weil er auf die Handelskrisen zu rechnen weiß, der Bauer denkt selten an eine solche Berechnung, und wenn er auch hundertmal gewitzigt wäre. Nirgends sehen wir ein traurigeres Bauernproletariat, eine entsittlichtere ländliche Bevölkerung als in den eigentlichen Weingegenden. Der Grundpfeiler des festen Besitzes und des gesicherten Erwerbes fehlt dem Weinbauern ganz. Die feineren Weine — und von den eigentlichen Landweinen spreche ich nicht — sind ein Luxusartikel, dessen Vertrieb allen Schwankungen des öffentlichen Credits unterworfen ist. Auch die Ergiebigkeit der Ernte hängt an dem Faden des Zufalls. Der große Gutsbesitzer kann den Schwankungen des Credits Trotz bieten, ja er kann auf dieselben speculiren, er kann es auch ertragen, wenn unter zehn Weinjahren vielleicht nur zwei gute zutreffen sollten. Schon der mittlere Bauer, des kleinen gar nicht zu gedenken, kann das aber um so weniger, als der Weinbau eine viel größere Vorlage von Baarcapital erfordert als der übrige Landbau. Ferner läuft die Verbesserung der Weincultur großentheils darauf hinaus, daß man den Muth und die nachhaltigen Mittel besitzt, um wagen zu können. Der große Gutsbesitzer im Rheingau z. B. veredelt seine Weinproduction nicht wenig durch das Spätherbsten, er muß dabei freilich riskiren können, daß ihm auch einmal eine halbe Ernte verloren geht. Dieß kann selbst der mittlere Bauer wiederum nicht. Der Herzog von Nassau und der Fürst Metternich erzielen die besten

Weine im Rheingau, weil sie zu Gunsten der Qualität am leichtesten die Quantität in die Schanze schlagen können, weil sie überhaupt mit dem größten Capitale wirthschaften. In den eigentlichen Weingegenden ist leider der kleine Weinbauer als solcher eine Null geworden, nur der große Capitalist zählt noch, und der Mann, der die Harke schwingt und die Bütte auf dem Rücken trägt, ist ein ganz beklagenswerther Proletarier, sofern er nicht über ein ansehnliches Capital verfügen kann. Alle Bedingungen eines ächten Bauernthums fehlen hier, denn es fehlt die materielle Solidität, es fehlt die Selbständigkeit des einzelnen wie der Körperschaft. Daher ist der geringere Weinbauer in solchen Strichen großentheils verkommen und verdorben, mit Gott und der Welt zerfallen. Aus früherer Zeit an ein besseres Leben gewöhnt — denn noch ist es nicht allzu lange her, daß sich die Verhältnisse des Weinbauern so trüb gestaltet haben — kann er sich mit den nunmehr geforderten Entsagungen nicht befreunden, und da diese armen Leute ihren Wein nicht verkaufen können, dabei aber kein Stück Brod auf dem Tische haben, so ist es begreiflich, daß sie den Wein zuletzt selber trinken. So öffnet die bittere Noth der Entsittlichung eine neue Thür, und nicht selten trifft man's in solchen „paradiesischen" Landstrichen, daß einem neben den Männern auch Weiber trunken und mit glührother Nase entgegentaumeln. Nicht daß es den Weinbauern überhaupt schlecht geht, ist bei ihm das Bedenkliche, sondern daß er sich in seiner eigenen Haut nicht mehr wohl fühlt, daß seine ganze Existenz als Bauer nichts taugt. Damit tritt er ganz aus dem Rahmen heraus, in welchem wir oben den deutschen Bauern gezeichnet haben. Er wird sich auch in keiner andern Weise gründlich helfen können, als indem er den trügerischen Rest seiner Selbständigkeit vollständig aufgibt. Wer größere Capitalien besitzt, der möge das Wagniß des höheren Weinbaues auf sich nehmen, welcher überhaupt viel mehr in das Capitel von der Industrie als vom Ackerbau gehört. Der jetzige kleinere Weinbauer würde als Wirthschafter und Tag-

löhner des größeren Producenten eine weit unabhängigere und solidere Stellung einnehmen, als jetzt, wo er nicht leben und nicht sterben kann. In dem Maße als die mittleren Weine aus den weitern Handelskreisen verschwinden und in die Classe der Landweine zurücktreten, in dem Maße als diesen gegenüber die Concurrenz des Bieres und Apfelweines übermächtig wird und nur der Luxus- und Modeartikel der feineren Weine einen größeren Markt behält, in demselben Maße wird sich der kleinere Bauer genöthigt sehen die Weincultur auf eigene Rechnung aufzugeben. Mit dem steten Wechsel zwischen kurzem Ueberfluß und langem Elend wird dann auch die Entartung der Weinbauern allmählich ihren Rückzug antreten.

Ein rasches Steigen und Fallen der Erwerbverhältnisse thut niemals gut beim Bauern. Gerade das Langsame, Stetige, Gemessene in seiner Existenz bedingt deren eigenthümlichste Färbung. Vor ungefähr zehn Jahren wurden in Oberlahngau eine ganze Reihe Eisensteingruben aufgeschlossen, und zwar in Gemarkungen, wo vordem kaum je auf Eisenerz gegraben worden war, und ein recht gediegener Bauernschlag nur aus dem ziemlich mittelmäßigen Feldbau seine Nahrung gezogen hatte. Die Gruben zeigten sich sehr ergiebig und hatten namentlich die Eigenthümlichkeit, daß die Erzgänge äußerst nahe an der Erdoberfläche herzogen, daher auch ohne großen Capitalaufwand ausgebeutet werden konnten. Viele Bauersleute waren im Stande sich eigene Gruben anzulegen. Der rasch erzielte Baargewinn verlockte wie ein Zauber, ein förmliches Bergbaufieber ergriff ganze Gemeinden. Jeder wollte schürfen, jeder sich eigene Gruben erwerben. Es kam vor, daß Bauern ihre Häuser mitten im Dorfe niederrissen, um auf ihrer Stätte nach Eisensteinen zu graben! In wenigen Jahren schienen die Bauerndörfer in reine Bergmannsdörfer verwandelt zu seyn. Aber die Schwindelei trug bald ihre bitteren Früchte. Der gute Absatz stockte nach einer Weile, gar viele der neuen Bergleute mußten wieder zum Pfluge greifen, andere auswärts ihr Brod suchen, und

der alte ſolide Geiſt der Bauerſchaft war gebrochen. Nur drei oder vier Jahre allzu leichten Erwerbs, nur drei oder vier Jahre Wohlleben und Aufgeben der alten einfacheren Sitten hatten hingereicht, um aus zufriedenen armen Leuten mißvergnügte Proletarier zu machen, bei denen ſeitdem auch von Jahr zu Jahr der Geiſt der Verliederlichung und ſittlichen Auflöſung tiefere Wurzel geſchlagen hat. Und doch wirkt der Bergbau an ſich faſt überall nur veredelnd auf die ländliche Bevölkerung, ja der Bergmann iſt ſonſt das rechte Muſter eines frommen Arbeiters, der rechte Stammhalter guter alter Bräuche und Sitten. Allein mit dieſer hiſtoriſchen Figur des deutſchen Bergmannes hatten unſere Schwindler eben darum nichts gemein, weil ſie urplötzlich aus den feſten Bahnen ihrer bisherigen Exiſtenz herausgeſprungen waren, weil ſie einem jähen Gewinn ihren hiſtoriſchen Boden, ihre Solidität geopfert hatten. Wer den Bauer gediegen und ehrenfeſt erhalten will, der muß dazu thun, daß er in den Gränzen eines ſtetigen und feſten Erwerbes verharre.

Aus dieſem Grunde iſt es auch ein großer Ruin für die Dörfer, daß ſich ſo viele verdorbene kleine Gewerbsleute in denſelben niederlaſſen, die nicht Capital und Geſchicklichkeit genug haben, um in den Städten fortkommen zu können. Sie treiben dann ein Stückchen Ackerbau und ein Stückchen Gewerbe, und man weiß nicht recht, ob man ſie handwerkernde Bauern oder verbauerte Handwerker nennen ſoll. Jedenfalls pfuſchen ſie nach beiden Seiten gleich ſtark, machen den Bauer von ſeiner Sitte abwendig, da ſie es ſelber doch niemals dahin bringen können ordentliche Bauern zu werden, und mehren gleichzeitig den Ruin des kleinen Gewerbeſtandes. Durch ſie hat ſich gleichſam eine Colonie bäuerlicher Dilettanten im Schooße der Dörfer eingeniſtet, ein Auswuchs, welcher den ganzen Fluch der Verkommenheit in ſich trägt und krebsartig um ſich frißt. Sie ſpielen oft die Rolle der „verdorbenen Genies,“ und locken dann die verdorbenen Genies und verkannten Größen unter den Bauernburſchen zur Nachfolge.

Von diesem Zwitterwesen unterscheiden sich wieder himmelweit die eigenthümlichen Verhältnisse ganzer Landstriche, namentlich Gebirgsgegenden, wo irgendein Gewerbszweig historisch ist und zur nothwendigen Ergänzung des magern Feldbaues dienen muß. Daß aber auch dieser Zustand in neuerer Zeit immer bedenklicher wird und namentlich eine traurige Aehnlichkeit mit der oben geschilderten Lage der Weinbauern erhält, haben uns die Schicksale der Nagelschmiede im Taunus, der Uhrenmacher auf dem Schwarzwalde, der Spitzenklöppler in Sachsen, der schlesischen Leinweber genugsam bewiesen. Der deutsche Bauer erhält sich nur da in rechter Kraft und Gesundheit, wo er ganz und ausschließlicher Bauer ist.

Die schlimmen Folgen übermäßiger Güterzersplitterung in ökonomischer Hinsicht nachzuweisen ist hier unsere Sache nicht. Wir haben nur von der daraus erwachsenden socialen Verderbniß zu reden. Die Güterzersplitterung ist nicht neu, aber ihre Wirkungen sind neu. An vielen Orten datirt sie auf Jahrhunderte zurück, allein die einfacheren Erwerbverhältnisse der alten Zeit brachen ihr die gefährliche Spitze ab. Auf derselben Morgenzahl, wo ein Bauer noch vor hundert Jahren seine feste Existenz finden konnte, vegetirt jetzt nur noch ein Proletarier. Die gesteigerte Ertragsfähigkeit des Bodens gleicht hierbei nur wenig aus. Der Bauer erscheint uns nämlich jetzt bereits als ein Proletarier, welcher aus seinem Gute nur so viel zieht als er verzehrt. Die idyllische Ansicht, daß ein solcher Mann sehr glücklich seyn müsse, können wir einem Poeten zu gut halten, der praktische Nationalökonom wird einen solchen Bauer jedenfalls nur für einen armen Teufel ansehen. Die Erfahrung daß dasjenige was er verzehrt von Jahr zu Jahr magerer seyn wird, bis er ausschließlich bei der unvermeidlichen Kartoffel stehen bleibt, liefert den Beweis dazu. Vor hundert Jahren mag das anders gewesen seyn. Die Lösung des Widerspruches liegt aber darin, daß der Bauer, und auch der kleinste, immer abhängiger vom Besitze baaren Geldes wird. Wo er sich sonst das

Bau- und Brennholz umsonst im Gemeindewalde fällen durfte, da muß er es jetzt für theures Geld erkaufen. Sein Haus deckte er unter nachbarlicher Beihülfe selber mit Stroh, jetzt muß er den Dachdecker bezahlen. Die früheren Abgaben in Naturalleistungen konnte er leichter aufbringen, als jetzt die Steuer in baarer Summe. Seine Unabhängigkeit vom baaren Gelde war sein Reichthum, sie bedingte seinen selbständigen Sinn. Weil dieser kleine Bauer so gar abhängig vom baaren Gelde geworden, weil er unter die Oberherrlichkeit der Juden gerathen ist, darum ist er so unendlich viel ärmer als früher bei gleichem Besitzstande. Nicht mit Unrecht hat der Bauer einen so absonderlichen, instinctartigen Respect vor dem baaren Geld. Zahlt er doch lieber seine Zinsen doppelt in Früchten, die er unter dem Preis seinen Geldherren bringt, als daß er in einfacher Baarzahlung den Zins abtrüge! Die Gesammtheit — die Gemeinde — war vordem reicher an Gemeingut und zugleich bedürfnißloser, darum konnte der Einzelne bei weit leererem Beutel dennoch wohlhabender seyn als heutzutage. Diese gleichen Anrechte aller Gemeindeglieder auf Waldungen, Viehweiden u. dgl. waren eine Art von historisch-patriarchalischem Communismus. Sie beförderten einen *scheinbaren* allgemeinen Wohlstand, unter dessen Hülle eine ganze Reihe in sich unberechtigter kleiner Existenzen ausgebrütet wurde. Als die gesteigerte Civilisation die höhere Spannung der Staatswirthschaft, die gänzlich veränderte Organisirung des Staatslebens überhaupt die Zerstörung dieses patriarchalischen Communismus forderte, da geriethen hierdurch auf einmal unzählige kleine Bauersleute, ohne es selber anfangs recht zu merken, in die Classe des Proletariats. Wenn man heutzutage dem Bauern den Communismus predigt, so vermag er das selten anders zu fassen als in dem Gedanken der Rückkehr zu solchen Zuständen, die er sich freilich in weit rosigerem Lichte und in ungemessener Erweiterung ausmalt. Wir werden weiter unten sehen, wie sich diese Ansicht in den letzten Revolutionsjahren praktisch bewahrheitete. Wo aber das Bauernprole-

tariat in Folge der Güterzersplitterung und der geschilderten Verhältnisse sich ausgebreitet hat, wo der Einzelne sich in der Lage sieht, weil er nichts mehr besitzt, über den Diebstahl des Besitzes zu philosophiren, da wird er dieß doch auch in ganz praktischer Weise thun, und also weit eher mit den Criminalgerichten, als mit den politischen Tribunalen in Berührung kommen. Wir haben noch nicht gehört, daß man sich in solchen durch die Güterzersplitterung ruinirten Dörfern viel mit socialen Theorien plage, wohl aber, daß Holzdiebstahl, Wilddieberei, Feldfrevel u. dgl. daselbst an der Tagesordnung sind. Aber die sittliche Verderbniß kann jeden Augenblick zu ihren gesellschaftlichen Consequenzen führen.

Anders sieht es freilich in den großen Dörfern aus, wie sie sich meist in der Nähe größerer Städte gebildet haben. Zu dem sittlichen Verfall gesellt sich hier noch der unmittelbare Einfluß städtischer Nichtsnutzigkeit. Hier „philosophirt" auch der Bauer bereits über die Gesellschaft. Aechte Bauernsitte existirt da ohnedieß längst nicht mehr. Nur eine von allen Bauerneigenschaften ist meist zurückgeblieben: Grobheit und Rohheit. Das Proletariat solcher Dörfer ist jedenfalls das allergefährlichste; denn an innerer Verdorbenheit gibt es dem Abschaum des städtischen nichts nach, an Rohheit aber übertrifft es dasselbe. Ländliche Proletarier dieses Schlages waren es, welche Auerswald und Lichnowsky ermordeten.

Man kann nicht läugnen, daß der Verfall des ächten Bauernthums in den letzten fünfzig Jahren ungeheure Fortschritte gemacht hat. Erwägt man aber, daß nicht bloß die ökonomische Zerrüttung, daß nicht bloß die Erbschaft seit Jahrhunderten verschrobener wirthschaftlicher Zustände zu diesem Ergebniß geführt, sondern daß von dem modernen Staate selbst der Selbstauflösung des Bauernthumes jeder mögliche Vorschub geleistet wurde, dann erscheint es fast wie ein Wunder, daß der deutsche Bauer im Großen und Ganzen sich selbst so treu geblieben, daß er ein so bedeutendes Theil seiner guten Sitte aus dem Schiffbruch gerettet hat.

Betrachten wir vorerſt nur die Einflüſſe der äußeren politiſchen Geſtaltungen des 19ten Jahrhunderts. Drei- bis viermal haben ſich derweil die deutſchen Staatenbildungen verändert, hier und dort wurde ein alter politiſcher Verband gelöst, die ganze innere Geographie Deutſchlands gründlich durcheinander geworfen, niemand fühlte ſich durch die Gebietsveränderungen tiefer verletzt als der Bauer, und doch erſchienen ſie keinem Menſchen unmotivirter als gerade ihm. Dem Bauern will daher die alte Geographie durchaus nicht aus dem Kopf, und die neue nicht hinein. Der preußiſche Weſterwälder ſagt nicht, er ſey aus dem Regierungsbezirk Arnsberg, ſondern aus dem „Oraniſchen;" der Bauer in der Gegend von Schwalbach nennt ſeine Landſchaft noch heute „die Niedergrafſchaft Katzenelnbogen;" der Bauer des Lahngau's iſt im „Solmſiſchen," oder im „Weilburgiſchen," oder im „Wied-Runkeliſchen," oder im „Kurtrieriſchen" zu Hauſe; im badiſchen Oberlande exiſtirt das „Hanauer Ländchen" noch immer im Sprachgebrauche des Landvolkes; dem ächten Pfälzer Bauern fällt es nicht ein, ſich einen „Rheinbayern" oder „Rheinheſſen," oder einen Bewohner des „badiſchen Neckarkreiſes" zu nennen. Man muthet dieſen Leuten zu, „angeſtammte Loyalität" zu zeigen, während ſie ſich doch ſelber ſagen, daß damit gerade eine Loyalität für das Nichtangeſtammte gemeint iſt. Der Gebildete weiß, daß es ſo und nicht anders hat kommen müſſen, wenn er auch bedauert, daß man bei dieſer Staatenbildung auf der einen Seite viel zu radical, und auf der andern viel zu wenig radical verfahren iſt. Der Bauer weiß das nicht. Woher auch? Ihn beſtimmt eine überkommene, dunkle politiſche Sympathie oder Antipathie, im Kleinen ähnelnd jenem inſtinctiven Preußenhaß der großen ſüddeutſchen Volksmaſſe und der dunkeln Abneigung des Nordens gegen Oeſterreich. Der Bauer iſt ein geborener Particulariſt, nur iſt ſein Particularismus kein willkürlicher, ſondern hiſtoriſcher Tradition entſproßt. Dieſer Bauernparticularismus tritt auch nicht gleich dem dynaſtiſchen und diplomatiſchen in offenen Kampf mit der Idee der Nationalein-

heit, diese ist ihm bloß gleichgültig; der Bauer ist ein natürlicher Particularist, ein Particularist aus Beschränktheit, nicht aus Neid, Eigennutz, Eifersucht und Dünkel, wie die andern Particularisten. Aber insofern man seinen natürlichen Particularismus aufs tiefste und — wie er glaubt — grundlosesten gekränkt hat, wird er Oppositionsmann gegen die bestehende Staatsgliederung. Er wird radical aus Conservatismus. Nicht bloß sein Fürst, er selber ist mit ihm mediatisirt worden. Namentlich in ehemals geistlichen Besitzthümern, wo nicht bloß der politische, sondern auch ein kirchlicher Particularismus im Bauern historisch geworden ist, finden wir es häufig, daß er sich durchaus noch nicht mit der neuen Landeshoheit befreunden kann. Die Stimmung der Bauern in Rheinpreußen und Münsterland wird noch auf lange Zeit hin den Beweis für diese Behauptung liefern.

Als in der Zeit nach dem Lüneviller Frieden eine Wiedische Dorfgemeinde in kurzer Frist dreimal ihren Landesherrn hatte wechseln müssen, vereinigten sich die Bauern zu einem entschiedenen Protest, und sprachen den Wunsch aus, man möge ihnen doch endlich einmal Einen Fürsten fest lassen. Die jüdischen Gemeindemitglieder, welche gleichfalls zur Unterzeichnung der Schrift aufgefordert waren, erwiederten ablehnend in einem höchst originellen Sendschreiben, worin es zum Schlusse wörtlich hieß, sie hätten sich bisher an keinen der verschiedenartigen Landesherrn „attachirt," drum thue ihnen jetzt auch der Tausch nicht leid. Der Gegensatz des heimathlosen Dorfjuden zum Bauern spiegelt sich hier in höchst charakteristischer Weise. Allein man hat in unsern zerrissenen Staatengruppen vielfach den Bauersmann schon dahin gebracht, daß auch er sich an keinen mehr „attachirt." Dadurch ist ein innerer Widerspruch in das Wesen der Bauern eingedrungen, und es dürfte doch wohl nicht zufällig und bedeutungslos erscheinen, daß gerade in dem geographisch zerfetzten Mittel- und Südwestdeutschland die historische Tradition des Bauern bis auf Sitte und Tracht hinab in neuester Zeit unglaublich rasch verschwunden ist, daß hier die

ärgſte Güterzerſplitterung herrſcht, ein ausgedehntes Bauernproletariat, daß hier der conſervative Geiſt des Bauern am öfteſten gebrochen iſt, und eine auffallende Oppoſitionsluſt ſich zu regen beginnt, während in größern Ländercomplexen, wie in Tirol, Altbayern, Altpreußen, Weſtphalen ꝛc. der hiſtoriſche Bauer ſich am reinſten erhalten hat. In Schleswig-Holſtein ſehen wir, mit welch aufopferungsvoller Zähigkeit ein tüchtiger Bauernſtamm auch an einer politiſchen Idee feſtzuhalten vermag, wie er ſich dadurch gleichſam läutert und veredelt. Allein hier hat der Bauer neben ſeiner alten hiſtoriſchen Ueberlieferung auch noch eine neuere und neueſte Geſchichte; dieſe fehlt faſt allen übrigen deutſchen Bauernſtämmen. Die Geſchichte der letzten hundert Jahre iſt für den deutſchen Bauern ein weißes Blatt. Er hat wohl Wirkungen — ſehr negative übrigens — wahrgenommen, allein die Urſachen blieben ihm dunkel. Wenn vor ein paar hundert Jahren ſeine Gegend mit Feuer und Schwert erobert, wenn ſie durch Kauf und Tauſch, durch Erbverträge an eine andere Herrſchaft gebracht wurde, ſo begriff er das, weil ſich die Thatſachen unter ſeinen Augen zugetragen hatten, weil er vielleicht auch mit ſeiner Haut hatte bezahlen müſſen. Das diplomatiſche Intriguenſpiel dagegen, welches faſt alle Hebel der modernen Geſchichte in Bewegung geſetzt hat, wird der Bauer ſein Lebtage nicht durchſchauen lernen, ja es iſt wohl gar nach einer Seite hin ein rechtes Glück, daß er ſich's nicht träumen läßt, in welcher Weiſe ſchon oft ſeines Vaterlandes Geſchicke und ſeine eigenen verſchachert worden ſind. Der Bauer begreift nicht den Kampf des conſtitutionellen Staatsgedankens mit dem republikaniſchen, mit dem abſolutiſtiſchen, er begreift die moderne Geſchichte höchſtens in einigen Reſultaten, nicht in ihren Entwicklungen — Reſultate wie etwa dieß, daß er von Jahr zu Jahr ſchwerere Steuern zahlen muß — d. h., für ihn exiſtirt die moderne Geſchichte überhaupt nur negativ. Seit den Befreiungskriegen hat der Bauer keine weltgeſchichtliche That mitgewirkt, die er vollauf begriffen hätte. Der Gebildete denkt und redet

anders wie der Bauer, er hat demselben dadurch bereits seit Jahrhunderten den Gewinnstantheil an der Nationalliteratur gestohlen. Jetzt stehlen wir demselben gar die Geschichte der Gegenwart, indem wir sie zu einem abstracten Proceß verflüchtigen. Geht das noch eine Weile so fort, dann wird dem Bauern die unmittelbare Frische des historischen Bewußtseyns verblassen, er wird ein abstracter Culturmensch werden wie wir, oder höchstens ein zopfiger Antiquitätenkrämer, der sich mit altmodischem Brauch ohne Sinn lächerlich macht.

Ich wüßte übrigens gar nicht, wofür der Bauer dem modernen Staat eigentlich hold und dankbar seyn sollte. Unsere ganze praktische Politik hat bis jetzt den Bauer als politische Potenz ignorirt. Sie hat den festen Bestand seiner Eigenthümlichkeit zu brechen gesucht, sie hat es kaum geahnt daß er die erste conservative Macht im Staate sey. Den Beamtenstand und das Militär hielt man für die Grundsäulen der erhaltenden Politik. Was es mit dem Conservatismus des Beamtenstandes auf sich hat, haben wir in den letzten Jahren gesehen, wo ein Theil der Beamten sich feige verkroch, ein Theil offen zum Feinde überging, ein Theil in achselträgerischer Neutralität zuwartete, und nur gar wenige im entscheidenden Momente sich vor die Bresche stellten. Das Militär aber ist ja in seinem Kerne nichts anderes als der Bauer, der Bauer, den man in Friedensgarnisonen zur Corruption führt, der mit dem oberflächlichen Schliff städtischer Art und Sitte nach Ablauf der Dienstjahre nicht selten auch die städtische Verderbniß ins Dorf heimträgt, und der dennoch, wo es gilt, zeigt, wie tief gewurzelt der Trieb der Gesetzlichkeit in den deutschen Bauern sey.

Der Polizeistaat trat in offenen Kampf gegen die Heiligthümer des Bauern; er wollte ihm nicht selten seine Sitten und Bräuche wegdecretiren, er hat es auch mitunter fertig gebracht. Der Beamtenstand suchte etwas darin, den Bauer seine Bildung fühlen zu lassen. Der untere Beamte pflanzte die Tyrannei, welche er von seinem Vorgesetzten zu erdulden hatte, auf sein

Betragen gegen die Bauern fort, und hielt ſich dadurch gleichſam ſchadlos. Der jüngſte Acceſſiſt behandelte oft den ehrwürdigen Patriarchen des Dorfes wie einen dummen Jungen. Es galt für eine abſonderliche Beamtenweisheit, den Bauer von vornherein mit möglichſter Grobheit anzuſchnauben. Es iſt noch im Jahre 1848 öffentlich zur Sprache gekommen, daß bei vielen Juſtizbeamten bis dahin die Sitte herrſchte, proceßführende Bauern, falls ſie in ihren Erörterungen allzu lebhaft wurden, durch Ohrfeigen zu beſänftigen. Das alles hat einen tiefen Stachel in der Bruſt des Bauern zurückgelaſſen, einen gründlichen Haß erzeugt gegen das Schreiberregiment. Durch die vollſtändigſte Verkennung des Bauerncharakters, da man in dem Bauersmann nur den groben Klotz erblickte, darauf ein grober Keil gehöre, während man in die feineren Falten ſeiner Eigenthümlichkeit nicht einzublicken vermag, hat ihn der Beamtenſtand ſyſtematiſch zur Oppoſition reif gemacht.

Unſere früheren Regierungen bildeten ſich nicht wenig darauf ein, daß ſie die Leuchte der Aufklärung unter das dumme Bauernvolk getragen. Da aber dieſe Aufklärung nur auf ein ganz dürres Schema nüchterner Verſtändigkeit hinauslief und auf eine Loyalität abzweckte, deren Mutter die Furcht vor dem Polizeidiener iſt, ſo wurde ſie von dem unverfälſchten Bauern ſpröde abgewieſen, den halb verderbten aber ruinirte ſie vollends. Man vergaß, daß Sitte, Charakterfeſtigkeit, die unmittelbare Empfindung, daß der Glaube des Bauern Eigenſtes iſt, nicht aber die nüchterne Verſtandesreflexion. Eine Regierung, die den Bauer wirklich aufklären und veredeln will, feſtige und läutere ihn in dieſen Stücken. Ein Bauer, der im Sinne des rationaliſtiſchen Polizeiſtaates aufgeklärt geworden, iſt gleich einem philoſophirenden Frauenzimmer, ein Blauſtrumpf im Kittel.

So hat der Bauer den Staat bis jetzt faſt nur von ſeiner aufdringlich ſchulmeiſterlichen Seite kennen gelernt, oder gar von ſeiner verneinenden und auflöſenden. Der Staat war ihm ein ſteuererhebendes, ſeine harmloſe Sitte befehdendes, ſein ſtändiſch-

corporatives Bewußtſeyn ſtörendes und ausebnendes Polizeiinſtitut, welches ihn mit neumodiſch unverſtändlichen Formen quälte, und ſein ganzes Mißtrauen herausforderte. Er reizte ihn mindeſtens zu eigenſinnigem Trotze, der ſchlechten Kehrſeite ſeines Conſervatismus. Wir ſahen es in vielen Abgeordnetenkammern, wie ſich dieſer Trotz, dieſe Hartköpfigkeit als verderbliches Parteiſyſtem der Bauern geltend machte, gleich argwöhniſch gegen die Regierung wie gegen ihre Gegner, jede Sicherheit des parlamentariſchen Erfolges durch die Querſprünge eines nicht voraus zu berechnenden Eigenſinnes vereitelnd. Dieſer ausſchießende Eigenſinn der Bauern in politiſchen Dingen, erzeugt durch die Verkehrtheiten der Bureaukratie, droht aber zu dem Auswuchs eines ſtarr einſeitigen Corporationsgeiſtes ſich zu erweitern, der in conſtitutionellen Staaten zu höchſt bedenklichen Kriſen der parlamentariſchen Politik führen könnte. Wir ſehen aber auch hier, daß der Oppoſitionsgeiſt bei den Bauern nicht nivellirend auftritt, ſondern vielmehr in die beſchränkteſten Standes- und Körperſchaftsintereſſen ſich verhaust.

Nirgends hat jedoch die Bureaukratie den Bauersmann ſchwerer verletzt, als durch ihre „Regelung" der Gemeindeverfaſſung. Das Gemeindeleben iſt das eigentliche Familienleben des ächten Bauern; das Behagen, welches er im engern Familienkreiſe ſelten zu finden vermag, findet er ſich in der Gemeinde gerettet. In großen Dörfern, die mehr ſtädtiſchen Charakters, iſt das freilich nicht der Fall; das familienhafte Gemeindeleben iſt weſentlich die Lichtſeite der kleinen Dörfer und Weilergruppen. Oft ſogar iſt in Gebirgsgegenden die Gemeinde wirklich eine Familie, der Ueberreſt von einer Art Clanverfaſſung. So gibt es Dörfer auf dem hohen Weſterwalde, in denen durchweg faſt nur ein einziger Familienname vorkommt. Die Dörfer, in welchen nur drei, vier Familiennamen ſich ſtets wiederholen, was dann allerlei kurzweilige Beiwörter zur Unterſcheidung der Einzelnen nothwendig macht, ſind überall nicht ſelten. Die Gemeinde iſt das Heiligthum des Bauern geweſen, in welches er eben ſo

wenig einen Unbefugten mag eindringen sehen, als der Städter das Heiligthum des Hauses und der engeren Familie preisgeben will. Die Ausschließlichkeit, welche im Mittelalter der städtischen Bürgerschaft und dem Adel eignete, und diese Corporationen Jahrhunderte lang vor Ueberschwemmung durch landläufiges Gesindel bewahrt hat, ist allmählich auch auf die Landgemeinden übergegangen. „Dieser Galgen ist für uns und unsere Kinder" — so ließ eine alte Stadtgemeinde an ihren Galgen schreiben, da sie fremden Spitzbuben im Tode eben so wenig als im Leben bei sich Aufenthalt gestatten wollte. Das ist jetzt ein Wort für den ächten Bauersmann. Nun kam aber der bureaukratische Staat und suchte möglichst viele ortsfremde Leute in die Landgemeinden zu setzen. Die Schultheißen, Bürgermeister ꝛc. wurden von den Staatsbehörden wo möglich aus den untersten Anhängseln des Beamtenstandes, aus der eigentlichen Schreiberwelt, gegriffen, und den Gemeinden aufgedrungen. Die Einwanderung und Ansiedelung fremder Proletarier zu begünstigen galt für staatsklug; wo die Gemeinden sich weigerten derartige Colonisten aufzunehmen, da erschien ein dringender Befehl. Die Bureaukratie behandelte das Bauernthum ganz so, wie die alten Römer ihre eroberten Provinzen. Durch jene Proconsuln, welche unmittelbar dem Stamme der Bureaukratie entsprossen waren, oder doch von ihr nur Brief und Siegel hatten, sollte der Bauer „cultivirt," „aufgeklärt," d. h. in seiner Eigenthümlichkeit beschnitten und dem nivellirenden Staatssysteme bequem gemacht werden. Also auch hier wieder will der Beamtenstand die erhaltende Macht im Staate seyn; er glaubt die Granitpfeiler des Bauernthums wegbrechen zu müssen, damit die Gesellschaft sicherer auf seinen Holzstangen und Brettergewölben ruhe, die er dafür unterschiebt! Nicht die Controle, welche sich die Staatsbehörde über die Gemeindeverwaltung vorbehielt, war es, was den Bauer empörte, sondern die Art, wie diese nothwendige Controle geübt wurde. Der Bauer selbst ist viel zu gescheidt, als daß er für das rein theoretische Ideal einer „freien Gemeindeverfassung" hätte schwärmen mögen,

wie man es neuerdings zum großen Verderben der Gemeinden zu verwirklichen gesucht hat. Er will sich der Oberaufsicht des Staates nicht entziehen, aber er will auch nicht, daß in den einfachsten Gemeindeangelegenheiten der Schreiber vor dem Bauern gehe, er begreift die Anmaßlichkeit jenes städtischen Dilettantismus noch nicht, der in allen Sätteln gerecht ist, er meint, daß nur ein Bauer Bauernsachen verstehe. Durch die ungeschickte Bevormundung hat man den Bauer nicht nur abermals störrisch und argwöhnisch gemacht, sondern das Heiligthum des familienhaften Gemeindelebens ist wirklich vielfach zerstört worden, und der böse Gedanke ist in dem Bauern aufgestiegen, als ob er ein von den Städtern Unterjochter sey.

Der nivellirende Staat aber begnügte sich hiermit noch lange nicht; denn er wollte ja gerade alles das geflissentlich bei dem Bauern wegmerzen, was wir als dessen bestes Besitzthum preisen. Die Dorfschulmeister gaben ein weiteres Mittel zur Hand. Aus dem Bauernstande hervorgegangen, lebten sie früher in und mit demselben, und ihre Lehre ging eben auch nicht weit über die Bauernweisheit hinaus. Allein der Bauer sollte „über sich selber hinausgehoben" werden. Dazu mußte man freilich zuerst den Lehrer über sich selber hinausheben. Auf einer sogenannten Musteranstalt wurde ihm eine höhere Bildung beigebracht, zu der doch wieder alle Grundlage fehlte; der Bauer ward in ihm ausgetilgt, aber der Gebildete konnte nur halb an dessen Stelle gepfropft werden. In dem neuen „Herrn Lehrer" war nun doch der alte „Dorfschulmeister" in der That über sich hinausgehoben, d. h. er erschien jetzt nicht selten wie ein studirter Bauer, der vor Gelehrsamkeit übergeschnappt ist. Gerade diese ächt moderne Stimmung, daß sich der Mann nicht wohl fühlt in seiner Haut und fort und fort die Schranken seines Standes und Berufes durchbrechen möchte, ward durch die Schulmeister den Bauern eingeimpft. Der Schullehrer suchte natürlich den Zustand der Halbbildung, zu welchem er übergegangen, auch den dummen Bauern mitzutheilen und dieselben von Bräuchen und Herkommen

gründlich zu befreien. Dadurch wurde gewöhnlich eine Spaltung im Dorfe hervorgerufen; denn die zähen alten Bauern wollten lange von dem neumodischen Schullehrer nichts wissen und sahen ihn jedenfalls stark über die Achsel an, eine jüngere Genossenschaft von Schülern dagegen schaarte sich in treuer Anhänglichkeit um denselben. Die Mißachtung seitens der Aristokratie des Dorfes aber machte den ehrgeizigen Schullehrer vollends unzufrieden mit Gott und der Welt. Man hatte ihn verbessern, heben wollen, und er war mit einemmale ein Proletarier geworden, ein Proletarier der Geistesarbeit, der das ungekannte Gefühl der innern Zerfahrenheit und Weltverbitterung in das Dorf getragen, der, wenn er auch nicht gerade die Socialreform ausdrücklich predigte, doch in seiner ganzen Erscheinung als eine leibhaftige Aufforderung zum Umbau der Gesellschaft sich darstellte. Erst in neuester Zeit wurde es durch unwidersprechliche Thatsachen den Regierungen einleuchtend, daß sie sich bei der verkünstelten Bildung der Schullehrer eine ganze Armee von Staatsproletariern erzogen, daß sie das nämliche Gespenst, welches sie in dem Literatenthum so über die Maßen fürchteten, in den Schulmeistern selber heraufbeschworen hatten. Denn der verschrobene Dorfschulmeister trägt durchaus die Charaktermaske des nichtsnutzigen Literaten (er schreibt darum auch so gerne in Zeitungen, oder läßt ein Buch oder ein Notenheft „im Selbstverlag" erscheinen), — nur daß die Stellung des Lehrers weit einflußreicher und wichtiger ist, denn ihm ist fast ausschließlich die Macht gegeben, wenigstens einen Theil des sonst so spröden Bauernvolkes aus dem gewohnten Kreislauf der Sitte und des Herkommens herauszureißen. Seit kurzem sehen wir Schullehrer vor Standgerichte gestellt, vor den Assisen abgeurtheilt, in Disciplinarunterſuchung, haufenweise ihres Dienstes entlassen. Was der bureaukratische Staat an sich selber zu strafen hätte, das müssen jetzt die Einzelnen ausbaden. Glaubten doch bis zur Revolution die Regierungen den Schulmeister gar fest im Zügel zu haben, entzog man ihn doch selbst mehr und mehr den Einflüssen des Clerus, um ihn desto ausschließlicher von der

Kanzlei aus bestimmen zu können! Man wird gar lange wieder schulmeistern müssen, bis die ätzenden, auflösenden Einflüsse, welche durch das Lehrerproletariat unter das Bauernvolk gebracht wurden, völlig hinweggeschulmeistert sind, oder richtiger, man wird das jetzt niemals mehr fertig bringen.

Auch die Stellung des Pfarrers zum Landvolke hat der bureaukratische Staat verrückt. Der Pfarrer war zu sehr „verbauert", er sollte mehr Beamter werden. Den Güterbesitz, welcher früher einen großen Theil der Pfarrbesoldungen ausmachte, verwandelte man wenigstens bei den protestantischen Pfarrern fast überall in Baargehalt, man nöthigte ihn, das Pfarrgut in Pacht zu geben, und untersagte die Selbstbewirthschaftung; man verwehrte ihm in einigen Ländern, sich Ackergut aus eigenen Mitteln über das bescheidene Maß hinaus zu erwerben, welches sich ohne das Halten eines Gespannes bewirthschaften läßt. Der Pfarrer sollte nicht mehr so fest sitzen. Gerade dadurch hatte er sich aber den Respect der Bauern erworben, die von einer Geistesbildung, welche sich nicht auch im Praktischen, und zwar speciell in der Landwirthschaft zeigt, in der Regel keinen sonderlichen Begriff haben. Allein der Pfarrer sollte sich wieder mehr wissenschaftlich beschäftigen, statt des Helfers und Rathers der Bauern sollte er wieder mehr Theologe werden. Die Art und Weise, wie dieß die Bureaukratie im einzelnen durchgeführt, hier zu erörtern, ist unsere Sache nicht. Genug, der Pfarrer, welcher den Männern der Schreibstube ein viel zu exotisches Gewächs gewesen, ist, besonders in protestantischen Landen, wieder weit entschiedener in die Reihen der Beamtenwelt eingerückt. Der frühere unmittelbarere Einfluß auf die Bauern ist nun glücklich gebrochen, und gäbe eine wissenschaftliche Bildungsgrundlage dem Geistlichen nicht festeren inneren Halt, so würde er wahrscheinlich schon vollkommen die Rolle eines verschrobenen mißvergnügten Dorfschulmeisters spielen, nur noch in bedeutend erhöhter Potenz. Einzelne Fälle davon sind auch da gewesen. Die Folgen für das ganze Gemeindeleben waren dann aber auch

allemal tief einschneidend und wahrlich höchst betrübender Art. Während übrigens die protestantischen Consistorien vielfach sich alle Mühe gaben, um den Pfarrer möglichst zu „entbauern" und der Beamtenwelt wieder wahlverwandter zu machen, verfuhren die katholischen Kirchenbehörden schon aus natürlicher Opposition gegen die Bureaukratie meist weit klüger. Die katholische Kirche hat es niemals vergessen, welch ungeheurer Einfluß ihr dadurch in die Hand gegeben ist, daß, wenigstens in Deutschland, fast sämmtliche Glieder ihres Clerus aus dem Bauernstande hervorgehen. Für den politischen Einfluß der Hierarchie ist dieser Umstand so bedeutungsvoll, daß er allein hinreichen könnte jeden Einwand gegen den Cölibat zu entkräften. Denn nur dieses Institut ist es ja, was den niedern Clerus zwingt sich fast ausschließlich durch Bauernsöhne zu recrutiren. In dem Maße als der persönliche Einfluß des protestantischen Pastors bei seiner Dorfgemeinde neuerdings im Abnehmen begriffen ist, stieg der des katholischen Pfarrers. Wir finden nicht selten, daß gerade diejenigen Gemeinden, welche am eifersüchtigsten auf ihre Selbständigkeit sind, doch wieder von dem katholischen Clerus geleitet werden, ohne daß sie es selber merken. Man hat sich katholischerseits neuerdings viel Mühe gegeben, die Söhne der gebildeten Stände mehr zum Eintritt in den unteren Clerus zu bewegen. Das ist sehr unklug. Die politische Macht der katholischen Kirche wurzelt in Deutschland zu allermeist in ihrem Einflusse auf die Bauern, und ist bedingt dadurch daß der Dorfgeistliche selber wieder aus dem Bauernstande hervorgegangen ist. In Bayern, Tirol, dem Münsterlande wird man sich davon überzeugen können. Die Religion des Bauern ist seine Sitte, wie ihm umgekehrt auch seine Sitte Religion ist. Darum wird der Priester mehr bei ihm gelten als der Prediger. Das Altlutherthum, überhaupt die strengen Formen des älteren Protestantismus fesseln ihn, weil hier noch mehr Eigenthümlichkeit der kirchlichen Sitte vorherrscht, ebenso der Katholicismus mit seinen fertigen Formen. Der Unionszwang hat unglaublich viel

zum Verschwinden des kirchlichen Sinnes bei protestantischen Bauern beigetragen, er hat hier bekanntlich auch — in Schlesien und Sachsen — eine bis zum Fanatismus gesteigerte Opposition hervorgerufen. Wer dem Bauern beweist, daß die lutherische Auffassung des Abendmahls, die lutherische Formel des Vaterunsers, die lutherische Kirchenverfassung sich recht gut vertragen und sich so ohne weiteres verschmelzen lassen mit den reformirten, der bricht ihm die Autorität der Kirche. Dieß eben war ja seine eingewurzelte kirchliche Sitte, daß der Abendmahlsbrauch, die Gebetesformel, die Kirchenverfassung so und nicht anders seyn dürfen, und eben in der Opposition des Lutherischen und Reformirten hat diese Sitte erst Kraft und Bedeutung gewonnen. Mit dieser historischen Opposition hatte man ihm die Kirche selber wegdemonstrirt. Auch in religiösen Dingen ist der Bauer Particularist. Die Mennoniten mit ihrem specifisch religiösen Stillleben sind überall wahre Muster-Bauern. Selbst in rein landwirthschaftlichem Betracht ist es als ob der Segen Gottes auf ihren Feldern ruhe. Oft erscheinen mitten unter ganz entarteten Bauerschaften die Mennonitenhöfe wie Oasen in der Wüste. Die höchst positive religiöse Sitte, in welcher sich diese Leute abschließen, ist ihnen dann ein Ersatz gewesen für die in ihrer Umgebung bereits verderbte und zerstörte Volkssitte überhaupt. Gerade der religiöse Particularismus des Sectenthumes war das Bollwerk, welches hier dem alten ächten Bauernthum Schutz und Rettung sicherte. Aber eben darum, weil der Bauer Particularist ist in religiösen Dingen, hat der nivellirende Rationalismus, wie er zu Anfang dieses Jahrhunderts im Schwange ging, so auflösend bei ihm gewirkt. Das Wesen dieses Rationalismus bestand gerade darin, daß er an die Stelle der religiösen Sitte die nüchterne Beweisführung des Verstandes setzte. Unsere rationalistischen Geistlichen bildeten sich gar viel darauf ein volksthümlich zu seyn, und glaubten namentlich die praktischen Bedürfnisse des Bauersmannes aufs trefflichste zu befriedigen. Sie glaubten so recht im Geiste des

Bauern zu wirken, wenn sie von dem Kartoffelbau predigten und etwa beim Evangelium vom Säemann ihre Erfahrungen einwoben, wann und wie am besten Gerste und Hafer zu säen sey. Diese Art von Popularität gemahnt an manche sogenannte Volksschriften, welche dadurch den rechten volksthümlichen Ton zu treffen suchen, daß sie den Leser als möglichst bornirt und kindisch voraussetzen und demgemäß mit großer Kunst einer Gedankenentwicklung sich befleißigen, wie sie eigentlich nur einem recht beschränkten Einfaltspinsel natürlich erscheinen könnte. Wer die Religion des Bauern als seine altheilige Sitte, seine Poesie, seinen Glauben erfaßt, nur der wird volksthümlich predigen können. Wo dem Bauern die Religion nicht mehr Sitte ist, da ist er in der Regel schon verwildert. Diese Art von Verwilderung hat bereits bedenklich überhand genommen. Aber wenn man bedenkt, welche theologischen Experimente bereits mit dem Bauern gemacht wurden, dann muß man sich wundern, daß es noch so glücklich abgelaufen ist.

So sehen wir überall den Bauer bedroht, aus seinen eigenthümlichen Bahnen gerissen, der Verderbniß preisgegeben zu werden. Die Heilung bleibt dann lediglich seiner eigenen unverwüstlichen Natur überlassen. Daß diese Natur aber noch kräftig genug ist, um sich selber zu helfen und im entscheidenden Augenblicke die ganze Fülle ungefälschter Kraft des deutschen Bauernthums in die Wagschale zu werfen, davon wollen wir uns in dem nächsten Capitel durch die Thatsachen der neuesten Geschichte überzeugen.

Drittes Capitel.

Der Bauer in den Bewegungen der Gegenwart.

Wenn man den Bauer fragt, dann hat er immer etwas zu murren und zu klagen; man kann ihm dieſes Murren ſo wenig abgewöhnen, als den Wölfen das Heulen. Auch dieſe Eigenſchaft iſt hiſtoriſch. Schon ſeit dem Mittelalter ſtimmen alle Zeugniſſe fortlaufend darin überein, daß der Bauer vor den andern Ständen zumeiſt zu brummen und zu knurren liebe. Aber dieſe Unzufriedenheit erſtreckt ſich, wie wir bereits oben geſehen, immer nur auf nächſtliegende Verhältniſſe. Es widerſtrebt der Natur des Bauern, ſeine Beſchwerden zu verallgemeinern, und er klagt den Staat und die Geſellſchaft nicht an, weil er vielleicht guten Grund hätte den Schultheißen anzuklagen. Als die erſte franzöſiſche Revolution ausgebrochen war, fiel ihr zündender Funke auch hier und da in Deutſchland nieder und ſelbſt unter die Bauern. Auf einigen ſtandesherrlichen ſächſiſchen Dörfern z. B. rotteten ſich die Landleute zuſammen und ſchrieben ihre Bitten und Forderungen auf, um ſie vor den Standesherrn zu bringen. Es war das aber nicht etwa die damals zeitgemäße Forderung der „allgemeinen Menſchenrechte,“ ſondern ganz ſpecielle Anliegen, Acker und Wald und Wieſen betreffend. Als ſie mit der „Sturmpetition“ vor ihre Herren

traten, hatten sich dieselben in Dresden bereits nach Hülfe umgesehen, und als man den Bauern bedeutete, falls sie nicht sofort auseinander gingen, würde man sie ins Loch stecken, ging jeder wieder so schnell als möglich nach Hause. Aehnliche Scenen sind damals an vielen Orten Deutschlands vorgekommen. Der Bauer hatte noch den vollen Respect vor der Autorität seiner Herrschaft. An revolutionäre Tendenzen war gar nicht zu denken. Als General Cüstine im Jahre 1792 die Rheingegenden heimsuchte und durch alle Mittel der Drohung und Belohnung Propaganda für die französische Republik machte, gelang ihm dieß doch nur in einigen rheinischen Städten, namentlich in Mainz, oder in den städtischen großen Dörfern der Rheinebene. Bei den Bauern in den nassauischen Bergen und in der Wetterau konnten die republikanischen Eindringlinge keine Sympathien finden, man wies sie im Gegentheil mitunter etwas unsanft zurück. Als dem Fürsten von Nassau-Idstein durch Cüstine eine persönliche Kriegssteuer von 300,000 Gulden auferlegt worden war, erboten sich die Bauern freiwillig zur Mitbezahlung dieser Summe.

Zu den Nachwehen der Julirevolution in Deutschland gehörte eine ganze Reihe kleiner Bauernaufstände. Sie zielten aber fast alle nur auf die Abschaffung örtlicher Beschwerden. Man zerstörte Zollhäuser wegen der lästigen Mauth, vernichtete die verhaßten Stempelbogen, verfolgte an einigen Orten die wilden Schweine, an andern die Rathsherren. Ein einheitliches Handeln fand nirgends statt. Jeder wollte nur die Last, die ihn zunächst drückte, von sich abwälzen. Periodische örtliche Unruhen wegen der Steuern, Naturalleistungen und Frohnden sind so alt wie der Bauernstand selber. So wenig als die Aufruhrscenen, von welchen die Chroniken der Städte des Mittelalters häufig genug berichten, Revolutionssymptome im modernen Sinne waren und gegen den gesunden Geist des alten deutschen Bürgerthumes zeugen können, so wenig ist dieß bei den bezeichneten Bauernaufständen der Fall.

Ganz anders schien sich die Sache im März 1848 zu gestalten. In den kleineren westdeutschen Staaten hatte es vorweg den Anschein, als wolle sich der Bauernstand in Masse erheben. Nicht ohne Grund verloren die Staatsbehörden den Kopf; denn dieses Schauspiel war noch nicht dagewesen. Nicht Karlsruhe, Darmstadt, Wiesbaden ertrotzten die ersten Märzerrungenschaften, das Badener, Hessen- und Nassauer-Land war es, welches in Person nach den Hauptstädten gekommen war, die Bauern allein, deren massenhaftes Erscheinen den Ausschlag gab. Gegen die Empörung einer städtischen Bevölkerung hätten die vorhandenen Militärkräfte einschreiten mögen, aber wo sich die Bauern von ihren Sitzen erheben, da ist es, als ob eine Stadt an allen Punkten zugleich brenne. Und doch war der Bauer dießmal nur mitgegangen, er hatte seine Rolle gespielt, ohne selber zu wissen, was er eigentlich spiele. Ein Hungerjahr und ein Jahr des Ueberflusses hatten den kleinen Gutsbesitzer mürbe gemacht, während beide Jahre dem reichen landwirthschaftlichen Speculanten gleich sehr den Beutel füllten. Der Bauer hatte wie immer Beschwerden genug in der Tasche. Er hatte sich auch wohl ein wenig bearbeiten lassen, er war disponirt dazu, und die Zeit war günstig. Als er vernahm, daß dießmal des Landes Wohl in der Hauptstadt fertig gemacht werde, schnürte er seinen Bündel und zog auch dahin. Der ganz naive Gedanke, daß dort etwas absonderliches vorgehe, und daß man auch dabei seyn wolle, hatte meist die großen Bauernmassen in Bewegung gesetzt. Ohne irgend einen festen Zweck und Entschluß kamen die Leute auf den Schauplätzen der Märzbewegung an und wurden dort nun von den Parteiführern recht warm in Empfang genommen. Aus den Fenstern der fürstlichen Schlösser und der Ministerhotels erschienen diese unabsehbaren Bauernschwärme freilich in einer ganz andern Perspective. Man argwohnte da ein Gemeinsames des revolutionären Gedankens bei den Bauern, ein planmäßiges Zusammenwirken und verlor den Kopf. Bei diesen Bauern war nicht wie bei den sogenannten

„Arbeitern" die ſpecielle Beſchwerde zu einer allgemeinen Unzufriedenheit großgewachſen. Das Clubweſen hat nie bei den deutſchen Bauern Wurzel gefaßt. Bauernvereine etwa, die im Style der Arbeitervereine aus dem Geſammtbewußtſeyn des ſeine Feſſeln zerbrechenden Bauerthumes heraus die Geſellſchaft hätten reformiren wollen, haben nirgends oder höchſtens nur als ganz unſchuldige Caricatur exiſtirt. In jedem Gau, ja in jedem Dorf ſchloß ſich die Bauernbewegung für ſich ab. Es war im Traume nicht daran zu denken, daß der deutſche Bauer von der Nord- und Oſtſee dem Bauern auf dem Schwarzwalde oder im bayeriſchen Hochgebirge die Hand geboten hätte zu einer Erhebung des deutſchen Bauernſtandes als ſolchen, wie das in der That von Seiten der ſtädtiſchen Proletarier geſchehen iſt. Ein Netz der revolutionären Propaganda über den deutſchen Bauernſtand zu werfen iſt um deßwillen unmöglich, weil man vorher den Bauer aus ſeiner Vereinzelung herausreißen müßte, und das wäre eine Aufgabe für Jahrhunderte. Auch iſt es dem Gebildeten unendlich ſchwer, dem Bauern irgendwie beizukommen, ihn für eine neue Idee zu begeiſtern. Die Flugſchriften, welche man unter das Volk ſchleuderte, haben beim Bauersmann faſt nie gezündet, ob er ſie gleich bereitwillig entgegennahm — nämlich um ihres Papierwerthes, nicht um ihres Inhalts willen. Vergebens mühte ſich die Localpreſſe auf den Dörfern einen dauernden Erfolg zu finden. Der Bauer glaubt noch nicht, daß ihm durch eine Zeitung geholfen werden könne, und wenn er es ja eine kurze Weile glaubte, dann wurde er gar raſch zum Gegentheile bekehrt. Wer den Bauer zum Abſchwören ſeiner Sitte hätte bewegen können, wer es ihm einzureden vermocht hätte, daß er über den Bauer hinaus müſſe, um ein glücklicherer Menſch und Staatsbürger zu werden, der wäre der Meiſter einer wahrhaftigen deutſchen Revolution geweſen. Das aber vermochte keiner. Was würde im Jahre 48 aus Berlin geworden ſeyn, wenn dieſe Hauptſtadt nicht rings umlagert wäre von dem kräftigen Bauernthume der Marken? Wenn ſtatt deſſen ein

proletarisches Bauernvolk wie in südwestdeutschen Gegenden an den Havelseen gesessen hätte? Die märkischen und pommerschen Bauern bildeten die moralische Operationsbasis in den Kämpfen gegen die Revolution, für die Generale sowohl wie für die Minister.

Die Forderungen der Bauern waren in ihren Grundzügen überall dieselben, nur nach den örtlichen Verhältnissen verschiedenartig schattirt. Allein der Bauer selber dachte nicht an dieses Gemeinsame seiner Beschwerden, so wenig er sich entsinnt, daß schon seit dreihundert Jahren die Unzufriedenheit über dieselben Punkte bei ihm in stehende Lettern gegossen ist. Die Märzerrungenschaften der gebildeten Stände begriff er kaum, ja sie waren ihm von Anfang an fast verdächtig. Das historische Mißtrauen gegen den Städter erwachte auf der Stelle. Die Tiroler Bauern versahen sich nichts Gutes von der Preßfreiheit und Constitution, „weil sich die Herren so sehr darüber freuten.“ Westerwälder Bauern, welche anfangs der Forderung eines deutschen Parlamentes stürmisch beigefallen waren, erkundigten sich nachher mit bedenklicher Miene, ob denn das zu errichtende deutsche Parlament aus Infanterie oder Cavallerie bestehen solle? Die Erklärung fürstlicher Domänen zu Staatseigenthum leuchtete den Bauern in verschiedenen kleinen Ländern um deßwillen besonders ein, weil sie sich darunter dachten, von den Domänengütern solle nun jeder Einzelne nach Art der Almende und Gemeindenutzungen sein Theil zugewiesen bekommen. Der Gedanke war an sich so unvernünftig nicht, und jedenfalls mehr werth als die Auffassung der meisten „politisch Gebildeten,“ welche die Ueberweisung des fürstlichen Grundbesitzes an den Staat forderten, ohne sich überhaupt irgendetwas dabei zu denken.

Auffallend könnte es erscheinen, daß die Idee der Theilung alles Besitzes so rasch bei den Bauern zündete, ja recht bald zur alleinigen Lockspeise wurde, mit welcher die Apostel der Revolution Jünger aus dem Bauernstande an sich zu ziehen vermochten. Nicht bloß Proletarier, auch wohlhabende Bauern

wurden vielfach durch die Hoffnung auf „das Theilen" verblendet. So schien es denn doch, als ob gerade die sociale Richtung der Revolution bei dem Bauern Anklang fände, als ob das nur eine Täuschung gewesen, wenn man glaubte, der Bauer würde durch seine Liebe zu festem Besitz und ruhigem Erwerb vor dem Schwindel communistischer Satzung bewahrt. Es hatte aber mit diesem Gelüsten des Theilens, welches in den letztvergangenen Jahren unzweifelhaft tief bei dem Bauern eingedrungen und fast durch alle Länder gegangen ist, eine eigene Bewandtniß. Der ächte Bauer dachte dabei in der Regel an nichts weniger als an die Verwirklichung des abstracten Communismus, er glaubte überhaupt nicht zu einer Neuerung gedrängt zu werden, das „Theilen" war ihm vielmehr eine historische Reminiscenz. Die goldene Zeit lag in der Phantasie des Bauern in jenen Zuständen, wo jeder Gemeindebürger noch so viel Holz unentgeltlich aus dem Gemeindewalde bekam, daß er neben freiem Brande auch noch einen Theil verkaufen konnte, wo die Gemeindenutzungen so einträglich waren, daß statt der Erhebung von Gemeindesteuern am Ablauf des Jahres vielmehr noch ein Stück baar Geld an jeden Gemeindebürger vertheilt wurde. Diese Zustände haben allerdings ausnahmsweise an sehr begünstigten Orten bestanden, in seltenen Fällen bestehen sie sogar heute noch. Daß sie allgemein bestehen möchten, ist das Ideal der meisten Bauern. Sie verstanden daher das „Theilen" in der Regel dahin, daß das Staatsgut, daß namentlich die Staatswaldungen zu Gemeindenutzungen vertheilt werden möchten, daß überhaupt durch irgendwelches staatswirthschaftliche Kunststück freies Holz, freie Weide und ein Stück Geld obendrein dem Einzelnen wieder zu Theil werde. Nicht Neuerungssucht, sondern ein übel verstandener Conservatismus, eine Selbsttäuschung in Betreff geschichtlicher Ueberlieferungen führte sie den Communisten in die Arme. Von dem eigenen Besitz wollte keiner auch nur eine Scholle behufs der allgemeinen Vertheilung aus den Händen lassen, und die Einsicht, daß ohne eine solche Maßregel das Problem des „Theilens"

doch nicht gelöst werden könne, curirte bald die große Mehrzahl der Theilungslustigen.

Daneben läßt sich aber auch nicht läugnen, daß in den bereits verderbten Bauernkreisen, namentlich in den durch Güterzersplitterung zurückgekommenen Ortschaften in der Nähe größerer Städte, der Communismus in seiner krassesten Gestalt Eingang fand. Hier faßte man das „Theilen" in einem ganz andern Sinne, und da vielleicht kein einziger im Dorfe so viel besaß, daß ihn dessen Verlust sonderlich geschmerzt haben würde, so gaben sie sich allesammt der neuen Lehre mit ganzer Seele hin. Der größte Theil der eigentlichen Rohheiten und muthwilligen Excesse, welche im Verlauf der Bewegung auf dem Lande verübt wurden, fällt auf solche verkommene proletarische Dörfer zurück. Sie stellten ihr reichliches Contingent zu den badischen Putschen, zum Frankfurter Septemberaufstand und ähnlichen „Kämpfen." Der verliederlichte, proletarische Bauer ging so weit, wie unseres Wissens das städtische Proletariat in Deutschland noch nicht zu gehen gewagt hat: er verbrannte in einigen Orten die Hypotheken- und Lagerbücher. Eine solche Demonstration ist ziemlich deutlich, sie zeigt uns besser als Dutzende von Abhandlungen, wohin der Bauer kommt, wenn der feste Boden des Besitzes unter seinen Füßen zu wanken beginnt, wenn er der sicheren Richtschnur der Sitte untreu wird, wenn der Branntwein seine Nervenkraft bricht und seine naturwüchsige Derbheit in Bestialität verkehrt.

Wenden wir uns wieder zu den unverfälschten Bauern und zur Beleuchtung ihres Verhaltens in der allgemeinen Bewegung. Es bot einen ergötzlichen Contrast, wie sich der Bauer sogleich das Praktische aus den „Volksforderungen" herausgriff, z. B. die Zinsenzahlungen und Abgabenleistungen vorsichtig so lange einstellte, bis man sehe, was aus der Geschichte geworden, und sich überhaupt den klingenden Nutzen ausrechnete, der ihm aus den Errungenschaften erwachsen möchte; während sich die Gebildeteren mit zahllosen abstracten Staats- und Weltverbesse-

rungsplänen plagten. Indeß ſich die Städter etwa über ein Wahlgeſetz „auf breiteſter demokratiſcher Grundlage" den Kopf zerbrachen, fragten die Bauern ganz naiv bei der Regierung an, ob denn auch die bisherigen Pachtverträge bei der neuen Ordnung der Dinge noch Geltung hätten, oder ob durch die Aufhebung des „Feudalzwanges" der Pächter nunmehr auch zum Eigenthümer des Gutes geworden ſey? Man könnte das einen rohen Materialismus nennen, wenn wir nicht ſelber zu demſelben nothgedrungen zurückgekehrt wären, nur mit dem Unterſchied, daß der Bauer die Revolution mit der Berechnung ſeines Gewinnes begann, während wir dieſelbe mit der Berechnung unſerer Verluſte und Schulden ſchloſſen. Der Bauer vertritt eben die derb realiſtiſche Natur im großen Volksganzen, und man muß praktiſch oder meinetwegen Philiſter genug ſeyn, um zuzugeben, daß wir einer ſolchen Ergänzung recht ſehr bedürfen, ja daß es uns zu Zeiten eine rechte Radicalcur iſt, wenn wir uns auf eine Weile mit Leib und Seele in den groben Realismus des Bauern verſenken.

Trotz dem übrigens, daß man auf den Dörfern ſtatt des Zachariä und Dahlmann gleich in den Märztagen den Adam Rieſen zur Hand nahm, iſt doch der kleine Bauer mehrentheils wieder zu Gunſten des großen Gutsbeſitzers um das beſte Stück ſeiner Errungenſchaften gebracht worden. Wir denken hierbei z. B. an die Zehntwühlereien welche in mehreren Ländern eine ſo große Rolle geſpielt, ja lange der Nerv alles politiſchen Lebens auf dem Lande waren. So lange man die Zehntfrage eine ſchwebende nannte, war dem ſtädtiſchen Wühler ein Punkt gegeben, auf welchem er bei dem ſonſt ſo mißtrauiſchen und unzugänglichen Bauern eindringen konnte. Die Zehntwühlerei war eine kleine Revolution in der Revolution, ſie ſtufte ſich ſo mannichfaltig in alle Richtungen ab, daß man ein Buch ſchreiben müßte, um jeden ihrer Fäden zu verfolgen. Dieſes Buch würde jedenfalls ein höchſt anziehender Beitrag zur Culturgeſchichte werden. Dem Gelüſte zu „theilen" entſprach das Verlangen nach unent-

geltlicher Abschaffung des Zehnten. Es beleuchtet die von uns oben gegebene Erklärung des „Theilens" bei dem soliderem Bauern aufs klarste. Eine Einnahmequelle des Staates, der Kirche sollte als solche aufhören, dagegen zu einer gemeinsamen Nutzung des Bauernstandes gemacht werden, die sich je nach der Größe des Ackergutes auf den Einzelnen ausschlagen würde. Dieß ist der einfache Sinn der unentgeltlichen Zehntabschaffung; es spukt darin nicht sowohl communistische Gleichmacherei, als im Gegentheil der eigennützige Particularismus des Bauernstandes. Daß die Zehntablösungsfrage nicht bloß eine landwirthschaftliche, sondern auch eine staatsfinanzielle Seite hat, liegt auf der Hand. Der Bauer wollte aber das letztere durchaus nicht einsehen. Da er nur gewohnt ist, die Dinge von seinem persönlichen Standpunkte aus aufzufassen, so vergaß er, daß bei allzu niedrigem Ablösungsmaßstabe die Staatskasse einen bedeutenden Ausfall erleiden würde, für dessen Wiederersatz dann doch wieder der Einzelne, und also auch er selber als Steuerzahler solidarisch herhalten müsse. Da nun zerrissene Güterparcellen, wie sie der kleine Bauer leider in der Regel besitzt, von der Zehntlast meist wenig oder gar nicht getroffen waren, während die größeren Ackergüter dieselbe vollauf zu tragen hatten, so gewann der kleine Bauer bei der allzu niedrigen Zehntablösung nicht nur nichts, sondern mußte noch obendrein als Steuerpflichtiger den zu Gunsten des größeren Gutsbesitzers in der Staatskasse entstandenen Ausfall decken helfen. In Nassau soll z. B. auf diese Weise der reichste Gutsbesitzer nicht weniger als 36,000 fl. aus Staatsmitteln geschenkt erhalten haben, während die kleinen Bauern eine Steuererhöhung gewannen! Hätte der Bauer diese Lage der Sache von vornherein durchschaut, so würden die Leute, welche von der Zehntaufregung so geschickt Nutzen zu ziehen wußten, übel bei ihm angekommen seyn. So lange aber die Streitfrage der Zehntablösung unentschieden war, hielten die reicheren Bauern, welche ihren Vortheil wohl erkannten, klettenfest zusammen, die geringeren Leute aber sahen in diesen ihre

natürlichen Anwälte, nicht ahnend, daß hier die Intereſſen des großen und kleinen Gutsbeſitzers ſchnurgerade auseinander liefen. Wenn die Staatskaſſen ihren Verluſt einmal verſchmerzt haben werden, dann wird allerdings auch den kleinen Bauern ein landwirthſchaftlicher Nutzen zuwachſen, denn gerade in der Nichtbelaſtung der kleinen Ackerfetzen durch den Zehnten lag die größte Verführung zu der heilloſen Parcellenwirthſchaft, die mit der Gutszerſplitterung und mit dem Bauernproletariate Hand in Hand geht. Aber der moraliſche Einfluß der Zehntwühlerei war ungeheuer. Die Zehntfrage abſorbirte jedes andere politiſche Intereſſe bei dem Bauern, und die Agitatoren verſäumten nicht, die Politik bei ihm in eine Sache des gemeinſten Eigennutzes zu verkehren. Die Bauern in den kleinen Ständekammern, wo die Zehntfrage eine Lebensfrage für das Land war, markteten und feilſchten nicht ſelten mit ihren Stimmen bei den Parteien gegen Stimmen für die Zehntangelegenheit. Andererſeits konnten die minder unterrichteten Bauern das financielle Rechenexempel nicht durchſchauen, ſchwankten von einer Auffaſſung zur andern, und ließen ſich heute eine Petition zu Gunſten der Abſchaffung, morgen zu Gunſten der niedrigen, übermorgen zu Gunſten der normalen Zehntablöſung dictiren. Wo eine allzu niedrige Ablöſung durchgedrungen war, da bemächtigte ſich des Gewerbſtandes, der nun mit ſeinen Steuern den großen Gutsbeſitzern Geſchenke machen mußte, ein tiefer Haß gegen das geſammte Landvolk, der Clerus begann nun auch ſeinerſeits zu agitiren, weil das Kirchenvermögen beeinträchtigt war, die kleinen Bauern fühlten die ganze Bitterkeit getäuſchter Hoffnung. Bei einer Zehntablöſung im vollen Capitalwerthe des Zehntens oder einem um ein Geringes darunter gegriffenen Maßſtabe würde der Landbau gewonnen und die Staatskaſſe nichts verloren haben. Aber wer konnte gegenüber der Tagesphraſe vom hiſtoriſchen Unrecht des Zehntens, das — auf Koſten der Gewerbtreibenden und kleinen Bauern! — geſühnt werden müſſe, mit einer ſolchen Anſicht durchdringen! Erſt als man einmal in den Verluſt

gerathen war, begriff man die wahre Sachlage. Wohl selten hat die Verblendung durch ein bloßes Schlagwort bei einer so nüchtern praktischen Frage so heillose Verwirrung angerichtet.

Es war ungefähr eines Monats Frist, wo man im ersten Taumel und Wirrsal der Bewegung in den deutschen Weststaaten dem Bauern so ziemlich freie Hand ließ nach Belieben zu schalten. Da muß es wohl äußerst lehrreich seyn nachzufragen, wozu er diese Flitterwochen der Freiheit benützt. Er machte sich selber kurzweg ein strenges Wildschadengesetz, wo ihm das alte zu gelind gewesen, indem er das Wild nach Kräften fing oder zusammenschoß. Er machte den Wald wieder zu dem, wofür er ihm in seiner geschichtlichen Ueberlieferung galt, zur gemeinen Nutzung, indem er Holz fällte, wo es ihm gefiel. Den Abgabendruck minderte er, indem er vorläufig alle Abgaben für sich behielt. Die scheinbaren und wirklichen Lasten, welche ihm hier und da durch die Gerechtsame mediatisirter Standesherren erwuchsen, schüttelte er ab, indem er nöthigenfalls dem Standesherrn aufs Schloß rückte und seinen „Volksforderungen" dort wohl auch in sehr materieller Weise Nachdruck gab. Dem Groll gegen den Polizeistaat machte er Luft, indem er die Förster und Hebammen wegjagte, um sie nach einigen Monaten wieder zu holen. In alle dem sehen wir nichts weiter als eine in der Ausführung theils naive, theils maßlose Selbsthülfe gegen drückende Uebelstände zu Gunsten der Wiederherstellung des Bauernideales von der guten alten Zeit. In einem ganz andern Lichte dagegen erscheinen z. B. die schmachvollen Judenverfolgungen, wie sie in den Märztagen von vielen süddeutschen Landgemeinden veranstaltet wurden. Daß darin nicht der ausebnende Geist der modernen Revolution, sondern ein ganz nichtsnutzig particularistisches Reactionsgelüste spukte, liegt auf der flachen Hand. Merkwürdig aber ist es, daß gerade solche Gemeinden, welche man mit Vorliebe „aufgeklärte" nannte, in welchen die Schulmeister und die Demagogen ihr Möglichstes zur gründlichen Modernisirung gethan, in dieser Richtung sich Excesse zu Schul-

den kommen ließen; Gemeinden, in welchen der Religionshaß schwerlich tief wurzeln konnte, da man sich seit Jahren alle Mühe gegeben, den Bauern Indifferentismus für Religiosität einzutauschen. Diese badischen Judenverfolgungen wurden aber auch nicht vom Religionshasse dictirt. Es war vielmehr der Haß des in Güterzersplitterung verkommenen und dadurch der Tyrannei der Schacherjuden preisgegebenen Bauern, es war die natürliche Feindschaft des ausschließenden bäuerlichen Corporationsgeistes gegen den fremden Eindringling, es war die Verachtung des Grundbesitzers gegen den umherschweifenden heimathlosen Stamm, die sich hier Luft machte. Diese Bauern waren so lange „aufgeklärt" worden, und dennoch brach in dem ersten Augenblicke, wo sie ihre Hände frei fühlten, der alte Adam in so erschreckender Weise wieder hervor!

So werden wir bei dem Revolutionstreiben der Bauern überall einen directen Gegenzug gegen den Revolutionsgeist der Städter gewahren; der Bauer wollte sich das aufgedrungene Neue vom Halse schaffen, um zum Alten zurückzukehren, der Städter, um es gegen ein theoretisch-phantastisches Neuestes zu vertauschen.

Die entschiedensten Angriffe der Bauern waren gegen das bureaukratische Gemeinderegiment gerichtet. Aber wir wüßten nicht, daß die Bauern in den Tagen der Ungebundenheit auf ein neues System der Gemeindeverfassung gesonnen hätten; sie verfuhren ganz einfach praktisch, entsetzten die von den Behörden aufgedrungenen Bürgermeister und Schultheißen ihres Amtes, und hoben den lästigen bureaukratischen Stufengang der Gemeindeangelegenheiten dadurch thatsächlich auf, daß sie keine Notiz mehr von demselben nahmen und irgendein Herkommen, irgendeine Sitte oder Unsitte statt der Schreibstubenordnung einschoben. Der Bauer hat aber im Traume nicht daran gedacht, seine Gemeinde ganz ablösen zu wollen von der Oberaufsicht der Staatsbehörde; nur die Art und Weise, wie diese Aufsicht geübt wurde, hatte ihm mißfallen. Wo der theoretische Radicalismus

die freie Gemeindeverfassung in der Weise durchsetzte — und es ist ihm in einigen Ländern geglückt — daß das Aufsichtsrecht des Staates nur noch als ein Schein existirt, in der That aber jede einzelne Gemeinde einen für sich unabhängigen Freistaat im Staate bildet, da treten die Nachtheile schon heute in höchst bedenklicher Weise zu Tag. Indem z. B. die Staatsbehörde des Rechtes sich begeben hat, die von der Gemeinde beschlossenen Holzfällungen und Waldausstockungen zu genehmigen oder zu verweigern, hat sie die größere Forstcultur schutzlos ihrem Ruine preisgegeben. Die Gemeinden fällen jetzt natürlich so viel Holz, als nur immerhin angeht, um ihre Schuldenlast augenblicklich zu verringern; aber an die weit größere Last, welche sie dadurch auf ihre Nachkommen häufen, denken sie nicht. Um den alten Schlendrian möglichst großer gemeiner Nutzungen wieder herzustellen, wird wohl auch ein Stück Wald umgerodet. Vielleicht vertheilt man auch das also gewonnene Ackergut in winzigen Parcellen an sämmtliche Bürger. Die eigene Anschauung hat es uns gezeigt, daß Gemeinden, welche sich über die getäuschte Hoffnung auf das „Theilen" immer noch nicht trösten können, zu solchen Mitteln greifen, um doch wenigstens einen kleinen Vorschmack von dem Genuß des Theilens mitzunehmen. Vielleicht vergällt ihnen der rasch eintretende bittere Nachgeschmack das weitere Versuchen. Die Gemeinde soll ihre inneren Verwaltungsangelegenheiten selber ordnen, sie soll ihre Vorsteher aus sich selber wählen. Diese Forderung mußte man gewähren. Aber gerade in solchen Ländern, wo vorher die ärgste bureaukratische Bevormundung der Gemeinden bestanden, sprang man jetzt mit gleichen Füßen in das entgegenstehende Extrem und organisirte eine freie Gemeindeverfassung im Style der modernen Demokratie, basirt auf den Grundsatz des allgemeinen Stimmrechts, der unbeschränkten Wahlfähigkeit. Damit hat man abermals dem Bauern etwas ganz fremdartiges, unhistorisches hingeschoben. Seine Ueberlieferung deutet auf weit aristokratischere Formen zurück; wenn irgendeiner, so betrachtet es der Bauer

als selbstverständlich, daß die Befähigung zu politischen Aemtern an ein gewisses Alter, an einen gewissen Besitz geknüpft sey. In den Augen des Bauern wird man wirklich erst mit dem vierzigsten Jahre geschcidt. Es würde in seinen Augen den Capitalwerth alles Grundvermögens in der Gemarkung herunterdrücken, wenn ein besitzloser Proletarier zum Feldgerichtsschöffen gewählt würde. Vor dem Bürgermeister, der kein „ganzer Bauer" ist, der nicht wenigstens ein Gespann auf seinem Gute halten kann, wird er nie Respect haben, und wenn er ihn zehnmal nach dem allgemeinen Stimmrechte hätte mitwählen helfen. Auf diese und andere geschichtliche Charaktereigenthümlichkeiten des Bauern hätte man die freie Gemeindeordnung gründen müssen, nicht auf theoretische Lehrsätze. Der Erfolg hat denn auch schon gelehrt, daß in den Ländern, wo man die Gemeindeverfassung in abstract demokratischer Weise eingerichtet hat, die Verwirrung und der Unfrieden ärger geworden ist als vorher. Ein Parteiwesen hat sich da in jedem Dorfe entwickelt, welches die Gemeinde, die sonst in tiefster Eintracht gelebt, in todfeindliche Gruppen zu spalten beginnt; die Achtung oder Mißachtung des Gesetzes richtet sich nach dem Parteistandpunkte und nach der Persönlichkeit der vollziehenden Beamten — denn vor dem abstracten Gesetze hat der Bauer niemals Respect, nur vor der Sitte oder vor der Person; — der Ortsvorstand wird gegen die Parteigegner ein größerer Despot, gegen die Parteigenossen ein größerer Sklave als er je vorher gewesen; der kraft des allgemeinen Stimmrechts, kraft der Volkssouveränetät auf den Thron gehobene Bürgermeister (Schultheiß) verliert dabei in seinem Souveränetätsschwindel gemeiniglich vollends den Kopf. Diese Schilderung ist nicht übertrieben. Wer sich von ihrer Wahrheit überzeugen will, der gehe nach Nassau. Dort war vor dem März die Erbitterung über die bureaukratische Bevormundung der Gemeinden eben so tief und durchgreifend als gerecht, und dennoch wird sie durch die handgreiflichen Erfahrungen über das Verderbliche einer abstract-demokratischen Dorfgemeindeverfassung so

ganz in Vergessenheit gehüllt, daß sich selbst Bauersleute nach dem traurigen bureaukratischen Zopf zurückzusehnen beginnen. Wer gute Gesetze für die Bauern machen will, der gehe aus von der Sitte und dem Charakter des Landvolkes, nicht aber von staatswissenschaftlicher Schulweisheit und ihren abstracten Lehrsätzen.

Die Art und Weise, wie die Bauern meistens Stellung und Beruf in unsern Abgeordnetenkammern auffaßten, zeigt uns, wie weit sie noch entfernt sind, das Wesen der constitutionellen Theorie zu erfassen. Sie betrachteten sich fast durchgehends als eine ständische Corporation, berufen, vor allen Dingen die Sache der Bauerschaft zu vertreten, und wo sie das auch nicht klar bewußt beabsichtigten, handelten sie doch in der Regel demgemäß.

Die Bauern bildeten fast auf allen Einzellandtagen, wie wir bereits oben andeuteten, eine fest geschlossene Parteigruppe, die ganz fremdartig in unsere übrige Parteibildung hineinragte. Sie ließ sich nicht in die Unterordnung von rechts und links eintheilen, denn sie ging gar nicht von politischen Lehren und Satzungen aus, sondern lediglich von rein praktischen Rücksichten; der Vergleichungspunkt fehlt. Soll der Bauer zu einer Volksvertretung wählen, dann denkt er gewiß zuerst an die Bauernvertretung. Die Hoffnung, welche er von der Wirksamkeit eines Landtages hegt, mißt sich bei ihm unwillkürlich nach dem Zahlenverhältniß, in welchem sich die Ziffer der bäuerlichen Abgeordneten zu jener der übrigen darstellt. Von den Volksvertretern aus dem Gewerb- und Beamtenstande fürchtet er übervortheilt zu werden, und traut überhaupt einem Manne, der nicht selber Grundbesitz hat, nicht leicht die rechte Einsicht in seine besonderen Interessen zu. Es gibt keinen schlagenderen Beweis für den außerordentlichen Einfluß, den der katholische Clerus in Westphalen übt, als die Thatsache, daß er dort bei den Parlamentswahlen in den bäuerlichen Wahlbezirken fast lauter Abgeordnete durchzusetzen wußte, die dem Landvolke bis dahin gewiß persönlich ganz unbekannt gewesen. In Tirol, wo die Bauerschaft

seit dem Mittelalter einen ständischen Einfluß geübt hatte und sich ihrer corporativen Macht noch gar wohl bewußt war, und sicherlich auch ihre Vertreter in der Meinung nach Frankfurt geschickt hatte, daß dieselben dort vor allen Dingen für ihr particulares Interesse zu wirken hätten, in Tirol kam der seltsame Fall vor, daß die meist bäuerlichen Wähler ihren Abgeordneten aus dem eigenen Säckel doppelte Diäten zahlten, weil die aus der öffentlichen Kasse gereichten Taggelder ihnen doch gar zu schmal dünkten. Anderwärts, wo der Bauer, durch allerlei fremde Wahleinflüsse verwirrt, die beruhigende Ueberzeugung keineswegs hat, daß sein ständisches Interesse mit Erfolg durchgefochten werde, betrachtet er die Kammern meist mit Mißtrauen, führt Klage über die großen Taggelder, und wäre weit eher geneigt jeden Antrag auf deren Herabsetzung zu befürworten, als selber noch etwas draufzulegen. Der ganze Begriff des constitutionellen Staatswesens ist ihm ein verschlossenes Buch mit sieben Siegeln. Er kann in seinen eigenen Verhältnissen so wenig, als in seinen geschichtlichen Ueberlieferungen irgendeine Analogie dafür finden, woran sein Urtheil einen Anhaltspunkt gewänne. Die ständische Gliederung dagegen stimmt vortrefflich zu seinem Particularismus, und liegt seiner ganzen politischen Anschauungsweise seit alten Tagen zu Grund. Unter der Republik denkt er sich wenigstens irgend etwas, wenn auch etwas ganz verkehrtes; unter dem Constitutionalismus denkt er sich gar nichts. Es liegt übrigens ein bedeutsames Zeichen darin, daß der Bauersmann nicht aus klarer staatswissenschaftlicher Erkenntniß, sondern gleichsam aus Divination die Vertretung des Volkes nach ständischen Gruppen begreift und schätzt, während er für die gerade bei den niederen Classen der städtischen Bevölkerung so populäre Vertretung nach der Kopfzahl keinen Sinn hat. Das kommt daher, weil dem Bauern das Bewußtseyn seiner ständischen Körperschaft noch wie ein Naturgefühl einwohnt. Das Bauernthum ist in der modernen Welt „der Stand" als solcher, denn die Gemeinsamkeit eigener Sitte, Sprache, Tracht, eigenen Berufes fällt

bei ihm noch vollkommen zusammen mit dem Begriffe der socialen Gruppe, der politischen Corporation. In ihm finden wir das einzige noch vollständige Probestück der alten Stände. Dieser Stand wohnt selbst jetzt noch abgesondert, wie früher auch die anderen Stände, Adel und Bürgerthum je ihre gesonderten Sitze hatten.

Politische Gebilde, welche das Ergebniß der Reflexion, der Schulweisheit, des Systemes sind, lassen sich ungeheuer schwer bei dem Bauern verwirklichen. Leider beschränkte sich aber der größte Theil der in der letzten Bewegung angestellten politischen Experimente auf dergleichen der Studirstube abgesessene Bildungen, daher die Theilnahmlosigkeit der Bauern für dieselben. Obgleich z. B. der Bauersmann sicherlich am schwersten durch die Militärpflichtigkeit gedrückt wird, und am ersten Ursache hätte die Abschaffung der stehenden Heere zu wünschen, so weigerte er sich doch am hartnäckigsten auf die Verwirklichung des Phantasiebildes einer allgemeinen Volksbewaffnung einzugehen. Durch den praktischen Blick, mit welchem er von vornherein die Unausführbarkeit dieses auf dem Papiere so herrlichen Institutes durchschaute, beschämte er unzählige Gebildete. Er nahm die Muskete des Bürgerwehrmannes zuletzt an und legte sie zuerst wieder ab, zerstörte überhaupt durch seinen zähen passiven Widerstand gar schnell die Illusion von der Ausführbarkeit einer solchen Volksbewaffnung. Für die Spielerei, wie sie dann noch eine Weile in den Städten fortgesetzt wurde, hatte er vollends gar keinen Sinn. Als Erzherzog Karl im Herbste 1799 eine allgemeine Volksbewaffnung in deutschen Landen organisiren wollte und bereits in der Gegend von Mainz den Anfang eines Landsturmes nicht ohne Erfolg zu Stande gebracht hatte, widerstrebte doch die große Mehrzahl der Bevölkerung, und der Plan scheiterte neben dem Widerwillen der Fürsten an der Zähigkeit der Bauern, obgleich doch damals die Noth des Vaterlandes ganz anders drängte und ein begeisternder Held an der Spitze stand. Der deutsche Bauer ist ein tüchtiger Soldat, wenn man ihn

ganz zum Soldaten macht, aber die Zeit ist längst vorüber, wo er noch Bauer und Soldat in einem Stück seyn, wo (im 13. Jahrhundert) jener Landgraf von Hessen jeden Mann, der ein Schwert, oder auch nur einen Stecken zu tragen vermöge, mit glänzendem Erfolge zum Kampfe auffordern konnte.

Und dennoch bildet der Bauer den Grundstock der deutschen Heere und schlägt sich vortrefflich, wo ihn die hergebrachte Autorität des Kriegsherrn zu den Fahnen gerufen hat. Er ist von dem Augenblicke an ein guter Soldat, wo er die absolute Nothwendigkeit mit Händen greift, daß er ein Soldat seyn muß. Und was würde in den Revolutionsjahren aus uns geworden seyn, wenn der Grundstock und die überwiegende Masse der deutschen Heere aus andern Bestandtheilen als gerade aus bäuerlichen gebildet gewesen wäre?

Als man im Jahre 1848 die politischen Neubildungen in Gesetzesformen goß und dabei überall auf das Wahlsystem zurückgriff, erschrack man zuletzt über die Unmasse der Wahlacte, an welchen sich in Parlamentswahlen, Landtagswahlen, Geschwornenwahlen, Bürgermeister-, Gemeinderaths-, Bürgerausschuß-, Kreisbezirksraths- ꝛc. Wahlen der einzelne Bürger zu betheiligen hatte. Es schien fast, als ob auf jeden Tag im Kalender ein Wahltag herauskäme. Die Männer des Fortschrittes aber behaupteten, das sey gerade gut, namentlich um des Bauern willen; durch das immerwährende Wählen werde derselbe „munter erhalten". Sie kannten den Bauer schlecht. Er wurde vielmehr zu allererst des vielen Wählens überdrüssig, und seine ganze politische Theilnahme erschlaffte aus Aerger über die unaufhörliche Wahlquälerei. Die Sache war seinem praktischen Geiste viel zu weitschweifig und langweilig. Wenn dann mehrere Odenwälder Dorfgemeinden erklärten, daß sie überhaupt nicht mehr wählen wollten, vielmehr die Sache dem Großherzog von Hessen ganz anheimgeben, der ja vor der Wahlmode viel besser zurechtgekommen sey als jetzt, so lag in diesem offenherzigen Geständniß der beste Beweis, wie weit man mit dem Bauern kommt, wenn man

ihn durch unabläſſiges Antreiben in eine Sache eingewöhnen will, deren inneren Zuſammenhang er nicht begreift. Nirgends wurde zuletzt mit größerer Frivolität gewählt, als bei den Bauern, die doch von Natur gar nicht frivol ſind; nirgends war es leichter Wahlumtriebe zu machen, da doch ſonſt der Bauer ſo mißtrauiſch iſt. Aber gerade aus Mißtrauen wurde er ſchlaff und gleichgültig, denn wo man ihn ſo gewaltig drängte, ſchöpfte er Verdacht, daß man ihn gewiß ins Bockshorn jagen wolle. Der Bauer läßt ſich eine Neuerung durchaus nicht jählings aufladen, er will ſich bedächtig in dieſelbe einleben, und wenn man ihn für das conſtitutionelle Staatsweſen reif machen will, dann muß man Sorge tragen, daß deſſen Formen nach und nach in ſeine Sitte übergehen und ſo ihm ſchließlich ſelber zur Sitte werden.

Als die Zehnten und andere Laſten beſeitigt, die Forſt- und Jagdverhältniſſe geregelt, das Gemeindeweſen neu geordnet war, kurzum, nachdem der Bauer Abrechnung gehalten über den materiellen Gewinn, hörte für ihn die Zeit der Bewegung auf. Dadurch ſtellte er freilich ſeiner politiſchen Reife im höheren Sinn kein glänzendes Zeugniß aus. Die Ruhe, die gänzliche Abſpannung und Erſchlaffung kehrte auf dem Lande viel früher ein als in den Städten. Es iſt ſogar vorgekommen, daß Bauern den Städtern drohten, wenn ſie nicht bald ſelber bei ſich Ruhe ſchafften, dann würde die ganze Bauerſchaft hineinkommen, ihnen das Geſchäft abzunehmen. Es war eine ſinnige Symbolik des Zufalls, daß gerade Erzherzog Johann, der erzherzogliche Bauersmann aus Steyermark es ſeyn mußte, der den erſten wildeſten Act der Revolution abſchloß. An der Haltung der Bauern ſcheiterten ſeit der zweiten Hälfte des Jahres 1848 faſt alle größer angelegten Aufruhrpläne. Immer blieb, um einen Kunſtausdruck jener Tage zu gebrauchen, der „entferntere Zuzug“ aus, d. h. die Bauern.

Die Demokratie verfuhr ganz wie der Polizeiſtaat, ſie zog die Bauern und deren eigenthümliches Weſen gar nicht in ihre politiſchen Berechnungen, ſie ſprach ſo viel vom Volk und vergaß, daß darunter die Bauern doch beiläufig auch mit einbegriffen

sind. Ueber der Reaction in den Palästen übersah sie die viel gefährlichere Reaction in den Hütten. Die Bauern, namentlich des deutschen Nordens und Südostens, blickten zuerst gleichgültig, ja mißtrauisch auf das Parlament. Je mehr sich die Verhandlungen desselben in die Verfassungsfragen vertieften, um so weniger vermochte der Bauer denselben zu folgen; so mußte die Theilnahme für jene ganze Körperschaft bei ihm einschlummern. Es zeugte von einer bodenlosen Verkennung des deutschen Bauern, daß man glaubte, derselbe werde sich für die Principienfragen der Reichsverfassung oder auch nur für diese Verfassung als solche begeistern. Für ein geschriebenes Gesetz hat sich der Bauer noch nie begeistert, oft genug aber ein geheimes Grauen vor all dergleichen empfunden; er begeistert sich nur für das lebendige Gesetz, für sein Herkommen, seine Sitte und seinen Glauben. Wäre die „Erhebung zur Durchführung der Reichsverfassung" auch auf gar kein anderes Hinderniß gestoßen, so würde sie doch an der Gleichgültigkeit der Bauern gescheitert seyn. Die äußere Autorität, welche sich die Revolutionspartei in Baden und der Pfalz allmählich erworben, war es, was dort die Bauern fortriß in den unglückseligen Kampf — und doch verhältnißmäßig nur einen sehr kleinen Theil der bäuerlichen Bevölkerung. Als Hecker den ersten Putsch vollführte, gaben ihm bekanntlich die oberländischen Bauern, zum Mitziehen aufgefordert, die classische Antwort, sie hätten jetzt keine Zeit, sie müßten ihre Felder bestellen. Hecker hatte noch keine Autorität bei den Bauern, der Bauer aber ist Autoritätsmensch. Zur Zeit des sogenannten Kampfes für die Reichsverfassung stand es gar eigen in Baden. Jetzt hatten die alten Gewalthaber keine Autorität mehr. Nicht um der Reichsverfassung, auch nicht um der Republik willen nahm der Bauer an dem Kampfe Theil, sondern weil sich die Revolutionsmänner binnen Jahresfrist so tief bei ihm eingenistet hatten, daß sie angesichts der gänzlich verschollenen Regierung ihm nun wieder als die einzige Autorität im Lande erschienen. Daß die Pfälzer Bauern im Durchschnitt nicht allzu heftig sich zum Gefechte drängten, ist

bekannt. Durch ihr träges Zusehen hatten sie den Ausbruch der Empörung befördert, durch ihr träges Zusehen beförderten sie wieder ebensosehr das Niederschlagen derselben.

Suchen wir, gleichsam in runder Summe, einen Ausdruck für die Wirkungen, welche die jüngste politische Krisis auf den Bauer geübt, dann stoßen wir auf zwei ganz entgegengesetzte Erscheinungen. Das gesunde, naturwüchsige Bauernthum vom alten Schrot und Korn hat sich unverkennbar wieder gekräftigt, der verdorbene, modernisirte und proletarische Bauer ist nur um so tiefer gesunken. Die Bauern sind nun einmal auf gleichem Boden und in gleicher Sache mit den „Herren" in Berührung gekommen. Wo sie noch den ächten Corporationsgeist hatten, wo ihnen noch die ureigene politische Bedeutung einwohnte, da ist dieser Corporationsgeist erstarkt, da haben sie diese Bedeutung besser als zuvor begriffen, während der verdorbene Bauer weit mehr das Gemeinsame herauskehren lernte, welches ihn mit der großen Heerschaar der verdorbenen Leute aus allen Gesellschaftsschichten verbindet. Das sonst so originelle Bauernproletariat beginnt mehr und mehr in den allgemeinen Begriff des Proletariers aufzugehen, d. h. zu dem Charakter des ökonomischen Ruins auch noch den der socialen Verneinung anzunehmen. So drängte die Revolution das Bauernthum auf der einen Seite in seine glückliche Beschränkung zurück und nivellirte es auf der andern. In demselben Maße, als die freie Gemeindeverfassung den soliden Bauersmann mehr zu sich selber bringt und ihn in seiner eckigen Eigenthümlichkeit trägt und fördert, führt sie die verderbten Gemeinden ihrer vollständigen Auflösung entgegen. Das ist kein Unglück, denn die Zukunft unseres Bauernproletariats liegt doch nur in Amerika. Es hat sich jetzt wieder einmal erprobt, welch ein ungeheurer Widerhalt in der Sitte des Bauern liegt, aber wo diese bereits zur Unsitte entartet war, da kehrte sie auch ihre schroffste Seite heraus. Der entsittete Bauernschlag zeigte sich jetzt auch erst recht als der entsittlichte; bei ihm mehrte sich in den letzten Jahren die Zahl der Morde

und solcher Verbrechen, die eine völlige sittliche Fäulniß voraussetzen, in schreckenerregender Weise. Nie ist wohl Kirchenraub, Leichenraub, Brandstiftung auf dem Lande so gemein gewesen. In den Gegenden, wo ein entarteter, modernisirter Bauernstand seine Sitze hat, sind jetzt meist die Kirchen leer, dagegen ist das Saufen und Lärmen am Sonntage während des Gottesdienstes zur Sitte geworden. Mißhandlung der obrigkeitlichen Personen, namentlich der Vollziehungsbeamten, heimtückische Verwüstung fremden Eigenthumes aus Neid oder Rachsucht oder zum Behufe der Erpressung waren in den Tagen der Anarchie an der Tagesordnung. Und neben die Criminalstatistik der entarteten Bauern reiht sich meist — im Verhältnisse wie Ursache und Wirkung — die Criminalstatistik der Dorfschullehrer. Der proletarische, verschrobene Schulmeister ist gar oft der böse Dämon, der Mephisto des heruntergekommenen Bauern gewesen. Er hat seiner Bestialität Ziel und Bahnen gewiesen, er hat zumeist die Rolle übernommen, welche der aufhetzende verkommene Literat in den Städten gespielt. Die Wirksamkeit einer großen Zahl badischer Dorfschullehrer bei der Einfädelung und Durchführung des badischen Aufruhrs ist bekannt. Lehrreich dürfte es seyn, ein Fragment aus der neuesten Criminalstatistik des Herzogthums Nassau daneben zu stellen. In diesem Ländchen saßen im Sommer 1850 acht Schullehrer — d. h. beinahe ein Procent der gesammten Lehrerschaft — gemeiner Verbrechen angeklagt, in den Criminalgefängnissen. Auf fünf derselben lastete die Anklage des Meineides und verschiedener Betrügereien, darunter der unerhörte Fall, daß einer ein förmliches Institut zur Ausschwörung falscher Eide errichtet hatte und arme verführte Landleute für diesen Zweck gegen ein Billiges vermiethete; der sechste war des Versuches unzüchtiger Handlungen gegen seine eigenen Schulkinder angeklagt, der siebente der Ermordung eines von ihm geschwängerten Bauernmädchens, der achte der Urkundenfälschung. Würde die gesammte erwachsene Bevölkerung Nassau's ein gleiches Procent wie der Lehrerstand in die Criminalgefängnisse geliefert haben,

so hätten dieselben damals beiläufig zweitausend Insassen beherbergen müssen; die Zahl der Criminalgefangenen soll aber nie über hundert gestiegen seyn; von sämmtlichen Criminalgefangenen des Landes fielen also acht Procent auf den Lehrerstand. Von der großen Zahl politischer und religiöser Wühler unter den Schulmeistern, die theilweise durch Dienstentsetzung bestraft wurden, wollen wir hier nicht reden, da uns keine Zahlenangaben zu Gebote stehen. Jedenfalls würde sich hier das Verhältniß noch auffallender herausstellen. Aber nicht der Lehrerstand als solcher trägt die Schuld an alle dem, sondern fast lediglich die verkehrte Politik, welche den Lehrer, der unter Bauern wirken soll, zu einem in Halbbildung überbildeten Proletarier der Geistesarbeit erzieht und dadurch mit dem Volkslehrer zugleich den jungen Nachwuchs der Bauernschaft aus allen natürlichen Bahnen reißt. Wir glauben aber nicht zu weit zu gehen, wenn wir behaupten, daß die sittlichen Zustände des Lehrerproletariats so ziemlich Hand in Hand gehen mit den Zuständen des modernisirten, verstädtelten, proletarischen Bauern überhaupt. Hierin liegt ein beherzigenswerther Fingerzeig!

Nicht durch eine positive That, sondern lediglich durch sein zähes Beharren, durch seinen passiven Widerstand hat der deutsche Bauer den vollständigen Sieg der Doctrin, der politischen Abstraction verhindert. Indem das Wesen der modernen Demokratie auf solcherlei Abstraction hinausläuft, ist der Bauer in seinem derben Realismus, in seinem historischen Eigensinn ihr gefährlichster Gegner gewesen, ohne daß sie es selber recht merkte. Das städtische Proletariat hat bei uns nicht, wie in Frankreich, die Bedeutung, daß es die Masse repräsentirt; die Masse in diesem Sinne ist bei uns der Bauer. Dieser einzige Umstand verbürgt die Zukunft des deutschen Volkes. Aber wehe uns, wenn die Entartung, welche diese Masse bereits von außen angefressen, auch den guten inneren Kern derselben erreichte!

Viertes Capitel.

Reſultate.

Eine conſervative Politik, die Beſtand haben will in Deutſchland, muß ſich auf die Bauern ſtützen. Ein Miniſterium, welches wahrhaft volksthümlich werden will, muß damit anfangen, bauernthümlich zu ſeyn. Alle Maßregeln zur Sicherung des geſellſchaftlichen Friedens, zur Kräftigung der Staatsgewalt halten nur für den Augenblick wider, ſofern ſie nicht von dem Grundſatz ausgehen, daß der Bauer die conſervative Macht im Staate ſey, daß darum vor allen Dingen ſeine Bedeutung erhöht, ſeines Charakters Eigenthümlichkeit gefeſtigt, ſeinen Bedürfniſſen Rechnung getragen werden müſſe. Er ſtellt das durch die Ueberciviliſation verſchobene Gleichgewicht in der Geſellſchaft wieder her; den Socialismus kann man nicht mehr durch die Preſſe, nicht mehr durch Regierungsmaßregeln erfolgreich bekämpfen, man kann das aber durch die Bauern, durch die Pflege ihrer zähen Sitte. In den Bauern kann der praktiſche Staatsmann die leibhaftige Geſchichte gegen die Geſchichtsloſigkeit unſerer gebildeten Jugend aufmarſchiren laſſen, den leibhaftigen Realismus gegen die Ideale des Schreibtiſches, das letzte Stück einer „Natur“ gegen eine gemachte Welt; er kann in den Bauern

die Macht der Gruppen und Massen wirken lassen gegen die ins Endlose zerfahrende Vereinzelung der gebildeten Gesellschaft.

Und doch haben unsere neuesten Gesetzgeber und Staatsmänner durchschnittlich fast ebenso wenig Notiz von dem Bauern in seiner Eigenthümlichkeit genommen, wie nur immerhin die alte Bureaukratie.

Es gilt vorab, den Bauernstand zu reinigen. Wir haben zwei Hauptarten von verdorbenen Bauern. Die eine bilden jene von uns hineichend gezeichneten Entarteten, bei welchen sich der sittliche Ruin zu dem ökonomischen gesellt. Von ihnen kann die Gesellschaft nur auf chirurgischem Wege befreit werden, nämlich durch eine möglichst umfassende Amputation. Hier kann es sich nur darum handeln, wie die Auswanderung von ganzen derartigen verkommenen Gemeinden wie von Einzelnen möglichst rasch und kräftig befördert werde. Eine Prämie, auf die Auswanderung von solchen Leuten gesetzt, wäre ein gefundenes Capital, das dem Lande hundertfältige Zinsen trüge. Dagegen gibt es noch eine glücklicherweise weit größere Classe höchst ehrenwerther bäuerlicher Proletarier, Leute, welche durch die Ungunst ihrer Gegend, ihres Culturzweiges, durch die überhand genommene Güterzersplitterung und dergl. ins tiefste Elend gestürzt worden sind, aber die sich mit einer unendlichen Geduld und Ergebenheit, die zuletzt in völlige Stumpfheit ausartet, immerfort schinden und plagen. Sie werden nicht entsittlicht durch das Elend, denn dieses ist ja schon ihr väterliches, ihr großväterliches Erbe gewesen, es ist historisch bei ihnen, sie wissen es nicht besser. Die Generation verkümmert selbst körperlich immer mehr von einem Menschenalter zum andern, und dennoch wird sie der väterlichen Sitte nicht untreu. Es ist uns ein solcher Bauernschlag bekannt, in öder Gebirgsgegend seßhaft, wo der ganze Stamm bereits so heruntergekommen ist, daß kaum ein Kind mehr vor dem dritten Jahr die Kraft zum Stehen geschweige zum Laufen erhält, und doch tragen diese Menschen ihr Kreuz in Geduld; ganze Gemeinden siechen wie an einer

langsamen Schwindsucht hin. Diese ausgemergelten deutschen Hungerbauern suchen in großartiger Entsagung ihres Gleichen. Wie ihnen geholfen werden könne, ist eine nationalökonomische Frage, die schon sehr oft und mitunter trefflich erörtert wurde, gediegener und praktischer wohl kaum, als es Friedrich List in dem Aufsatze: „die Ackerverfassung, die Zwergwirthschaft und die Auswanderung“*) gethan. Er stellt die Arrondirung der Güter mit Recht als oberstes Heilmittel voran. Allein die Praxis ist hier gar langsam den Wünschen und Forderungen der Schriftsteller nachgekommen. Nur eines kleinen Versuches zur Verwirklichung solcher Pläne möge gedacht werden. Wir könnten eine hohe Frau namhaft machen, welche schon seit Jahren einen Theil ihres Ueberflusses dadurch in wahrhaft fürstlicher Weise anwendet, daß sie verkommenen Bauersleuten Ackerstücke zur Vergrößerung und Arrondirung ihres Gütchens ankauft, zur Erweiterung ihres Viehstandes beisteuert und durch das Schenken von Saatfrüchten und dergl. so lange nachhilft, bis in wenigen Jahren aus dem proletarischen Bauern ein ordentlicher Bauer geworden ist. Es war dem Verfasser dieses gestattet, genauere Einsicht von der Art und Weise dieser Unterstützung wie der dadurch erzielten Erfolge zu nehmen, und er muß gestehen, daß letztere wahrhaft überraschend sind, namentlich in ihrem Verhältniß zu den aufgewandten Mitteln. Eine solche Art der Wohlthätigkeit überragt um deßwillen jede andere, weil nicht bloß einem Einzelnen augenblicklich geholfen wird, sondern weil ganze Familien solid gemacht werden, und Kindern und Enkeln, soweit es menschenmöglich, die Solidität garantirt wird. Wenn durch den Staat, wie durch Vereine eine Unterstützung der verkommenen Bauern auf diese Weise ins Großartige organisirt würde, dann wäre das nicht nur ein Act der Menschlichkeit, sondern auch einer sehr gesunden Politik.

*) Friedr. List's gesammelte Schriften. Bd. II.

Dem Bauern seinen festen Besitzstand zu sichern, diesen da, wo er sich bereits zersplittert hat, wieder auszurunden, ist eine der ersten Aufgaben nicht bloß für den Nationalökonomen, sondern geradezu für den conservativen Staatsmann.

Ein weiterer Schritt, um den Bauer an den Bestand der Staatsverhältnisse zu fesseln, wird der seyn, daß man die Gemeindeverfassung aus der Bauernsitte heraus erbaut. Wir haben schon oben einige Winke gegeben. Es ist sehr verkehrt zu glauben, die Gemeindeverfassung für Stadt und Dorf müsse nach einer und derselben Schnur geregelt werden. In einem größern Lande wird nicht einmal die nämliche Dorfgemeindeverfassung für alle Gegenden gleich praktisch seyn. Da das Gemeindewesen möglichst auf Sitte und Herkommen gegründet seyn soll, so muß man hier schon den Particularismus des Bauern, soweit er höheren Interessen nicht zuwiderläuft, ein wenig walten lassen.

Am allermeisten aber wird der Staatsmann den Bauer gewinnen, wenn er seiner Neigung zur ständischen Volksvertretung entgegenkommt. Wäre einmal eine Gesammtvolksvertretung Deutschlands, wäre ein Parlament wieder vorhanden, dann könnte es gar nichts schaden, in den Einzelstaaten statt der verwirrenden kleinen Landtage wieder wirkliche Ständetage in einer dem Geiste der Zeit entsprechenden Reform zu gründen, die nicht sowohl die politischen, als die materiellen und socialen Interessen ins Auge zu fassen hätten. Der Bauer, welcher seine Sache corporativ vertreten wüßte, würde mit ganz anderer Theilnahme als bisher den staatlichen Entwickelungen folgen, er würde das Eigene seines Standes, er würde seine geschichtliche Berechtigung auch politisch garantirt sehen und dadurch viel von seinem Mißtrauen gegen die „Herren" ablegen.

Man läßt unsere jungen Beamten erstaunlich viel studiren. Daß sie auch die Bauern studiren möchten, daran denkt kein Mensch. Ein so tief eingreifender Verkehr mit den Bauern, wie er dem richterlichen und Verwaltungsbeamten meist zufällt,

erfordert aber sein eigenes Studium. Die bureaukratische Zumuthung daß umgekehrt der Bauer den Beamten studiren müsse, ist ganz verkehrt. Wüßten unsere Beamten durchschnittlich sich besser in das Wesen des Bauern zu finden, so wäre der Haß des letzteren auf die „Schreiber" nicht so gewaltig geworden. Ueber das Wesen des Bauern kann man freilich auf Hochschulen keine Collegien hören. Der Staat mißt und belohnt die Befähigung seiner Beamten nach dem Normalmaß der Kenntnisse und der technischen Fertigkeit. Ob der Beamte die rechte Persönlichkeit besitzt, ob er sich einzuleben versteht in Sitte und Charakter des Volksschlages, mit welchem er zu verkehren hat, das ist für den modernen Staat eine unwägbare Größe. Der feindselige Gegensatz des Bauern zum Beamten wird aber so lange fortbestehen, als dem Beamten das Studium des Bauern gleichgültig ist. Es wird damit gar nicht behauptet, daß er gerade artiger gegen den Bauer seyn müsse. Die alten Amtleute zu unserer Großväter Zeit, von denen fast überall die Sage geht, daß sie die Bauern gar erbärmlich geschunden und geplagt, trafen bei aller Grobheit doch Charakter und Art des Bauern, sie zeigten ihm Persönlichkeit, wovor er allein Respect hat, sie waren im Verkehr mit dem Landvolke und nicht am Schreibtische aufgewachsen, und kamen daher trotz ihrem consequenten Despotismus besser mit dem Bauersmann zurecht, als unsere modernen Beamten, die ihm heute zu grob und morgen zu artig sind.

Will der richterliche Beamte sein Studium des Bauern recht ins Feine treiben, dann lege er sich recht eifrig darauf, der Proceßkrämerei unter den Bauern zu steuern. Durch allgemeine Satzungen läßt sich hier nichts ausrichten. Die Krankheit sitzt den Bauern im Temperament. Nur die Persönlichkeit des Beamten, nur seine gründliche Erkenntniß der Eigenheiten des Landvolkes kann, mit ganz bescheidener Einwirkung auf den Einzelnen beginnend, allmählich eine ganze Gegend in diesem Betracht zur Solidität zurückführen. Hohes Verdienst läßt sich

in Anſehung der Proceßkrämerei durch die Einführung freiwilliger Schiedsgerichte erwerben. Der Bauernſtand nimmt dadurch gleichſam ſeine eigene Cur ſelber in die Hand und zwar eine Radicalcur von innen heraus. In verſchiedenen Ländern haben die Bauern bereits gute Anfänge zur Begründung freiwilliger Schiedsgerichte gemacht. Durch die freie Gemeindeverfaſſung wird der Bildung ſolcher Bauerngerichte am beſten vorgearbeitet, und merkwürdig genug begegnen wir den gedachten guten Anfängen gerade an Orten, wo die Selbſtverwaltung der Gemeinden altes Herkommen war. Nicht bloß aus Gründen der Sittlichkeit, ſondern auch um ſeiner principiellen Politik willen muß der conſervative Staatsmann die Bildung der freiwilligen Schiedsgerichte fördern, denn ſie ſind wiederum ein mächtiges Hülfsmittel, den Gedanken der ſtändiſchen Gruppirung, der körperſchaftlichen Gliederung im Volksbewußtſeyn lebendig zu erhalten, im Volksleben praktiſch zu machen.

Der Staat kann überhaupt nur durch Staatsdiener welche zugleich Perſönlichkeiten ſind, den Bauernſtand veredeln und tragen und in ſein Intereſſe ziehen, nicht durch allgemeine Geſetze. Es gehört ein eigenthümliches Genie dazu, die Art des Landvolkes zu ergründen und mit ihm in ſeiner Art zu verkehren, ein Genie, welches himmelweit von dem entfernt iſt, was man in neuerer Zeit „volksthümliches Weſen“ nannte, wie denn auch gerade unſere ſogenannten Volksmänner bei den Bauern am allerwenigſten ausgerichtet haben. Solche Genies muß man hervorzuziehen und an den rechten Platz zu ſtellen verſtehen. Darin unterſcheidet ſich gerade unſere Bauernpolitik von der büreaukratiſchen, daß wir das Landvolk durch die Hingabe an ſeine Originalität zu uns heranziehen wollen, während die Büreaukratie das Bauernweſen durch Zuſtutzen und Ausrecken, durch Bleiloth und Winkelmaß in die geraden Linien ihres abſtracten Staatsideales einzuzwängen trachtete.

Die Bedeutung eines möglichſt ſelbſtändigen Gemeindelebens,

einer freien Gemeindeverwaltung kann von dem conservativen Staatsmanne nicht hoch genug angeschlagen werden. In dem Gemeindeleben gewinnt der Bauer erst ein warmes Interesse für den Staat, der ihm sonst eine kahle, inhaltsleere Formel bleibt. Er begreift den Staat nur durch den Commentar der Gemeinde. Das Gemeindeleben ist der Punkt, wo selbst der Bauer zum politischen Mann wird. Bei dem centralisirten, von der Schreibstube abhängigen Gemeindewesen des Polizeistaates war der Bauer nur durch seine Passivität eine erhaltende Macht im Staate. Bei erhöhter corporativer Selbständigkeit der Gemeinde wird er erst recht auch activ zur erhaltenden Macht. Wo das deutsche Bauernthum sich je zur höchsten Kraft, zur wirklichen Thatkraft entwickelt hat, wie etwa bei den Dithmarsen des Mittelalters, da war auch ein streng gegliedertes, freies genossenschaftliches Leben vorhanden, das sich auch ohne die Stütze kaiserlicher Privilegien durch seine eigene Tüchtigkeit lange Zeit in Geltung zu erhalten vermochte. Setzen wir zum Vergleich ein anderes Bauernland dagegen: Polen! Man sagt das Polen des achtzehnten Jahrhunderts mußte zu Grunde gehen, weil es keine Industrie, weil es kein Meer hatte, weil es ein bloßer Ackerbaustaat war. Es ist aber auch nicht einmal ein ordentlicher Ackerbaustaat gewesen, ja zu den Ursachen seines unvermeidlichen Ruins gehörte mit, daß es kein Ackerbaustaat war, daß ihm die in der modernen Welt durchaus geforderte breite Staatsgrundlage eines selbständigen Bauernthumes abging. Der polnische Bauer ist frei, aber nur persönlich frei, nicht genossenschaftlich selbstständig, er ist frei, wie ein Proletarier. Darum ist er elender wie der russische leibeigene Bauer und eine sociale Null, wo dieser eine vollwichtige zukunftsreiche sociale Potenz ist. Polen besitzt Bauern, aber kein Bauernthum, Dörfer, aber keine Gemeinden. Ein Staat, in welchem der Bauer nur nach Köpfen zählt, ohne eine selbständige sociale Gruppe zu sehn, kann heutzutage kein Recht der selbständigen politischen Existenz mehr haben. Auch der polnische Bauer hängt zäh an

dem Alten, aber durchschnittlich nur an dem schlechten Alten, das gute Alte hat er vergessen. Der Gutsherr hält ihn in Elend und Dummheit zurück, damit der Bauer „von guter Art" bleibe. Wo er es wagt sich einen Obstbaum zu ziehen, da haut der Gutsherr diesen nieder, weil Gott die Obstbäume nur für die Aecker der Edelleute geschaffen hat. Die Herrschaft sieht es gerne, wenn sich der Bauersmann im Schnapstrinken ruinirt, denn je mehr Schnaps getrunken wird, desto bessere Einnahme haben die herrschaftlichen Brennereien. Das alles ist auch „Bauernpolitik", aber eine verdammt einfältige und nichts weniger als eine conservative.

Selbst bei dem äußerlichen Verwaltungsmechanismus sollte man auf die Natur des Landvolkes Rücksicht nehmen, und dasselbe nicht mit Formeln und Schreibereien verwirren, die es nicht versteht, ja die seinem Wesen geradezu zuwider sind. Es wird dadurch nicht nur ein Mißtrauen gegen den amtlichen Mechanismus erzeugt, sondern oft auch eine förmliche Verschrobenheit in die Köpfe der Bauern gebracht. Nur allzu häufig findet man jene „studirten" Bauern, die mit allen Griffen und Geheimnissen des amtlichen Mechanismus vertraut seyn wollen, die das juristische Kauderwälsch der Rescripte, Vorladungen, Verträge, Verfügungen ꝛc. genau ausbeuten zu können vorgeben, und dadurch ganz wie die Goldmacher, wie die Leute, welche die Quadratur des Zirkels suchen, einen gehörigen Sparren in den Kopf bekommen. Diese Verschrobenheit kann bedenklich um sich greifen, wenn man erwägt, wie oft der Bauer mit dem Amte in Berührung kommt und wie oft er sich über die juristischen Hieroglyphen den Kopf zerbrechen muß, an deren Enträthselung ihm wohl gar Hab und Gut, Ehre und Freiheit hängt.

Wie der Beamte sich in die Individualität des Bauern einleben müßte, so noch viel mehr der Schullehrer. Unsere Lehrerbildungsanstalten reißen den Zögling, der doch meist ein Bauerjunge ist, künstlich aus dem Bauernstande. Statt dessen

sollten sie ihn, nur in erhöheter Potenz, erst recht in dessen eigenstes Wesen einführen. Die allgemeine Volksbildung, für welche man den angehenden Dorfschulmeister erzieht, ist eine Phantasterei, ein Erzeugniß des alten nivellirenden Rationalismus. Es gibt gar keine allgemeine Volksbildung, je tiefer vielmehr die Bildung in das eigentliche Volk geht, um so schärfer spaltet, gliedert, individualisirt sie sich. Der Dorfschulmeister ist nicht da, um ein pädagogisches System zu verwirklichen, sondern um den Bauersmann in seiner historischen Erscheinung und Mannichfaltigkeit verwirklichen zu helfen. Die meisten Dorflehrer fühlen sich darüber unglücklich, daß sie in ihrer Umgebung auf dem Lande keinen Menschen finden, mit dem sie sich „auf ihrem Bildungsstandpunkte“ geistig austauschen könnten. Dieß ist die sicherste Probe, daß ihr Bildungsstandpunkt für ihren Beruf der verfehlteste ist, denn wäre er das nicht, so müßten sie gerade in der frischen Natur des Bauern das beste Element zum Austausch ihrer Gedanken finden. Die Dorfschulmeister und die Pfarrer bilden aber das eigentliche verbindende Mittelglied zwischen der verfeinerten Gesellschaftsschicht und dem Naturstamm der Bauern. Sie sind, wo sie überhaupt die rechten sind, das einzige Organ, durch welches der Gebildete, durch welches der Staatsmann durchgreifend und unmittelbar auf den Bauer einwirken kann. Die Demagogen ahneten das recht wohl, als sie zuerst die Schulmeister auf ihre Seite zu ziehen suchten. Desto schwächer scheint bei den gesetzlichen Staatsgewalten die Ahnung von dem Begründeten dieses Verhältnisses zu seyn, sonst würde man sich's weit eifriger angelegen seyn lassen die Schullehrer und die Pfarrer in das Interesse einer conservativen Politik zu ziehen. In dem Maße aber, als beide, Lehrer und Geistliche, aus ihrer naturgemäßen Mittelstellung zwischen dem Bauern und dem Gebildeten heraustreten, bricht sich ihr Einfluß, oder verkehrt sich in einen verderblichen. Das sahen wir in der Blüthezeit der rationalistischen protestantischen Consistorien, wo der Pfarrer zum reinen Beamten verfälscht wurde, dem die

Kirchenbuchführung ein wichtigeres Anliegen seyn mußte als der Gottesdienst; das sehen wir jetzt, wo der Lehrer in gänzlicher Verkennung seiner so einflußreichen Stellung das höchste Ziel seines Ehrgeizes darein setzt, Staatsdiener zu werden.

Man hat die Frage aufgeworfen, wie lange wohl die landwirthschaftlichen Voraussetzungen der Art bleiben würden, daß ein Stand der kleinen Grundbesitzer, der von uns geschilderte Bauernstand möglich sey? Denn das Unvollkommene, Mühselige und wenig Ausgiebige der Bewirthschaftungsmethode, wie sie von der ungeheuren Mehrzahl der kleinen Bauern jetzt noch im Geiste eines rohen Empirismus betrieben wird, muß doch bei den riesigen Fortschritten der Agriculturchemie, des rationellen Landbaues, und bei dem zu der immer noch oberflächlichen Ausnützung des Bodens bald in keinem richtigen Verhältnisse mehr stehenden Wachsthume der Bevölkerung über kurz oder lang einem gleichsam fabrikmäßigen, ins Große gearbeiteten Landbau weichen, der alsdann den kleinen Bauerstand in derselben Weise trocken legen würde, wie das industrielle Fabrikwesen den kleinen Gewerbstand bereits großentheils trocken gelegt hat. Daß diese Eventualität einmal eintreten muß, bezweifeln wir durchaus nicht, überlassen aber die Erörterung der weitern Folgen getrost unsern Urenkeln, falls dieselben finden sollten, daß die Frage bis dahin bereits eine „brennende" geworden ist.

Einstweilen halten wir an dem gegebenen Zustande, als dem für unsere Social-Politik vorerst noch allein praktischen, fest. Mag die Naturwissenschaft noch so gründlich — und sie hat ein Recht dazu — auf die allmähliche Auflösung des Bauernthums indirect losarbeiten, so soll wenigstens der Staat die ureigene Sitte und das alte Herkommen des Bauern vorerst nicht direct antasten. Je weniger er sich um dergleichen bekümmert, desto besser für beide Theile. Man kann diese naturwüchsige Sitte so wenig künstlich erhalten und weiterbilden, als man sie künstlich ausrotten kann. Das Volk selber sorgt schon dafür, daß sie erhalten und weitergebildet werde. Wer sich,

auch in bester Absicht, in diesen als des Volkes eigensten Beruf einmischt, der kann sich im günstigsten Falle nur lächerlich machen. Ebenso sollte man den Wahn aufgeben, als ob durch das Aufdrängen fremdartiger Bildungsstoffe in sogenannten Volksschriften, die gemeiniglich vom Volke weiter nichts haben, als daß sie die Naivetät seiner Ausdrucksweise erkünsteln, beim Bauern irgend etwas auszurichten wäre.

Selbst sehr entschiedene Gegner des kirchlichen Lebens geben doch zu, daß die Kirche für den gemeinen Mann, und namentlich für den Bauer, mindestens ein zur Zeit noch unentbehrliches „Polizei-Institut" sey. Aber gerade in diesem Beruf, den jene nicht ohne besonderes Behagen betonen, finden sie dann auch die Würde der Kirche auf ihr Minimum herabgesetzt. Für den jedoch, der unsern Bauersmann kennt, ist dieser Beruf der Kirche als einer Zuchtmeisterin des Geistes und der Gesittung nichts weniger als ein kleiner oder gar unwürdiger. Die geistigen und gemüthlichen Anregungen des Bauern beschränken sich auf einen ganz engen Kreis. Die höheren läuternden Genüsse der Kunst sind ihm fast ganz verschlossen, für ihn ist eine deutsche Nationalliteratur noch nicht geschrieben, sein Geist kann sich nicht erquicken in dem Stahlbad wissenschaftlicher Studien. Nicht bloß die specifisch religiösen Bedürfnisse muß ihm die Religion und der Cultus befriedigen, sondern auch für jene ganze Summe geistiger Anregungen des Gebildeten einen Ersatz bieten. Die Dorfkirche ist nebenbei auch des Bauern einziger Kunsttempel. Wenn ihm jenes die Sitten mildernde, civilisirende Element, welches der Gebildete in tausend Erscheinungen des künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens findet, in religiösen Formen nicht dargeboten wird, wo soll es ihm dann zu Theil werden? In solchem Sinne könnte man auch Literatur und Kunst ein unentbehrliches Polizei-Institut nennen, um den Gebildeten in den Schranken eines edlen Tones und feiner Sitten zu halten. Für das Landvolk fällt dieselbe Mission gleichsam als ein Nebengeschäft auch noch der Kirche zu.

Wenn man neuerdings die volksbildende Kraft der Volksfeste wieder erkannt hat, so ist dieß ein gutes Vorzeichen. Der conservative Staat soll die ächten Volksfeste, namentlich die Bauernfeste, nicht unterdrücken, sondern vielmehr pflegen und fördern, denn in ihnen erfrischt und verjüngt sich die Volkssitte, in ihnen fühlt sich der Bauer so recht in dem vollen Behagen seines Standes, sie mehren und stärken den genossenschaftlichen Geist im Volke. Der nivellirende Polizeistaat legte in manchen Gegenden höchst sinnreich alle Kirmessen des Landstriches auf einen und denselben Tag, damit es ja keinem Bauern möglich wäre, vielleicht zwei oder drei Kirmessen in einem Jahr zu besuchen und solchergestalt gar viel Geld zu verthun! Mit derlei polizeilicher Kinderzucht wird die ächte Bauernsitte, deren Erhaltung dem conservativen Staate so unschätzbar seyn muß, gerade zu vergiftet. Etlichemal im Jahr sich gründlich auszutoben ist dem Bauersmann eben so nöthig zur Erhaltung seiner körperlichen und geistigen Gesundheit, wie den vornehmen Leuten eine Badereise. Sehr treffend sagt Justus Möser von den durch die zärtliche Besorgniß des Polizeistaates längst unterdrückten periodischen Tollheiten des Bauernvolkes: „Die vormalige Ausgelassenheit zu gewissen Jahreszeiten glich einem Donnerwetter mit Schlossen, das zwar da, wo es hinfällt, Schaden thut, im Ganzen aber die Fruchtbarkeit vermehrt.“

Will sich's der Staat angelegen seyn lassen, daß der deutsche Bauer in seinem historischen Charakter auch künftigen Geschlechtern erhalten bleibe, dann kann er weiter nichts thun, als daß er störende und zersetzende Einflüsse von dem Bauernstande fern hält, seinen Sitten und Bräuchen nicht feindselig in den Weg tritt, seine ökonomische Lage bessert, und ihn mehr und mehr zum festen, wohlabgerundeten Grundbesitz wieder zurückführt, den Dorfbauern wieder zum Hofbauern zu emancipiren sucht, bei Verfassungs- und Gesetzgebungs-Arbeiten aber niemals über die eigenthümlichen Anforderungen des Bauern hinwegsieht, vielmehr diesen gemäß das ganze Staatswesen zu individualisiren

ſucht. Dadurch allein kann die Kluft zwiſchen dem Bauern und dem Gebildeten ausgeglichen werden, ohne daß jener von ſeiner Originalität etwas verloren gibt. Der Bauer wird dann mit der zäheſten Liebe an der beſtehenden Staatseinrichtung hängen, er wird zwar immer noch murren und brummen, weil er das überhaupt nicht laſſen kann, und es gehört ja wohl auch zum Weſen des beſten Staates, daß darin immer etwas gemurrt werde, aber zu einer muthwilligen, bübiſchen Empörung wider die Staatsgewalt, zu einer Zertrümmerung der geſellſchaftlichen Grundverhältniſſe wird es der Bauer dann nie und nimmer kommen laſſen.

Der Bauer iſt die erhaltende Macht im deutſchen Volke: ſo ſuche man denn auch ſich dieſe Macht zu erhalten!

II. Die Ariſtokratie.

Erſtes Capitel.

Der ſociale Beruf der Ariſtokratie.

Die Ariſtokratie iſt die einzige unter den vier großen Gruppen der Geſellſchaft, welcher die Berechtigung als ein beſonderer Stand aufzutreten oft genug von Leuten abgeſtritten wird, die keineswegs Socialiſten ſind. Daß es Bürger, Bauern und Proletarier gebe, daß dieſe Unterſcheidung keine zufällige und willkürliche, ſondern in Sitte und Beruf gewurzelte, der Geſellſchaft durch ihre ganze geſchichtliche Entwicklung aufs tiefſte eingeprägte ſey, läugnet niemand. Wegtilgen möchte der nivellirende Geiſt freilich dieſe dreifache Gliederung, aber zugeſtehen muß er doch daß ſie noch ſehr augenfällig exiſtire. Eine ariſtokratiſche Sitte ſoll allenfalls noch vorhanden ſeyn—und wäre es auch nur eine Unſitte—vom ariſtokratiſchen Beruf dagegen laſſe ſich in unſeren Tagen nichts mehr verſpüren. Die Anſicht iſt leidlich populär geworden, daß die Ariſtokratie in gar nichts weiter beſtehe, als in der Einbildung, im Vorurtheil. Wenn man etwa das Bauernthum als einen wirklichen Stand gelten läßt, deſſen Realität freilich jeder mit Händen greifen muß, der nur einen Kittel von einem Rock unterſcheiden

kann, dann soll dagegen der Adel nur die Anmaßung, die Usurpation eines besondern Standes seyn.

Man gesteht wohl zu, daß es vor Zeiten einmal einen Adel als einen in sich berechtigten und lebenskräftigen Stand gegeben habe. Aber jetzt sey derselbe ganz gewiß eine bloße historische Versteinerung geworden, ein antiquarisches Cabinetsstück, ehrwürdig, weil grau vor Alter. Auch der Clerus hat ja im Mittelalter eine selbständige Gesellschaftsgruppe in sich beschlossen, die Priesterschaft als Stand, als Kaste bildet den ältesten Adel in der Weltgeschichte, und dennoch hat der Clerus jetzt seine sociale Selbständigkeit verloren und ist aufgegangen in die übrigen Gruppen der Gesellschaft.

Man fragt, worin denn noch der eigenthümliche, der unterscheidende Beruf des Adels bestehe, seitdem ihm das Monopol des großen freien Grundbesitzes, das Monopol des höheren Kriegsdienstes, der Staatsleitung, des obern Richteramtes aus den Händen gewunden ist, und der höhere Hofdienst, dessen Monopol der Adel allenfalls noch inne hält, seinen früheren politischen Charakter verloren hat? Bei dem vierten Stande steht die Frage obenan, wie derselbe social zu organisiren, bei den Bauern, wie ihre im Sturm der Zeiten so wunderbar festgebliebene sociale Organisation politisch zu benutzen sey, bei der Aristokratie dagegen, worin denn eigentlich überhaupt ihr socialer Beruf bestehe und ob sie einen solchen wirklich aufzuweisen habe?

In bewegten Tagen ist von den Fortschrittsmännern mehr denn einmal und in verschiedenen Ländern förmlich die Abschaffung des Adels decretirt worden. Merkwürdigerweise ist aber der Adel immer wiedergekommen. Man hielt den Adel schon gar nicht mehr für einen wirklichen Stand, denn die Abschaffung eines Standes durch Decrete wäre an sich ein Unsinn. Das Bürgerthum, das Bauernthum zu Grunde richten, im socialistischen Sinne zur Selbstauflösung führen, das kann man wohl beabsichtigen, aber kein vernünftiger Mensch wird stracks eine „Abschaffung" des Bürger- und Bauernthumes decretiren wollen. Jene Decretirenden

bekannten aber durch ihr Decret, daß ſie den Adel vorweg gar nicht als einen eigentlichen Stand anſahen. Er war ihnen eine Verkröpfung am Leibe der Geſellſchaft, ein Auswuchs, den man chirurgiſch wegſchneiden müſſe. Die Führung des Adelstitels insbeſondere erſchien ihnen nicht als eine geſchichtlich erwachſene Sitte, die nur auf dem geſchichtlichen Wege der inneren Nothwendigkeit wieder erlöſchen könnte, wie ſie gekommen, ſondern als die privilegirte Anwendung eines willkürlichen Schnörkels, den man nur durch ein einfaches Verbot auf dem Wege der polizeilichen Sprachreinigung wegzuſtreichen brauche.

Man fragte ſich, worin denn der eigenthümliche und unterſcheidende Beruf der Ariſtokratie als Stand liege, und konnte keine Antwort darauf finden. Aber ſeltſam contraſtirte damit freilich wiederum, daß man die ſo oft beſtrittene Exiſtenz der Ariſtokatie nicht nur von außen her niemals hatte vernichten können, ſondern daß auch die Ariſtokratie in eigener Perſon, als ſie im achtzehnten Jahrhundert das Möglichſte that ſich ſelber zu Grunde zu richten, dieß dennoch nicht fertig gebracht hatte. Ein ganz berufloſes, ganz zweckloſes Leben kann ſo zäh nicht ſeyn.

Selbſt die Begriffsbeſtimmung deſſen, was eigentliche Ariſtokratie ſey, iſt je mehr und mehr verſchwommen und ins Allgemeine zerfloſſen. Nicht einmal im Mittelalter hatte man einen durchſchlagenden Begriff feſt in der Hand, geſchweige denn in der neuern Zeit. Er erweiterte und verengerte ſich nach örtlicher Auffaſſung ſelbſt damals, als die äußeren Wahrzeichen des adeligen Standes und Berufes noch das beſtimmteſte Gepräge trugen. Der Adel ſpaltete ſich in alten Tagen in eine Maſſe vielgliederiger Lebenserſcheinungen: die verwirrend in einander überſpringenden Gränzlinien des hohen und niederen Adels laſſen ſich durchaus nicht allgemein, ſondern immer nur in kleinen zeitlichen und örtlichen Kreiſen fixiren, ſie ſind ein rechtes Kreuz der Hiſtoriker. Der Adel entwickelte in dieſem Sinne ein ähnliches Bild des Particularismus wie die Bauern. Aber es war doch der einigende Gedanke des allgemeinen ſocialen Berufes im Mittelalter

aufs klarſte und beſtimmteſte vorhanden, und eben dieſer ſoll — ſo wird behauptet — in neuerer Zeit dem Adel abhanden gekommen ſeyn.

Und in der That liegt etwas wahres darin, und iſt es charakteriſtiſch für die gegenwärtigen reformbedürftigen Zuſtände der Ariſtokratie, daß ſie nach der genauen Begriffsbeſtimmung ihrer ſelbſt ſucht, daß ſie ſchwankend geworden, wie weit ſie die Gränzen der eigenen Körperſchaft erſtrecken ſoll, daß ſie ſich in entſcheidenden Momenten oftmals nicht einig wußte über die nothwendig einzunehmende Stellung in den geſellſchaftlichen Kämpfen dieſer Tage. Schon in dem einfachen Sprachgebrauch iſt eine verdächtige Verwirrung eingeriſſen. Man hat eine Redefigur aus der Bezeichnung „Ariſtokratie" gemacht und ſpricht von Geldariſtokratie, Beamtenariſtokratie, Gelehrtenariſtokratie ꝛc. Und zwar hat ſich dieſer Sprachgebrauch in einer Weiſe eingebürgert, daß es oftmals ſchwer hält, den Punkt zu finden, wo ſich die Redefigur von der einfachen Begriffsbezeichnung ſcheidet.

Die Weltanſchauung der Voltaire'ſchen Zeit, welche in den meiſten Dingen doch ſo ziemlich vergeſſen iſt und ſelbſt durch die eifrigſten Bemühungen einer Seitenlinie der abſoluten Philoſophenſchule neuerdings im Volksbewußtſeyn nicht wieder aufgefriſcht werden konnte, iſt in Betreff der Ariſtokratie merkwürgerweiſe am conſequenteſten populär geblieben. Der deutſche Philiſter kehrt leichter zu dem Glauben an die Vernunftmäßigkeit des leibhaftigen Teufels, als an die Vernunftmäßigkeit des Geburtsadels zurück. Die Sache iſt leicht erklärlich. Der religiöſe Rationalismus kam am früheſten, er iſt auch am früheſten gebrochen worden. Der ſociale Rationalismus iſt viel neueren Datums, er wird noch eine gute Weile brauchen, um ſich abzuleben. Durch jenes Aeußerſte, welches der ſociale Rationalismus in der Aufſtellung der modernen ſocialiſtiſchen Syſteme theoretiſch gewagt, iſt im Kampfe jener gegneriſche Standpunkt erſt zum wiſſenſchaftlichen Bewußtſeyn gekommen, der die geſellſchaftlichen Zuſtände lediglich aus der hiſtoriſchen Entwicklung

der Gesellschaft selber beurtheilt. Nach fünfzig Jahren wollen wir wieder nachfragen, ob dieser Standpunkt auch bei dem deutschen Philister zur Geltung durchgedrungen ist.

Kant bezeichnet den Adel als einen Rang, der dem Verdienste vorhergeht, dieses aber keineswegs zur nothwendigen, nicht einmal zur gewöhnlichen Folge hat. Der Begriff des Adels hat aber einen weit reicheren Inhalt als den, einen bloßen Rang zu bezeichnen, der Rang ist vielmehr etwas ganz secundäres bei demselben. Kant würde zu dieser sehr äußerlichen und mageren Bestimmung nicht gekommen seyn, wenn er das gesellschaftliche Phänomen des Adels nicht mit abstract philosophischem Maßstabe gemessen hätte. Hätte die damalige Zeit ein Organ gehabt für die historisch-sociale Auffassung, so würde der große Philosoph von Königsberg in dem Adel eine eigenthümliche Entwicklungsform des socialen Lebens erkannt haben, die nicht fehlen darf, wo die europäische Gesellschaft, wie sie nun einmal historisch geworden ist, in ihrer Gesammtheit dastehen soll. Ob das einzelne Glied eines solchen Standes diejenigen Verdienste entfaltet oder nicht, welche von der Würde des Standes geheischt werden, ist für den allgemeinen Begriff desselben ganz gleichgültig. Die große Masse hält aber heute noch an jener Kantischen Ansicht fest, weil sie gleichfalls noch nicht weiß, sociale Erscheinungen aus der Gesammtheit des socialen Lebens zu beurtheilen.

Merkwürdig genug hat der Sprachgebrauch seit geraumer Zeit das Wort „Aristokratie" weit häufiger zur Bezeichnung einer Partei als eines Standes gestempelt. Beim Bürgerthum hat man weit später erst den Stand als „Bourgeoisie" in die Partei übersetzt. Darin bekundet sich wiederum der Drang, die sociale Existenz der Aristokratie wegzuläugnen und nur die politische als eine usurpirte stehen zu lassen. Man darf dabei nicht vergessen, daß die Sucht, den Begriff der Aristokratie zu dem einer Partei zu verflüchtigen, wesentlich der ersten französischen Revolution angehört, die entsprechende Travestirung des Bürgernamens aber der Februarrevolution.

Und doch liegt diesem Mißbrauch insofern wieder etwas wahres zu Grunde, als in den socialen Gebilden unzweifelhaft ein dreifach verschiedener politischer Grundton sympathetisch anklingt. Die Aristokratie und die Bauern sind auf den ständisch-conservativen Accord gestimmt, die Stadtbürger auf den constitutionellen, die Proletarier auf den social-demokratischen. Diese annähernde Stimmung — in der schwebenden Temperatur — erfüllt freilich das Wesen der einzelnen Stände nicht. Darum steigen aber doch und fallen mit den Wogen der socialen Kämpfe ebenmäßig die politischen Wogen. Das Proletariat, die Ausgleichung aller ständischen Unterschiede begehrend, sucht den nackten Menschen; die Aristokratie, welche den Gedanken der ständischen Gruppen in seiner greifbaren Verkörperung darstellt, setzt den Gesellschaftsbürger im historischen Costüm dagegen; das Bürgerthum vermittelt, indem es das Zauberwort vom Staatsbürger in den Streit wirft: und diese rastlose politische Fehde der gesellschaftlichen Kräfte bewahrt uns, daß ein äußerstes politisches Princip jemals einseitig auf die Dauer zur Geltung komme.

Indem so jeder Stand nebenbei von einem eigenen, gleichsam eingeborenen politischen Gedanken erfüllt ist, gestaltet er sich zu der materiellen Unterlage, in welche der Staatsmann das Fundament seines politischen Baues eingräbt. Oder richtiger: das ständische Volksleben ist der rohe Stoff selbst für den Politiker, woran er sein Talent als ein formbildendes erprobt. Aber allezeit wird ihm, je nach seiner politischen Doctrin, nicht das ganze Volk, sondern je eine bestimmte Gesellschaftsgruppe vorwiegend das weiche bildsame Material seyn, an welches er modellirend Hand legt. Ich meine also, der ständisch conservative Staatsmann sieht vor allen Dingen zu, daß er sich eine Adels- und Bauernpolitik schaffe, der constitutionelle, daß er auf eine Bürgerpolitik, der Demokrat, daß er auf eine Politik des vierten Standes gestützt sey.

Aus diesem Gesichtspunkte wird erst die politische Bedeutung

klar, welche eine ſolche naturgeſchichtliche Unterſuchung der Stände, wie wir ſie gerne geben möchten, haben kann. An politiſchen Formen iſt die Gegenwart ja überreich; wir möchten gerne den entſprechenden Stoff für dieſe Formen aufzeigen. Indem die Demokratie den vierten Stand zu ihrer heiligen Schaar machte, ihn zu organiſiren ſuchte, den vierten Stand für das Volk erklärte, lediglich auf den vierten Stand ihre Politik baute, bewies ſie ſtaatsmänniſchen Inſtinct. Daß ſie auf dieſer unterſten Stufe ſtehen blieb, daß die Proletarier ihrerſeits ſich zwar todtſchießen ließen, aber doch nicht ſich zu organiſiren verſtanden, geht uns hier nichts an. Aber der Conſtitutionalismus ſtützte ſich auf Gelehrte und Journaliſten, nicht auf das Bürgerthum, der Conſervatismus auf die Soldaten und nicht auf die Ariſtokratie und die Bauern. Daher die andauernde Ohnmacht gegenüber der Demokratie; eine Ohnmacht, die erſt aufhörte, als die Demokratie ſich ſelber zu Grunde gerichtet hatte. Nur die ſociale Politik macht heutzutag unüberwindlich.

Nach dieſen abſchweifenden Zeilen kehren wir zu unſerem Thema zurück: zur Kritik der Verneinung des ariſtokratiſchen Berufes.

Der Gedanke, den Adel, wie er hiſtoriſch geworden war, als etwas willkürlich gemachtes hinzuſtellen, konnte erſt dann auftreten, als man überhaupt die uralte innere Mannichfaltigkeit der Geſellſchaft für ganz zufällig, von barbariſchen Zeiten erſonnen, der Menſchheit unwürdig faſſen zu müſſen glaubte. Den Geburtsadel hielt man ſo recht für die breite Breſche, durch welche ein „philoſophiſches Zeitalter“ erobernd in die Citadelle des Ständeweſens einziehen könne. So wie man überhaupt keine geſchichtliche Nothwendigkeit mehr erkennen wollte, ſo konnte man am wenigſten begreifen, wie es von Rechtswegen irgend beſtimmende Einflüſſe auf eines Menſchen ganzes Lebensgeſchick haben dürfe, daß dieſer oder jener ſein Vorfahr geweſen.

Bei dem Genius hat man längſt das Moment der hiſtoriſch gegebenen Nothwendigkeit, der Vorbedingung, welches in der Geburt

ſteckt, eingeſehen. Gerade zu einer Zeit, wo man am meiſten über den Geburtsadel ſpottete, hat man den Stammbaum Sebaſtian Bachs mühſam aufgeforſcht; eine lange, ſtolze Ahnenreihe der kernhafteſten Kunſtmeiſter kam zu Tage, und mit Recht ſchrieb man dieſem künſtleriſchen Geburtsadel ein gut Theil der auszeichnenden Eigenthümlichkeiten des ſeltenen Mannes zu. Bei Goethe ſind nicht bloß Vater und Mutter, auch in aufſteigender Linie die entfernteren Vorfahren in den Kreis des Nachforſchens gezogen worden. So wohl begriff man, wie oft der Genius unter die eherne Nothwendigkeit der Geburt und Abſtammung geſtellt iſt. Auch die Ariſtokratie des Talents iſt eine Geburtsariſtokratie. Die Socialiſten ſteuern darum ganz folgerecht darauf hin, ſelbſt dieſe Ariſtokratie des Talentes wegzutilgen. Aber wenn man gleich die ganze Welt zu einem großen Findelhaus organiſirte, würde doch wenigſtens dieſe Geburtsariſtokratie nicht auszurotten ſeyn.

Die Geburt beſtimmt ja auch in der Regel unwiderruflich, ob einer Bürger oder Bauer oder Proletarier werde, warum ſoll ſie nicht beſtimmen, daß einer Baron ſey? Dieſer Gedanke, daß die Geburt die hiſtoriſche Schranke für die ganze ſpätere geſellſchaftliche Stellung des Menſchen bilde, hat ſich in der Theorie des Geburtsadels gleichſam verdichtet, ſeinen perſönlichen Leib gefunden, mindeſtens ſein Symbol. Die Ariſtokratie iſt der Stand der *ſocialen Schranke*, wie der vierte Stand der ſocialen Schrankenloſigkeit; beide Extreme haben ihr Recht nebeneinander, weil die Geſellſchaft nur in ihrer Mannichfaltigkeit ein organiſches Leben entfalten kann. Ein Proletariat mit Stammbäumen und Satzungen über ebenbürtige Heirath wäre ebenſo widerſinnig, als eine Ariſtokratie ohne Geburtsadel. Die Baſis aller ſocialen Schranken und Gliederungen iſt die Familie. Darum iſt es ganz naturnothwendig, daß das Bewußtſeyn der Familie in der Ariſtokratie am ſchärfſten ausgeprägt, am lebendigſten durchgeführt ſey. Die Familie im Aufſteigen zu ihren hiſtoriſchen Wurzeln gedacht, entfaltet ſich zum Stammbaum. Das Geſchlechtswappen iſt das

äußerliche Wahrzeichen dafür daß das Familienbewußtſeyn hiſtoriſch geworden iſt, und die Seitenzweige finden ihre Familiengemeinſamkeit in dieſer Wappenſymbolik urkundlich wieder. Auch bei dem Bürger und Bauern wurzelt die ganze ſociale Perſönlichkeit in dem Begriff der Familie. Aber beide führen nicht nothwendig Wappen. Das hiſtoriſche Bewußtſeyn der Familie reicht nicht ſo weit hinauf, die Gemeinſamkeit der Familie verzweigt ſich nicht ſo breit und reich auch in die Seitenäſte, daß ein ſolches Symbol als Erkennungszeichen gefordert wäre. Wir kommen hier wieder um einen Schritt weiter in der Begriffsbeſtimmung der Ariſtokratie. Sie iſt der Stand der ſocialen Schranke, das Fundament aber dieſer Schranke, dieſes Princips der Gliederung findet ſie in dem hiſtoriſchen Familienbewußtſeyn.

In dem Abſchnitt vom deutſchen Bauern bezeichnete ich den Bauer als ein leibhaftiges Stück Geſchichte, das in unſere Zeit hereinrage. Ich wies nach, wie der hiſtoriſche Sinn im Bauern ſchlummert, wie der Bauer von dem Inſtinct der hiſtoriſchen Sitte geleitet wird, keineswegs aber die beſtimmte, bewußte Abſicht hat, das Geſchichtliche an ſich und ſeiner Umgebung zu hegen und zu pflegen. Nun iſt auch der Adel, gleich dem Bauern, ein Stück leibhaftiger Geſchichte, das in die moderne Welt ragt. Als unterſcheidendes Merkmal tritt jedoch hinzu, daß der Adel über den in ſeiner Körperſchaft webenden geſchichtlichen Geiſt ſich auch objectiv Rechenſchaft und Nachweis gibt, daß er ſich als der Bewahrer der hiſtoriſchen Entwicklung der Geſellſchaft wiſſen und erkennen muß. Er iſt im eigenen Standesintereſſe auf die Geſchichtsforſchung hingewieſen, während ſich der Bauer um ſolche Forſchung gar nicht kümmert. Der Bauer weiß nicht, wer ſeine Vorfahren waren, aber ihre Sitten leben in ihm. Der Adel kennt und findet ſich in ſeiner ſocialen Geſchichte — und wenn es auch nur die ganz trockene Familienchronik eines Stammbaumes wäre; — der Bauer ſteckt in ſeiner Geſchichte und weiß es ſelbſt nicht. Der Adel iſt aus dieſem Geſichtspunkt ein Bauernthum in erhöhter Potenz, er iſt der zum Be-

wußtſeyn ſeines hiſtoriſchen Corporationsgeiſtes gekommene freie Grundbeſitzer. Aber der dunkle Trieb des Inſtinctes, der unbewußt gehegten Sitte iſt faſt immer gewaltiger, ſpröder und ausſchließender als das bewußte Begreifen. Darum iſt der Bauer doch in ſtrengerem und einſeitigerem Sinne der „hiſtoriſche Stand" geblieben, als der Adel, der ſeine Geſchichte kennt und urkundlich aufzeichnet, aber keineswegs mehr mit der Naivetät des Bauern in dem engen Bann der geſchichtlichen Sitte lebt. Der Stammbaum hat in der ſocialen Wiſſenſchaft eine theoretiſche Bedeutung, den praktiſchen Werth erhält er erſt da, wo ſich auch die Ueberlieferung der hiſtoriſchen adeligen Sitte an die Stufenfolge der Ahnenreihe kettet.

Wir nannten den Adel ein potenzirtes Bauernthum, ſofern wir das letztere im modernen Sinn des freien kleinen Grundbeſitzes faſſen. Der weiteren Anhaltspunkte zur fortgeführten Parallele bieten ſich hier erſtaunlich viele. In beiden Ständen ruht hauptſächlich die erhaltende, hemmende und dämmende Kraft für die Geſellſchaft wie für den Staat, in dem Bürgerthum und dem vierten Stand die fortbewegende, vorwärtsdrängende. Dem Adel ſchwindet gleich dem Bauern der hiſtoriſche Boden unter den Füßen, ſowie ihm die Baſis des Grundbeſitzes abhanden kommt. Der ächte Adel und der ächte Bauer verſtehen ſich auch gegenſeitig am beſten, kommen am leichteſten mit einander aus. Es iſt dieß eine ganz merkwürdige Erſcheinung. Die geſchichtlichen Ueberlieferungen der Bauern über ihre früheren Verhältniſſe zu ihren Gutsherren klingen gemeiniglich gar nicht darnach, als ob ſie eine ſonderliche Vorliebe für deren Stand und Familie erwecken könnten. Es wird da von wenig andern Dingen die Rede ſeyn als von Zinſen und Laſten, Frohnden und Leiſtungen. Und dennoch blickt der Bauer weit ſeltener mit Neid auf den adeligen Grundherrn, als der Bürger auf den Baron. Das macht, ſie fühlen ſich wahlverwandt, ſie wiſſen, daß ihr Intereſſe im Großen und Ganzen auf eines hinausläuft. Auch im geſchichtlichen Verlauf läßt ſich's, wie wir weiter unten ſehen werden, nachweiſen, daß der Edel-

mann dem Bauern weit näher gestanden hat als dem Bürger. Darin liegt ein bedeutsamer Fingerzeig für die Aristokratie. Wenn dieselbe ihren eigenen Vortheil wahren will, dann muß sie sich als die Schirmerin der Interessen des kleinen Grundbesitzes erweisen, die selbständig kräftige Entwickelung des Bauernthumes fördern. Dagegen wird der begüterte Adel gewiß seinen Bestand nicht festigen, wenn er seinen Grundbesitz dadurch vermehrt, daß er die kleinen Bauern systematisch auskauft und dieselben so aus freien Grundeigenthümern zu seinen Tagelöhnern macht. Was er dadurch materiell gewinnt, büßt er moralisch ein. Die selbständigen Gutsbesitzer waren seine natürlichen Bundesgenossen; die Tagelöhner, und wenn sie auch sein Brod essen, sind eben Proletarier, d. h. die natürlichen Gegner der Aristokratie.

Im früheren Mittelalter durfte gemeiniglich nur der hohe Adel, der mit seinem Burgsitze ansehnlich Land und Leute vereinigt hatte, Graben und Zugbrücke derart an seiner Burg anbringen, daß er sich und das umliegende Land damit absperren konnte. Dieses „Recht der Zugbrücke" war ein politisches, ein militärisches Recht, aber es liegt auch eine tiefe sociale Bedeutung darin. Der hohe Adel nur durfte eine kleine Welt für sich bilden, das Recht der Zugbrücke war das Symbol seiner socialen Selbständigkeit, und ist es im Grunde geblieben bis auf diesen Tag. Der hohe Adel bildete damals noch allein die „Gesellschaft". Später erweiterte sich diese. Merkwürdig genug erwarb auch der niedere Adel ungefähr zu derselben Zeit das Recht der Zugbrücke, wo er sich zur socialen Selbständigkeit, wo er sich zum Eintritt in die Gesellschaft aufzuringen begann. Er erwarb das Recht, weil er bei dem Aussterben und Verderben so vieler Geschlechter des ältesten hohen Adels die Burgen erworben hatte, an denen es haftete, ganz wie jetzt so mancher reiche Bürger durch Gütererwerb das Recht der Zugbrücke im modernen Sinne gewinnt. Erst mit dem Rechte der Abschließung ist überall die sociale Selbständigkeit gegeben. So hatte das Bürgerthum des Mittelalters mit dem Corporationswesen auch für sich das sociale Recht der

Zugbrücke erobert, und als die Städte zu großen Burgen geworden waren, die man „beschließen" konnte, begann das Bürgerthum als ein organisches Glied in die Gesellschaft einzutreten. Die Abgeschlossenheit des Bauern in Sitte, Sprache und Lebensart ist sein sociales Recht der Zugbrücke, durch welches er sich als Stand compact erhält. Das Proletariat hat dieses Recht der Zugbrücke noch nicht gefunden, und eben darum ist es auch noch kein fertiges, sondern erst ein in der Bildung begriffenes Glied der Gesellschaft.

Der Adel unserer Tage hat keine festen Burgsitze mehr, er braucht auch keinen Graben und keine Zugbrücke. Aber indem die Ausschließlichkeit dieses Standes zum Wesen desselben gehört, stellt er das sociale Recht der Zugbrücke als die Grundbedingung der gesellschaftlichen Gliederung überhaupt dar. Es ist des Adels eigenster Lebensberuf, diese Gliederung auszudrücken und zu bewähren, wie der Lebensberuf des Bürgerthums, vermittelnd und ausgleichend das Verknöchern der historischen Unterschiede zu verhüten. Wenn man in der modernen Conversationssprache die „Gesellschaft" als ein Synonym der Aristokratie gebraucht, so ist dieß zwar ein verkehrter und anstößiger Sprachgebrauch, der aber doch ein kleines Körnchen Wahrheit in sich schließt. Denn die Aufgabe der Aristokratie wäre es allerdings, den Mikrokosmus der Gesellschaft darzustellen. Der politische Beruf der Aristokratie ist nur noch ein abgeleiteter, er quillt aus dem bezeichneten socialen Berufe, die Gliederung der Gesellschaft auf ihrer historischen Basis aufrecht zu erhalten. Darum ist dieß die einzig wahre und tief greifende Bedeutung der ersten Kammern, *das Princip der gesellschaftlichen Gliederung in der Politik zu vertreten*, zu wachen daß das Staatsleben seine geschichtliche sociale Grundlage nicht verlasse, nicht aber einseitig das Sonderinteresse des Adels zu fördern.

Wie die Beamtenwelt im kleinen Kreise die Lebensthätigkeit des Staates nach allen Seiten darstellt, während darum doch erst die Gesammtheit aller Staatsbürger den Staat ausmacht, so ist die Aristokratie berufen, die ständische Bildungsform der Gesell-

schaft in ihrer Concentration darzustellen, während darum doch erst die Gesammtheit aller Stände die Gesellschaft bildet.

Halten wir dieses als das Ideal des Berufes der Aristokratie fest, dann ergibt sich's von selbst, daß dieselbe etwas ganz anderes als einen bloßen Rang ausdrückt. Die Erwerbung des höchsten Ranges macht noch keinen Aristokraten; auch der ausgedehnteste Besitz allein nicht, noch der historische Name allein. Die durch die Fülle des festen Besitzes gewährleistete unabhängige und selbständige Stellung, verbunden mit dem bereits historisch gewordenen Bewußtseyn der Familien- und Standesgemeinschaft, befähigt erst zu dem socialen Berufe der Aristokratie. Darum kann man dieselbe so wenig machen, als man sie wegdecretiren kann. Darum ist es auch widersinnig, einen Adeligen, der sich seines Standes unwürdig gezeigt hat, zur Strafe in den Bürgerstand versetzen zu wollen. Der Bürgerstand hat einen gleich hohen, gleich ehrwürdigen, nur von andern Bedingungen ausgehenden, in anderer Art zu verwirklichenden socialen Beruf wie die Aristokratie, und wer sich zur Erfüllung des aristokratischen Berufes unfähig gemacht hat, der ist damit wahrhaftig nicht befähigt zu dem Berufe der andern Stände; er ist und bleibt eben ein verdorbener, nichtsnutziger Aristokrat, wie jeder Stand seine Eiterbeulen und Geschwüre hat. Die Stände stehen überhaupt an sich zu einander in keiner Rangordnung, sie drücken nur eine verschiedenartige Formulirung des allgemeinen Berufes der Gesellschaft aus. Der Accent, den man seit den letzten Jahrhunderten auf die Rangordnung der Stände gelegt, schuf gerade jenen Zopf des Ständewesens, der dasselbe leider um seinen Credit gebracht hat. Von diesem Zopf muß jeder abstrahiren, dem es Ernst ist mit der socialen Reform. Würde das Wesen der Stände als verschiedenartiger Formen des socialen Berufes, die nothwendig mit den Formen des geschäftlichen Berufes Hand in Hand gehen, allgemein erkannt, dann würde sich jeder in seinem eigenen Stande stolz und wohl fühlen, und der unselige Drang aus diesem herauszutreten und mit der äußern Copie der

Sitte ſich die Pforten eines als höher beneideten Standes erſchließen zu wollen, würde aufhören.

Je friſcher, ſelbſtändiger und kräftiger das Bürgerthum ſich entfaltet, um ſo gediegener wird auch die Ariſtokratie ſeyn, um ſo neidloſer werden alle Stände zuſammenwirken. Der deutſche Adel iſt von demſelben Augenblicke an zurückgegangen wo das Bürgerthum verfiel, und je mehr beide Stände ſich verflachten, um ſo weiter wurde die trennende Kluft zwiſchen beiden. Wie die ſtändiſche Gliederung, deren feſteſter materieller Rückhalt im Bürgerthum ſitzt, ſich auflöste, ſchwand der Ariſtokratie mehr und mehr ihr eigentlicher Beruf, dieſe Gliederung auch formell ſelbſtbewußt zu erhalten. In der ſocialiſtiſchen Welt, die kein Bürgerthum mehr kennt, ſchafft ſich der Adel von ſelber ab; denn nur in der hiſtoriſch gegliederten Geſellſchaft hat er überhaupt einen Beruf, einen Sinn. Das Geheimniß der Kraft und Unverwüſtlichkeit der engliſchen Pairie liegt darin, daß in England Bürger und Bauern ſich noch als feſte, wohlgegliederte Körperſchaften wiſſen und fühlen, daß die Organiſation der Geſellſchaft ſich noch ihren inneren hiſtoriſchen Beſtand gerettet hat. Mit dieſem gegenſeitigen Kraftbewußtſeyn der verſchiedenen Gruppen hängt es aufs innigſte zuſammen, daß, wie Montesquieu ſagt, Mäßigung die Cardinaltugend der engliſchen Ariſtokratie iſt. In Deutſchland hat ſich das Bürgerthum ſeit dem unſeligen dreißigjährigen Kriege mehrfach veräußerlicht und verflacht, naturnothwendig alſo auch der Adel; der Stoff zu einer vollwichtigen deutſchen Pairie wird ſich erſt dann wiederfinden, wenn ſich der Stoff zu einem vollwichtigen deutſchen Bürgerthum wieder gefunden hat. In Frankreich, wo der ſtändiſche Geiſt im Bürgerthum am meiſten erloſchen iſt, wo das geſchichts-feindliche Proletariat ſeine entſcheidendſten Siege feiert, iſt auch der Adel am meiſten verblaßt. In Spanien, wo ſich umgekehrt der Ehrgeiz der Standesbegeiſterung zur Donquixoterie überhoben hat, will jeder Bürger ein Hidalgo ſeyn.

Zweites Capitel.

Die mittelalterliche Aristokratie als der Mikrokosmus der Gesellschaft.

Zum Verständniß des Bauernthumes nahmen wir im vorigen Abschnitt zunächst die Zeichnung einer Masse kleiner Einzelzüge aus dem gegenwärtigen Bauernleben zur Hülfe. Zum Verständniß der Aristokratie greifen wir dagegen in die Geschichte zurück. In dieser verschiedenartigen Methode ist bereits stillschweigend ein charakteristischer Unterschied beider Gruppen ausgesprochen. Der Schwerpunkt der Aristokratie liegt in dem was sie *gewesen*, der Schwerpunkt des Bauernthumes in dem was es eben jetzt erst *ist* oder *wird*. Für den culturgeschichtlichen Forscher erscheinen die Adelszustände des Mittelalters als das feinste Miniaturbild einer praktisch durchgeführten „Organisation der Gesellschaft." Nicht nur die ganze sociale *Frage*, welche die Gegenwart so stürmisch bewegt, zeigt sich hier in tausend kleinen Einzelzügen angedeutet und in verjüngtem Maßstabe vorgebildet, sondern auch die *Antwort* darauf.

Es ist ein scheinbar gewagtes und dennoch äußerst dankbares Beginnen, diese alte Aristokratie unter den modernen Gesichtspunkt des socialen Lebens zu bringen, die alten Ritter heraufzu-

beſchwören, daß ſie uns Rede ſtehen über ihre Anſicht von der Löſung der Geſellſchaftsprobleme. Vielleicht erweist ſich's, daß ſie gerade in dem Punkte des ſocialen Lebens, in welchem man ſie am meiſten verketzert, für ihre Zeit die ächten „Ritter vom Geiſt" geweſen ſind. Die Forſchung hat ſeit Jahrhunderten ein unendliches Material zuſammengetragen zur Erkenntniß der mittelalterlichen Ariſtokratie. Man hat dieſelbe im Lichte der Staats- und Rechtskunde, der Kriegswiſſenſchaft oder im magiſchen Halbſchimmer der poetiſchen Romantik abgeſchildert — warum ſollte man nicht auch einmal ein Streiflicht der modern-ſocialen Kritik auf dieſelbe fallen laſſen?

Der Grundgedanke des genoſſenſchaftlichen Lebens, der Geſammtverbindlichkeit ſtrebt bei dem mittelalterlichen Adel mit einer Triebkraft hervor, daß ſelbſt unſere heutigen Socialiſten ihre Freude daran haben müßten. Es iſt eine ſehr verkehrte Anſicht, wenn man im allgemeinen wähnt, in ſeiner Burg habe ſich der Edelmann vereinzelt, von der Geſellſchaft abgelöst und in dem ſtolzen Gedanken: „eigener Schutz, eigene Wehr", ein ſelbſtherrliches Leben geführt. Die „Burg" drückt, wie wir ſchon oben bemerkt, die ſociale Beſchloſſenheit des Adels weit mehr als des einzelnen Edelmannes aus.

In dem Burgweſen ſteckt eine Ausbildung der freien Genoſſenſchaft, die himmelweit entfernt iſt von der Vereinſamung des modernen Individuums, und prächtige Anſätze enthält zu einer darauf gegründeten corporativen Organiſirung der Geſellſchaft im Kleinen. Der einfache Landedelmann ſaß als Burggraf, Vogt, Erbamtmann, Burgmann, Pfandbeſitzer des hohen Adels meiſt auf fremden Burgen, oft genug trat eine ganze Geſellſchaft von Edelleuten zuſammen, die eine Burg gemeinſam erkauft, erbaut, ererbt hatte, und ſetzte ſich auf derſelben feſt unter dem Sammelbegriff der Ganerbſchaft. In dieſen Ganerbſchaften und Burgmannſchaften liegt ein wirklich ſocialiſtiſches Element, wie es die neuere Zeit in ſolcher Ausdehnung noch nicht wieder zu verwirklichen vermocht hat. Man könnte dieſes Gemeinleben ganzer Adelsſippen mit der Phalanſtère,

mit den Humanitätscasernen der modernen Theoretiker vergleichen, wenn nicht ein gewaltiger Unterschied sofort hervorsprünge: die Basis des Familienlebens, auf welcher das ganze mittelalterliche Verhältniß fußte, und — das Recht der Zugbrücke, die ständische Abgeschlossenheit.

Gewiß ist, daß die Analogie des alten Bürgerthumes in Zunft- und Gildewesen den modernen Begriff der gesellschaftlichen Gesammtverbindlichkeit bei weitem nicht so entschieden ausspricht und durchführt, wie es so mancherlei Arten von Adelsverbindungen gethan. Nur das Klosterleben mag in der Schärfe des socialen oder, wenn man lieber will, socialistischen Gedankens den Ganerbschaften zur Seite und über dieselben gestellt werden. Und merkwürdig genug finden sich meist da auch viele Klöster, wo viele Burgen waren, in burgarmen Gegenden sind meist auch die Klöster rar. Ja die Adelsgenossenschaft selber stand zu den Klöstern wieder oft genug in einem Verhältniß der socialen Gesammtverbindlichkeit. Die Adelsgeschlechter stifteten Klöster, nicht bloß angetrieben durch die Frömmigkeit, sondern auch aus Gründen einer wohlberechneten socialen Politik. Wenn die Stammburg nicht mehr Raum genug bot, um die sich weiter verästelnden Nebenzweige, wie es vielfach alte Adelssitte war, allesammt zu herbergen und im großen Familienbunde festzuhalten, dann nahm das Kloster gegen geringe Mitgift oder auch ohne alle Mitgift die Ueberzahl der Sprößlinge vom Geschlechte der Stifter ab. So blieben sie auch in der neuen klösterlichen Körperschaft durch das geistige Band der Stiftung doch mit der ursprünglichen Sippe verknüpft. Die adeligen Töchter schickte man zur Erziehung ins Kloster, nicht bloß daß sie die religiöse Ausbildung daselbst gewännen, sondern auch die sociale Zucht und Sitte. Gleichzeitig mit der socialen Erschlaffung der Adelsgenossenschaften ist auch das Gesellschaftsleben der Klöster entartet und zerfallen. Es lag das bei letzteren keineswegs bloß in der religiösen Umstimmung der Zeit. Auch die sociale Umstimmung forderte ihr Recht. Der socialistische Gedanke, der in den Adelsgenossenschaften und dem Klosterwesen sich eingelebt

hatte, trat zurück, aber er war bloß eingeschlummert und ist in unsern Tagen, nur in neuem Gewande, wieder aufgewacht.

Wo nun vollends das Mönchswesen mit dem Ritterwesen zusammentraf, in den geistlichen Ritterorden, da entfaltete sich auch der ausgeprägteste Socialismus des Mittelalters. Jenes bekannte ritterliche Ordenssymbol, welches zwei Ritter auf einem Rosse sitzend darstellt, könnte sich wohl gar ein moderner Communist ohne Scrupel als Siegel stechen lassen.

Nicht bloß das Fördernde und Treffliche, auch das Gefährliche des genossenschaftlichen Lebens zeigte sich bei der engen Verbrüderung der Ganerbschaften. Meutereien waren in den ganerbschaftlichen Burgen so häufig, wie sie es jetzt immerhin bei den Probstücken von socialistischen Colonien in Nordamerika seyn mögen. Jene Räubereien, welche, an dem friedlichen Kaufmanne verübt, so oft den Glanz des mittelalterlichen Adels verdunkelten, gingen großentheils von den ganerbschaftlichen Burgen aus, und zwar sollen gerade die Burgen in der Regel die gefürchtetsten gewesen seyn wo am meisten kleine Theilhaber beisammen saßen.

Das Mittelalter erweist sich überall feinfühlig in socialen Dingen, wenn es ihm auch sehr fern lag in wissenschaftlicher Erkenntniß darüber zu reden. Als die Fürsten die Verfolgung der Tempelherren mit Folter und Scheiterhaufen begannen, da lag neben den andern Motiven gewiß auch die dunkle Ahnung von der socialen Gefährlichkeit einer Adelsgenossenschaft zu Grunde, in welcher die Tendenz der Gesammtverbindlichkeit aufs schärfste ausgesprochen, dabei aber die Verbindung mit dem historischen Familienleben außerhalb des Ordenshauses abgebrochen war. Die „Gesellschaft" geht dem Templer im Orden auf, der Einzelne darf selbst kein Privateigenthum mehr besitzen. So würde in der stets weiter greifenden Entwickelung dieser geistlichen Rittergenossenschaft zuletzt die mittelalterliche Aristokratie aus ihrer eigenen Mitte her vernichtet worden seyn, ganz wie in dem modernen Socialismus die Gesellschaft durch sich selbst vernichtet werden würde. Unter den Vorwürfen, die man seiner Zeit dem Tempelorden gemacht,

findet ſich auch der, daß er die Herſtellung einer allgemeinen europäiſchen Adelsrepublik beabſichtige. In dieſem Vorwurf liegt wieder die dämmernde Erkenntniß der ungeheuern *ſocialen Revolutionskraft*, die in dem Orden ſchlummerte. Die Ausrottung dieſes Ordens war wahrlich ein furchtbarer Act, aber es war ein Act der ſocialen Nothwehr ſeitens der Fürſten. Es lohnte wohl der Mühe, die Acten des Proceſſes, den man den Templern gemacht, einmal unter dem Geſichtspunkte des modernen Socialismus und Communismus zu revidiren. Die geſellſchaftlich nivellirende Philanthropie des achtzehnten Jahrhunderts hat das tragiſche Ende der Tempelherren als einen willkommenen Stoff hervorgezogen und ausgebeutet. Auch iſt es bemerkenswerth, daß eine Zweigſchule des St. Simonismus in Paris den Templerorden wieder hat erneuern wollen, wobei ſie es freilich nicht weiter brachte, als man's auf jedem Maskenball bringen kann, nämlich bloß bis zu den weißen Mänteln mit rothen Kreuzen.

Für unſern Zweck genügt es, auch hier die Thatſache zu erkennen, daß in der Ariſtokratie des Mittelalters der ganze Reichthum unſers ſocialen Lebens vorgebildet war, ſelbſt in jenen Auswüchſen und Krankheitsformen, welche man ſo leicht als etwas ganz neues, nur der modernen Welt eigenthümliches anſieht.

Kehren wir nun zu dem geſunden, genoſſenſchaftlichen Triebe in der mittelalterlichen Ariſtokratie zurück. Auch die Burggenoſſenſchaften, von denen wir oben geredet, ſtanden nicht als in ſich vereinzelt da. In geſchloſſenen Länderbezirken ſchaarten ſich dieſe kleineren Gruppen wiederum zu größeren Maſſen. Da entſtehen Reichsvereine, Ritterkreiſe, Kantone, adelige Gelöbde, Tafelrunden, Geſellſchaften und Bündniſſe unter allerlei ſymboliſchen Namen, ſogenannte Trinkſtuben unter dem Patriciat der großen Reichsſtädte u. ſ. w. Der eine Verein mochte mit dem andern nicht „zum Spiele reiten," dieſe Gruppen als ſolche ſonderten ſich ſtreng ab, und doch war es dem Einzelnen keineswegs verwehrt, *perſönlich* an andern „Verſtrickungen" theilzunehmen, und ſo wie-

der eine Brücke zu ſchlagen, ſofern dieſe Theilnahme nur den Grundſätzen der eigenen Genoſſenſchaft nicht zuwiderlief.

Wir ſehen hier überall Anſätze zu einem organiſchen Gruppenſyſtem der Geſellſchaft aus dem Boden aufſchießen, aber die Ueberkraft des Triebes läßt oft den einen Keim durch den andern erſticken. Ueberblickt man die deutſchen Adelsgenoſſenſchaften in ihrer Geſammtheit, ſo entrollt ſich das Bild einer wahrhaft genialen Unordnung; aber einer Unordnung, die merkwürdig genug hervorgerufen iſt durch den übergewaltigen Drang nach Ordnung, und darum eben recht naturwüchſig. Das ſchafft ja auch den wunderſamen Charakter ſo vieler gothiſcher Architekturen, daß das geſammte Kunſtwerk die leibhaftige Unordnung darſtellt, erwachſen aus dem übermächtigen, weil allzu individuellen Trieb der Ordnung im Einzelnen. Für das Corporationsweſen des mittelalterlichen Adels gibt es in der That kein anſchaulicheres Bild als jenes einer ſolchen gothiſchen Architektur.

Die Erkenntniß des bezeichneten naturkräftigen Geiſtes der freien Aſſociation iſt für die ſociale Würdigung der Ariſtokratie im Mittelalter von äußerſter Wichtigkeit. Der Adel war damals der wahre Mikrokosmus der Geſellſchaft, ja er war bis zur vollen Durchbildung des Städteweſens die Geſellſchaft als ſolche, und dieſe läßt ſich nicht nach einem äußeren Syſteme aufbauen und abtheilen, ſie wird und wächst frei, oft unſtät und ſcheinbar willkürlich. Aber neben der freien Vereinigung der großen und kleinen Adelsgenoſſenſchaften lief doch wieder eine ſehr beſtimmte Stufenleiter des adeligen Berufes von der Grafſchaft abwärts zur freien Herrlichkeit (Dynaſtie), zur allodialen Herrlichkeit, zur Unterherrlichkeit, zur Vogtei u. ſ. w. Die ſtrengen Turniergeſetze waren zugleich Disciplinar- und Sittengeſetze. Der Geiſt einer ſtrengen Zucht und Ordnung fehlte dem Stande keineswegs, aber es war eine Zucht, die ſich frei von innen heraus aus den Inſtitutionen des Adels ſelber entwickelte, nicht eine von außen feſtgeſetzte Polizei. Zucht und Sitte im Innern zu üben, war Pflicht und Recht des geſellſchaftlichen Verbandes, nicht des Staates. Die Rechte

des hohen und niederen Adels waren genau geſondert. Es fiel dem niederen Adel nicht ein, das Gleiche zu begehren, was dem hohen Adel zukam. Erſt als er, dieß begehrend, aus ſeinem eigenſten Kreiſe heraustritt (im ſechzehnten Jahrhundert), begann eine Periode des Verfalls für die geſammte Ariſtokratie. Der Geiſt der freiwilligen körperſchaftlichen Gliederung war erſtorben, das Zwangsmittel äußerlicher Rangordnungen konnte ihn nicht wieder lebendig machen.

In dieſem Umſtande, daß die Geſellſchaft vordem in der alten Ariſtokratie, als ihrer faſt ausſchließlichen Repräſentantin, reich und breit in wahrhaft großartiger Naturwüchſigkeit organiſirt war, liegt eben die geſchichtliche Berechtigung der modernen Ariſtokratie zu ihrem Beruf, den Organismus der Geſellſchaft, ſo wie er geſchichtlich erwachſen iſt, zu hüten und zu wahren.

Man muß aber nicht glauben, daß dieſer ſo ſtreng körperſchaftlich organiſirte Adel des Mittelalters, dieſer Adel, der das ſociale Recht der Zugbrücke obenan ſtellte, darum von den andern, zu jener Zeit noch in viel jüngeren Tagen der Organiſation, und alſo der Machtentwickelung, ſtehenden Ständen ſich überall eigenſinnig getrennt, ſich hoffärtig des gemeinſamen Wirkens mit denſelben überhoben hätte. Gerade darin erprobt ſich das Naturgemäße der alten Adelsgenoſſenſchaft, daß ſie dem Bürger- und Bauernthume weit näher ſtand als mehrentheils die moderne Ariſtokratie. Indem der adelige Beruf gar nicht anders gedacht wurde, als in einem beſtimmten Grund und Boden, in einer Heimath im engſten Sinne wurzelnd, ging der Edelmann ſelbſtverſtändlich mit den in ſeinem kleinen örtlichen Kreiſe ſeßhaften Bürgern und Bauern Hand in Hand. In freien Gemeinden wird von den Edlen und Bürgern gemeinſam berathen und vollzogen. „Wir Edle vnd Burger," heißt es oft genug im Eingange der Urkunden, oder: „Wir Edelleute, Geſchworene vnd Gemeynde gemeynlich" (bekunden) u. ſ. w. Nach moderner Anſchauung mag uns dieſe Zuſammenſtellung der Edelleute und Bürger ziemlich bedeutungslos erſcheinen, im Lichte der mittelalterlichen Sitte aber iſt ſie das redende Zeugniß eines

sehr innigen Verkehrs der Aristokratie mit dem Bürgerthum, die sich auf dem neutralen Boden des Gemeindelebens begegnen, freundschaftlich, einträchtig und ohne Ueberhebung oder Neid. Dabei war freilich das Zusammenstoßen von Adel und Bürgerthum, wo sie in feindseliger Rivalität sich trafen, nichts weniger als freundschaftlich. Der Ritter warf dann wohl den fahrenden Kaufmann nieder, und wenn die Nürnberger, die bekanntlich keinen henken bevor sie ihn haben, einen solchen Ritter erst einmal wirklich hatten, dann henkten sie ihn auch mit kurzem Proceß vor den Stadtthoren auf. Dergleichen sociale Berührungen nehmen sich in dem Reflex unserer modernen Politur allerdings etwas unhöflich aus. Aber auch im Innern der Stände selbst, des Bürgerthumes so gut wie der Aristokratie, traten sie nicht minder grell hervor. Die Zeit war in allen Stücken roher und gewaltsamer, die Leute konnten noch Blut sehen, ohne Kölnisches Wasser zu Hülfe nehmen zu müssen, die Stände schlugen sich demgemäß, wo Eigensucht und Haß entzündet war, gegenseitig auf die Köpfe, und faßten dennoch die socialen Stellungen im Princip neidloser auf als wir.

Im kurmainzischen Rheingau *) erhielt der Edelmann, welcher bloß Besitz im Lande erwarb, ohne zugleich persönlich Einwohner daselbst zu werden, der Regel nach dadurch noch keinen Anspruch auf die persönlichen Rechte und Realfreiheiten, die ihm mit jenem Besitzthum würden zugefallen seyn, sofern er sich zugleich persön-

*) Ich kann hier nicht umhin, die Quelle anzugeben, aus welcher ich einen Theil der zu meiner Beweisführung angezogenen historischen Einzelzüge geschöpft habe. Es ist dieß ein steif und geschnörkelt geschriebenes Buch, aber in Gründlichkeit, Fleiß, scharfer Kritik und festester Treue ein Meisterwerk der Geschichtsforschung, wie unsere Literatur deren wenige besitzt, nämlich die „Alterthümer der Rheingauischen Landes- und Regimentsverfassung," von dem alten F. J. Bodmann 1819 in zwei Quartbänden herausgegeben. Wäre für jeden deutschen Gau ein so köstliches Archiv historischer Zeugnisse und Urkunden gesammelt und veröffentlicht, dann müßte es wahrhaft Lust und Genuß seyn, eine allgemeine Culturgeschichte Deutschlands zu schreiben.

lich im Gau niedergelassen hätte. „Frei Mann, frei Gut," hieß es nur, wenn der Edelmann, an den ein bis dahin mit Abgaben belastetes Gut überging, seinen Sitz im Lande hatte oder nahm. Und diese solchergestalt sehr nachdrücklich betonte Seßhaftigkeit des Adels war es, die der allzu schroffen Scheidung der Stände wehrte, die dem Adel die Uebung seines socialen Berufes erst möglich machte. Mit Recht wurde darum so großes Gewicht auf dieselbe gelegt. Als ein großer Theil des Adels im sechzehnten Jahrhundert den örtlichen Boden verlor, und im siebenzehnten vollends auch der Sitte nach kosmopolitisch wurde, da erst bildete sich die trennende Kluft zwischen dem Bürgerthum und der Aristokratie. Vorzugsweise bei dem Landadel, der mitten unter seinen Bauern sitzen geblieben ist, hat sich dagegen, wie schon oben bemerkt, eine höchst wohlthätige Gegenseitigkeit des Verkehrs mit dem Bauernstande erhalten, gegründet auf die Solidarität der Interessen.

Will man einen recht freundlichen, herzerwärmenden Eindruck gewinnen von der Art und Weise, wie der Adel im Mittelalter seinen socialen Beruf auch in politischen Dingen übte, dann muß man die Mittheilungen über so manche Landversammlungen, Dingtage und Landgerichte durchstudiren, wie sie in den glücklicheren Gauen Deutschlands abgehalten wurden. Es liegen uns insbesondere Nachrichten vor über die mittelalterlichen Landversammlungen des Rheingaues auf der Lützelau. Aus ihnen mögen wir heute noch ein rechtes Musterbild nehmen für die Uebung der Landesvertretung durch die Aristokratie, und wir würden uns glücklich preisen können, wenn wir heutiges Tages solche erste Kammern hätten, wie sie bis ins fünfzehnte Jahrhundert auf jener Insel von dem Rheingauer Adel nicht zwar dem Namen, aber der Sache nach gebildet wurden. Die Adeligen des Landes nahmen als geborene Beisitzer an diesen jugendlichen Anfängen einer ständischen Volksvertretung Theil, und es wird ausdrücklich bemerkt, daß ihnen zwar allmählich das Amt einer formellen Obmannschaft zugestanden worden sey, daß sie aber thatsächlich das der Vermittler gewählt hätten. Der Adel erschien nicht um die besondern Interessen seiner Körper-

ſchaft als ſolcher zu wahren, ſondern lediglich als begüterter Rheingauer Landesgenoſſe und Landesbürger, als das natürliche Mittelglied zwiſchen den erzſtiftlichen Delegirten und den Bürgern, als ſelbſtändiger, freier Mann, der weder der parlamentariſchen Freiheit der bürgerlichen Landräthe einen Zaum anlegen konnte, noch andererſeits irgendwie gehalten oder geſonnen war, der Sache der erzſtiftlichen Regierung ſeine freie Ueberzeugung zu opfern. Das eigene Intereſſe ſeines großen Grundbeſitzes brachte ihn dazu, in die Streitigkeiten des Erzſtiftes und der Bürger ſchlichtend und ausgleichend einzutreten. Seine Einzelſtimme wog gleich ſchwer mit der Stimme des Bürgers, nur das erbliche Recht des Beiſitzes unterſchied ihn von den bürgerlichen Landräthen. Aber dieſes Recht war wieder nicht bloß durch die Begüterung, ſondern auch durch den feſten Wohnſitz im Gau bedingt. So war dem ächten ſocialen Beruf der Ariſtokratie ein volles Genüge gethan, und ihr diejenige politiſche Rolle zugewieſen, die ihr zu allen Zeiten am beſten angeſtanden hat, die Rolle der Vermittelung und Verſöhnung im ſtändiſchen Leben. Während in den nächſten Jahrhunderten die immer mehr privilegirte Stellung des Adels auf den Landtagen, und namentlich im ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert ſeine durchſchnittliche Abhängigkeit von den Regierungen, dazu führte, dem Bürger dieſe politiſche Wirkſamkeit der Ariſtokratie allmählich verdächtig zu machen, hatten jene alten Landverſammlungen in ihrer verſöhnenden und einigenden Tendenz dem Bürger gerade den rechten Reſpect vor der Ariſtokratie erweckt. Wie der einzelne Ritter ſeinen Bauern im gemeinſam tagenden Gemeinderath, ſo trat hier die ganze Ritterſchaft dem geſammten Bürgerthum im Landesrath erſt recht nahe. Und in dieſer Eintracht ruhte die Stärke der uralten Landverſammlungen, eine Stärke, die ſich faſt wie Demagogie unſerm erſchlafften ſtändiſchen Bewußtſeyn gegenüber ausnimmt. Denn die Landverſammlungen, wie ſie, von den grünen Wogen des Rheins umrauſcht, auf jener Inſel gehalten wurden, waren nicht bloß gutachtliche,

unmaßgebliche Berathungen, nein, ſie faßten Beſchlüſſe und dictirten Entſcheidungen, und dem Geiſte des früheren Mittelalters gemäß lag es außer aller Berechnung, daß es dem Fürſten hätte beifallen können, ſich über ſolche gemeinſame verfaſſungsmäßige Beſchlüſſe des Adels und der bürgerlichen Landräthe hinwegzuſetzen. Das war die Macht ſtändiſcher Volksvertretungen!

Die Lützelau iſt vom Rheine weggeſpült, man weiß nicht mehr genau wo ſie eigentlich gelegen hat; auch die Herrlichkeit der alten Landverſammlungen iſt im Strom verſunken. Die Lützelau mit ihren ſtolzen Dingtagen in den Fluthen eingeſargt als ein Nibelungenhort des deutſchen Volks- und Staatslebens — ein Poet könnte einen Vers daraus machen!

Zu dem Bindeglied der Landesvertretung war für Bürgerthum und Ariſtokratie ein weiteres durch die „Schöppenbarkeit" des Adels gegeben. Nicht bloß bei den allgemeinen Landgerichten, ſondern gar häufig auch bei den Dorfgerichten übte der Adel das Amt der Schöppen und Schultheißen. Die Rechtskenntniß galt faſt als eine dem adeligen und rittermäßigen Manne angeborene Eigenſchaft. Die vaterländiſche Rechtsſitte — nicht das gelehrte Recht — mochte ſich mit den andern Ueberlieferungen in den edlen Geſchlechtern forterben. So ließ ſich in einer noch ſo naiven Zeit wohl mit Fug annehmen, daß mit dem hiſtoriſchen Familienbewußtſeyn auch das hiſtoriſche Bewußtſeyn vom vaterländiſchen Rechte Hand in Hand gehen müſſe. Aus der ſocialen Eigenthümlichkeit der Ariſtokratie — ſo wunderlich uns dieß heutzutage klingen mag — quoll naturgemäß das gute Vorurtheil, daß ſie Rechtskenntniß beſitze, daß jeder Baron gleichſam ein geborener doctor juris ſey. Die Seßhaftigkeit der Edelleute mochte dazu eben ſo gut für eine Gewähr ihrer richterlichen Unabhängigkeit gelten, wie in der modernen Büreaukratie die Unabſetzbarkeit der richterlichen Beamten auf adminiſtrativem Weg. Als beſtehend aus „ehrbaren und veſten Leuten", dazu aus „biderben, ſtrengen und weiſen Leuten" wird dieſer ritterſchaftliche Richterſtand häufig in alten Urkunden bezeichnet. Der adelige Schöppe aber ſaß als

ein gleicher unter ſeinen bürgerlichen und bäuerlichen Mitſchöppen. Das Gericht war die höchſte Ehre des Ritters wie der Gemeinde. Vor dem Rechte waren die Stände leider noch nicht gleich, aber doch wenigſtens in dem höchſten Ehrenamte des Rechtfindens. Wie die Handhabung der Gemeinde- und Landesverfaſſung, ſo wurde auch die Handhabung des Rechtes der neutrale Boden, auf welchem die ſocial ſo ſcharf geſchiedenen Stände wiederum zuſammentrafen.

Noch mehr. Die Glieder des niederen Adels betrachteten das Schöppenamt nicht ſelten als einen öffentlichen Dienſt, in welchem ſie ihr Brod ſuchten. Der niedere Adel des Mittelalters war im Durchſchnitt nicht ſonderlich reich, das Ritterhandwerk war koſtſpielig, die Gutsrente ſtand gar oft in höchſt bedenklichem Verhältniß zu der Luſt an Prunk und Aufwand. Das Schöppenamt konnte unter Umſtänden erkleckliche Gerichtsgebühren abwerfen. So fand der Ritter Broderwerb in einem Beruf, der eben ſo gut bürgerlich als ritterlich war. Und während ihm das geſellſchaftliche Vorurtheil verbot, ein bürgerliches Gewerbe zu treiben, begegneten ſich beide Stände auch von dieſer Seite in dem ehrenvollen Richteramte. Man kann damit zuſammenhalten, wie ſpäter die ärmere Ariſtokratie den höheren und niederen Staatsdienſt als Erwerbsquelle aufſuchte. Aber gerade weil dieſe Staatsdienſte kein unabhängiges Amt waren, gleich den alten Schöppenämtern, trug das Rennen und Jagen nach denſelben nicht wenig dazu bei, die Selbſtändigkeit des kleinen Adels zu brechen und im Verein mit dem Buhlen um glänzende Hofſtellen die Ariſtokratie dem Bürgerthum immer mehr zu entfremden. Ja, während das Schöppenamt ſelber gehoben worden war durch den Adel, wurde der Staatsdienſt da heruntergedrückt, wo er vordem zeitweilig das Anſehen einer Verſorgungsanſtalt für das ariſtokratiſche Proletariat erhalten hatte. Die Miniſterialen, die adeligen Dienſtmannen des Mittelalters widmeten ſich auch oft, unbeſchadet ihrer Freiſtandſchaft, ſogar erblich und „ewig“ dem fürſtlichen Dienſt. Aber gerade indem ſie ſolchergeſtalt ihr ganzes

Haus der großen Familie der fürstlichen Dienstmannen einverleibten, entsprach die Dauer und Festigkeit des Verhältnisses dem socialen Charakter der Aristokratie weit mehr, als die Abhängigkeit von den Paragraphen einer modernen Staatsdienerpragmatik. — Die unmittelbare Theilnahme des Ritterstandes hatte den Gerichten, auch den kleinsten Dorfgerichten, eine sociale Würde gegeben, die später durch die gelehrte Würde der Rechtsdoctoren nicht ganz weiter bewahrt werden konnte. Namentlich auf dem Lande half der Adel in einer noch so rohen Zeit den Respect vor der Rechtspflege gründen. So ward diese, mitunter wohl sehr bescheidene Berufsthätigkeit zum Segen für beide Theile.

Die Gränzlinien des adeligen Standes waren im Mittelalter gewiß scharf genug gezogen. Und dennoch gingen Seitensprößlinge der adeligen Hauptstämme, um die Untheilbarkeit des Stammgutes zu wahren, viel häufiger vom hohen zum niederen Adel, von diesem zum Bürger- und Bauernstande über, als heutzutage. Dadurch wurde nicht nur die Aristokratie in sich fest und stark erhalten, sondern auch die Wechselbeziehung zum freien Bürgerstand erschien vermittelter und inniger wie in unsern Zeiten. Wenn wir so häufig altadelige Namen zugleich als bürgerliche wiederfinden, so rühren sie gewiß sehr häufig von Seitensprößlingen des gleichnamigen Geschlechtes her, die in früheren Jahrhunderten, weil ihnen der aristokratische Besitz, diese Vorbedingung der Selbständigkeit, fehlte, vernünftigerweise auch den aristokratischen Stand aufgegeben haben.

Auch den Privilegien des mittelalterlichen Adels läßt sich eine sociale Seite abgewinnen. Eines seiner kostbarsten Vorrechte bestand in dem uralten Rechtscanon: „Ein Unedler mag nicht weisen über einen Edelmann.“ — „Kein Schultheiß, der nicht edel ist, mag einen edlen Mann bannen, noch gegen ihn Wahrheit sagen,“ heißt es erläuternd in einer Urkunde aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Daran reihete sich das nicht minder gewichtige Vorrecht, daß der Edelmann nativi juris war,

daß der Adelige in dem Lande wo er saß, seinen Richter fand und nicht vor ein fremdes Gericht berufen werden konnte.

Betrachten wir diese Privilegien mit modernem Auge, so erscheinen sie uns als eine gehässige Uebervortheilung des ganzen nichtaristokratischen Theiles der Gesellschaft. Denn der Edle, der von dem Unedlen nicht gerichtet werden konnte, richtete ja doch gegentheils über den Unedlen. Der Satz, daß nur der Gleiche vom Gleichen gerichtet werden könne, kommt also bloß dem einen Theil zu gute. Im Lichte der alten Zeit angeschaut, nimmt sich aber doch die Sache ganz anders aus. — Die Aristokratie repräsentirte die Gesellschaft. Indem sie die oben bezeichneten Rechtsgrundsätze vorläufig für sich allein — als Privilegium der Gesellschaft — in Anspruch nahm, that sie nichts geringeres, als daß sie im mittelalterlichen Styl gewichtige Bruchstücke der „allgemeinen Menschenrechte" proclamirte. Sowie der Adel politische Privilegien für sich als sociale Rechte heischte, gab er dem Bürgerthum, dem Bauernthum, ohne es selber zu ahnen, die Anwartschaft auf die gleichen Privilegien, sobald diese Stände ihren damaligen socialen Bildungsproceß vollendet haben, sobald sie als selbständig geschlossene Glieder eingetreten seyn würden in den immer mehr sich erweiternden Ring der Gesellschaft. Der Adel hatte die uralte Priesterschaft beerbt, Bürger und Bauern beerben den Adel, die Proletarier das Bürgerthum. Die ganze Summe der Rechte, in welchen nachgehends auch die Macht des freien Bürgers wurzelte, die wir heute noch als die wahren Grundmauern unseres Rechtsstaates ansehen, war vorgebildet und als ein kostbares Kleinod bewahrt in den Privilegien der alten Aristokratie. Und weit entfernt, daß der mittelalterliche Adel durch den Besitz dieser Privilegien ein Unterdrücker der Civilisation geworden wäre, mußte er gerade durch dieselben die Leuchte der Civilisation in trüber, stürmischer Zeit bewahren.

Das Verhältniß der Ordensmeister zu ihren Capiteln nimmt

ſich nicht ſelten wie die flüchtig entworfene Farbenſkizze für das ausgeführte Bild des modernen Ideales von conſtitutionellen Repräſentationsrechten und Miniſterverantwortlichkeit aus. Das Bürgerthum griff ſpäter die Keime gar vieler ſolcher freiſinniger Inſtitutionen auf, welche die frühere mittelalterliche Ariſtokratie zuerſt ans Licht gelockt hatte. Der Hochmeiſter des Deutſchen Ordens ſtand wie ein conſtitutionell verantwortlicher Miniſter dem Capitel gegenüber, controlirt und beſchränkt durch dasſelbe. Was es nicht bloß mit dem Rathen, ſondern auch mit dem Thaten dieſer controlirenden ritterlichen Verſammlung auf ſich habe, das erfuhr gerade ein ſehr kräftiger Hochmeiſter, ein Mann der „rettenden That", Heinrich Reuß von Plauen. Die gegen ihn erhobene „Miniſteranklage" ging im Generalcapitel durch, und der Hochmeiſter ward in ewiges unterirdiſches Gefängniß geſtürzt. Ein ſolcher Miniſterſturz ſchmeckt wenigſtens nicht nach „Scheinconſtitutionalismus."

Der altgermaniſche Gedanke des Schwurgerichtes iſt, da er bereits im Volksbewußtſeyn zu verbleichen begann, durch Jahrhunderte lebendig gehalten worden in den Privilegien der Ariſtokratie. Wenn dieſelbe damals im kleinen Kreiſe die ſociale Selbſtändigkeit, das Recht der Zugbrücke für die ganze Geſellſchaft vorbildete, ſo iſt ſie auch die hiſtoriſche Vermittlerin der daran geknüpften Rechte und Freiheiten geweſen.

Als den Bauern im ſechzehnten Jahrhundert der Gedanke aufblitzte, daß auch ſie zur Geſellſchaft gehörten, da wollten ſie auch den Mitgenuß an dieſen Rechten ſich nehmen, die bis dahin nur der Ariſtokratie und ſpäter dem Bürgerthum, als dem Complex der mittelalterlichen Geſellſchaft, eigen geweſen waren. Der Gedanke hatte an ſich Berechtigung, er war von dieſer Seite weder ſocialiſtiſch noch communiſtiſch, aber die Ausführung war verkehrt. Die aufſtändiſchen Bauern wollten die Geſellſchaft nicht zerſtören, wie die modernen Proletarier, ſie wollten nur eintreten in die Geſellſchaft. Mit Aufruhr und Gewaltthat die Pforten

zu öffnen mißlang ihnen, aber auf dem Wege der friedlichen Entwicklung hat sich ihnen nachgehends die Pforte von selber aufgethan. Diese Erfahrung möge die Revolutionslust unseres heutigen vierten Standes sich zu Herzen nehmen.

Die Wohnung des Edelmannes war ein Heiligthum, eine Freistatt, woraus weder der Besitzer noch seine Angehörigen mittelst Eindringen gewaltsam herausgeschleppt werden durften. Wenn unsere modernen Gesetzgebungen nicht dulden, daß der Polizeidiener ohne weiteres den Frieden des Privathauses brechen, wenn er ohne richterlichen Befehl Verhaftungen nicht vornehmen darf, so besagt dieß nichts anders, als daß der Burgfrieden zu dem allgemeinen Frieden des Hauses erweitert werden soll, wie sich die Burg als socialer Begriff erweitert hat zu Stadt und Dorf. Es gibt wenig liberale politische Grundsätze, die nicht altaristokratischen Ursprungs wären.

Wir finden aber auch noch eine andere Art von Privilegien der mittelalterlichen Aristokratie — freilich nur scheinbar Privilegien. Indem sich eine große Zahl der freien, der unabhängigen Gutsbesitzer auf eigene Faust und aus eigenen Mitteln dem Kriegsdienst gewidmet und auf die einträglicheren und bequemeren Erwerbsquellen ihrer bürgerlichen Genossen in den Städten verzichtet hatte, bildete sich erst im zwölften Jahrhundert die große Masse des niederen Adels heraus. Diese Kriegsmänner dienten der Landesvertheidigung, dem Staat, und stellten so von vornherein einen politischen Beruf des Adels neben den socialen. Dem Rechte und der Pflicht, das Vaterland zu schirmen, stand die Abgabenfreiheit zur Seite. Nicht in der Weise, als ob diese ein Sold für den Kriegsdienst gewesen wäre, sondern der Ritter leistete seine Abgaben thatsächlich dadurch, daß er Leib und Leben, und obendrein auf eigene Kosten, an die Vertheidigung des Vaterlandes setzte. Er genoß also in Wirklichkeit gar keine Abgabenfreiheit, er zahlte seine Steuern im buchstäblichsten Sinne in natura, nämlich in der Hingabe seiner eigenen Person.

Darum war es gar so keine schreiende Ungerechtigkeit, daß ein bis dahin mit Abgaben belastetes Gut sofort dadurch steuerfrei wurde, daß es in den Besitz eines solchen Kriegsmannes kam. Derselbe zahlte jetzt die Abgaben durch sein ritterliches Tagewerk. Erschien der ritterliche Dienstmann nicht bei dem „Landgeschrei" und „Wappenrufe", um sich in die Reihen der Streiter zu stellen, so konnte er darüber zu schwerer Strafe gezogen werden. Er war dann eben ein Steuerverweigerer im mittelalterlichen Style gewesen. Diese Art der Naturalleistung hörte aber von selber auf, als die besoldeten Milizen eingeführt wurden und das Kriegshandwerk durchaus nicht mehr das nothwendige Amt eines solchen Gutsbesitzers war. Nun erst trat die eigentliche Steuerfreiheit, das wirkliche Privilegium ein, wenn etwa diese Güter fort und fort von dem Beitrag zu den öffentlichen Lasten ausgenommen blieben. Die politischen Rechte des Adels haben vielfach länger bestanden, als seine politischen Pflichten, nicht zum Segen für den Stand.

Indem die Aristokratie des Mittelalters die glückliche Mitte hielt zwischen allzu fester und allzu lockerer Geschlossenheit des Standes, war sie mächtig und selbständig in ihrer Entfaltung. Der feine Tact für diese richtige Mitte ging bei dem Ausgang jener Periode allen Ständen verloren. Die Stände veräußerlichten sich, entarteten, sie brachen zusammen. Die Fluthen zweier Jahrhunderte sind über jene Trümmer hingegangen, es haben sich neue umfassendere Gruppen der Gesellschaft gebildet, die nur noch Analogien der alten Stände sind. Aber indem uns die Aufgabe geworden ist, eine moderne Aristokratie, ein modernes Bürger- und Bauernthum, einen vierten Stand neu zu organisiren und namentlich diesen socialen Gebilden in der Politik Rechnung zu tragen, finden wir kein praktischeres Vorbild im Kleinen als eben jene alten Stände des Mittelalters.

Wir haben nur vereinzelte Züge aus dem Leben der alten Aristokratie vorgeführt, aber schon an diesem lücken-

haften Bilde zeigt sich's klar genug, wie der Gedanke, die Gesellschaft als solche in allen ihren Mächten im verjüngten Maßstabe zu repräsentiren, der eigenste Beruf dieser Aristokratie war. Diese Thatsache ist der sociale Adelsbrief für die moderne Aristokratie. Ihr Beruf, das ganze Gesellschaftsleben als ein ständisch frei gegliedertes, nicht als ein kastenmäßig mechanisch abgesperrtes zu erfassen, zu fördern und zu schirmen, findet darin seine historische Weihe. Alle Reform an der modernen Aristokratie wird auf diesen Grundgedanken zurücklaufen müssen.

Es ist höchst bedeutsam und recht ein historisches Wahrzeichen, daß Luther, dieser großartigste Vertreter der geistigen Thatkraft des deutschen Bürgerthumes, seine zumeist entscheidende Streitschrift, in welcher zuerst der Gedanke einer nationalen deutschen Kirche offen verkündigt war, „an den christlichen Adel deutscher Nation" überschrieben hat. Dieß geschah gerade in dem großen weltgeschichtlichen Wendepunkt, wo die sociale Bedeutung des mittelalterlichen Adels zusammenbrach, wo durch diese religiösen Kämpfe das Bürgerthum als eine sociale Macht im Geistesleben der Nation auftrat, wie nie zuvor. Und ein deutscher Edelmann, Ulrich von Hutten, hingerissen durch die gewaltige kirchliche Bewegung im Schooße des Bürgerthums, erkannte sofort das Entscheidende des Momentes, schleuderte seine wilden Büchlein in die Welt und zog als ein Prediger von Burg zu Burg, um die Ritterschaft an ihre Standespflichten, oder modern gesprochen, an ihren socialen Beruf zu erinnern. Darin erprobt sich Huttens genialer Scharfblick, daß er sofort erkannte, welch ungeheures Gewicht eben damals die sociale Erstarkung der Aristokratie in die Wagschale geworfen haben würde. Unsere Demokratie feiert diesen Ritter jetzt als einen großen Volksmann. Wohl; er war es. Aber man möge doch nicht vergessen, daß Hutten in seinen Zuschriften an Karl V und dessen Bruder Ferdinand diese Herren aufs nachdrücklichste

aufgefordert hat, dem Adel wieder zu ſeiner corporativen Selbſtändigkeit gegenüber den Landesherren zu verhelfen, daß er durch die Reform des Ritterthumes den Grund legen wollte zur Reform des geſammten deutſchen Volksthumes. Aber die damalige Ariſtokratie in ihrer Mehrzahl hat Hutten ſo wenig verſtanden als ihn die moderne Demokratie verſteht.

Drittes Capitel.

Der Verfall der mittelalterlichen Ariſtokratie.

Mit dem ſechzehnten Jahrhundert geräth das Gebilde des mittelalterlichen Adels in eine von innen heraus drängende Bewegung, die zuletzt den ganzen Organismus zu zerſprengen droht. Unſcheinbar in ihren erſten Anzeichen, gewaltig in ihren Folgen. Wir ſehen Verſchwörungen und blutige Fehden des niederen Adels gegen den hohen, Bündniſſe des hohen Adels gegen Kaiſer und Reich. Der Landesadel ſtrebt zum Reichsadel aufzuſteigen, „die Ritterſchaft will eigenherriſch ſeyn", der beſchränkt privilegirte Edle will ein Reichsfreier werden, das Inſtitut der ritterlichen Dienſtmannſchaft beginnt abzuſterben, aber auch die Fürſten ſammeln ihre Macht, mit den neu erfundenen Kanonen wird als mit dem „letzten Wort der Könige" gegen die Burgen einer auf ihre alte oder neue Selbſtändigkeit ſich ſteifenden Vaſallenſchaft ſehr vernehmlich argumentirt. In einzelnen großen Heldengeſtalten geht der Freiheitsdrang des mittelalterlichen Adels tragiſch unter.

Es waren das mehr als bloße politiſche Fehden: es war eine ſociale Revolution, die im Schooße der Ariſtokratie ausgebrochen. Die Fürſten merkten ſolches wohl. In der Wahlcapitulation Karl's V werden die Bündniſſe der Reichsritterſchaft

auf gleiche Stufe der Staatsgefährlichkeit gestellt mit den Geheimbünden der unzufriedenen Bauern. Der Geist der gesellschaftlichen Centralisirung, der Vereinfachung der alten Mannichfaltigkeit des ständischen Lebens, der von da an alle Stände ergriff und durch drei Jahrhunderte gefangen hielt, gährte solchergestalt zuerst auf bei dem Adel. Die tausend kleinen Gruppen der Aristokratie zogen sich in diesem Krampf der socialen Revolution zusammen zu größeren Gebilden. Die Fürsten, deren sociale Stellung bis dahin recht im Herzpunkte des Adels gewesen, stellten sich demselben jetzt als etwas fremdes, außenstehendes gegenüber, mindestens als eine höchste Aristokratie über der hohen Aristokratie. Sie hielten das Ziel der Souveränetät fest im Auge, diese aber konnte nur durch die Centralisirung des kleineren Adels durchgeführt werden. Aber auch ein großer Theil des hohen Adels rang sich jetzt mit den Landesherren zu einer halbfürstlichen Stellung empor, zu einem, wenn auch noch so kleinen Bruchtheil von Souveränetät. Die reiche, breit entfaltete Adelsgliederung des Mittelalters ballte sich zusammen in zwei große Massen, in eine reichsunmittelbare halbsouveräne Aristokratie, die später in den Hoch- und Domstiftern und den geistlichen Kurfürsten und Reichsfürsten ihre Spitze fand, und in den großen Complex des Hofadels, des niederen Landadels, des bloßen Titularadels ꝛc. Die Unterscheidungen, welche diese zwei Hauptgruppen durchkreuzten, hatten eine mehr politische als sociale Wichtigkeit. Der so kunstvoll gefügte, so fein durchgearbeitete corporative Bau der alten Aristokratie war verändert. Das Patriciat der großen Reichsstädte, welches als eine so originelle Bildung in dem Gesammtverbande der Aristokratie sich entwickelt und Ursache genug hatte, mit Stolz seinen besondern Charakter festzuhalten, suchte allmählich seine Ehre darin, einem farblosen allgemeinen Adelsbegriff seine historischen Besonderheiten zu opfern. Viele dagegen vom ritterbürtigen Adel sahen, bevor diese Metamorphose des Patriciates eingetreten war, mit sträflichem Hochmuth auf dasselbe herab. Sie erklärten das Patriciat

wohl gar der Gemeinschaft mit dem ritterbürtigen Adel nicht mehr für fähig, weil es den Zünften Antheil an der städtischen Regierung gewährt hatte! So schwer begann jetzt bereits ein Theil der Aristokratie die Bedeutung des Bürgerthums wie der Glieder seiner eigenen Corporation zu verkennen.

Scheinbar und äußerlich gewann die Aristokratie eine weit glänzendere Stellung, in der That aber hatte sie sich selber um das beste Theil ihrer alten Bedeutsamkeit betrogen. Der nicht fürstliche Theil des Adels hatte seinen besondern politischen Beruf aufgegeben. Gegenüber dem zur Vertheidigung des Vaterlandes durch die Geburt berechtigten und verpflichteten Ritter stand jetzt der Edelmann, der sich um ein Officierspatent bewerben mußte; gegenüber dem erblich und auf ewig dem Fürsten verpflichteten, darum aber auch zu der großen socialen Familie desselben gehörigen Dienstmann stand der ganz auf die Persönlichkeit seines Souveräns angewiesene Kammerherr, dem nur der Zufall eine politische Mission an die Hand gab.

Die Privilegien des Adels in Sachen der Landesvertretung waren oft scheinbar und dem Wortlaute nach größer geworden, in der That und Wahrheit aber kümmerten sich die meisten Fürsten blutwenig mehr um ein ritterschaftliches Votum. Die Macht der adeligen Vertreter war gebrochen, weil ihre Stütze in der alten Gemeinsamkeit mit den bürgerlichen Landräthen längst morsch geworden war. Mit der socialen Selbständigkeit war auch der stolze politische Unabhängigkeitssinn bei vielen Adeligen erloschen, sie verzichteten von selber auf eine Opposition gegen den fürstlichen Willen. Wo nicht, so wußte die neue Machtvollkommenheit der Fürsten schon ein Wort mit ihnen zu reden. Der große Kurfürst von Brandenburg ließ den Führer der Adelsopposition bei den Cleve'schen Ständen, Baron von Wylich, kurzweg nach Spandau führen, dieser gerade für das vorliegende Capitel classischen Veste, in welcher so manche durch die Allmacht des Hofes gestürzte aristokratische Größe Herberge gefunden hat. Den Obristen von Kalkstein, der sich's hatte beikommen lassen, „starke Sachen"

gegen den Kurfürsten zu äußern, ließ er enthaupten, den Vorsitzer des Schöppenstuhles zu Königsberg in ewiges Gefängniß stecken. Wäre ein Fürst des Mittelalters in solcher Weise verfahren, so würde das ganze Land — und nicht bloß die unmittelbar betroffene Adelsgenossenschaft — wider ihn aufgestanden seyn. Aber die Kluft zwischen dem Bürgerthume, ja zwischen den Bauern und dem Adel, hatte sich in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts schon so weit geöffnet, daß der Kurfürst vielmehr durch solche Gewaltthat Popularität gewann. Die märkischen Bauern schrieben damals auf ihre Fahne:

„Wir sind Bauern von geringem Gut
Und dienen unserm gnädigsten Kurfürsten mit unserm Blut."

Dieser merkwürdige Spruch verkündet eine ganz neue Erscheinung. Die adeligen Grundherren hatten in jener Gegend aufgehört das natürliche Patronat über die Bauern zu üben, sie waren nicht mehr das nothwendige Mittelglied zwischen dem Bauern und dem Fürsten, dem Bauern und dem Staat, und der Bauer richtet sich jetzt unmittelbar an seinen „gnädigen Kurfürsten", und wenn auch sein Spruchvers darüber in allen Gliedmaßen krumm und bucklig werden sollte.

Preußen ist diejenige deutsche Macht, welche die moderne Erscheinung der politischen Centralisation durch zwei Jahrhunderte am entschiedensten vertreten und damit, ohne es zu wollen und zu ahnen, der jetzt in so dämonischer Gestalt aufsteigenden socialen Centralisation die Wege geebnet hat. Schon vor der Reformationszeit brach der erste Kurfürst aus der hohenzollern'schen Dynastie die Burgen der Herren von Rochow, von Putlitz, von Quitzow ꝛc. Mit Recht stellt Eduard Vehse in seiner „Geschichte des preußischen Hofes und Adels" den Satz oben hin: „Der Anfang der hohenzollern'schen Herrschaft in Brandenburg war die Beugung des Adelsregiments." Schon in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts wurde von den Brandenburgern der Adel zu den Staatslasten beigezogen. England, welches trotz seiner innern Umwälzungen lange nicht so gewaltsam social und politisch

centralisirt hat wie Preußen; wurde groß durch seine Aristokratie im Verein mit seinem Bürgerthum. Seine politische Bedeutung ruht auf socialer Basis. Preußen wurde groß durch die Persönlichkeit seiner Fürsten, durch sein Heer und durch seine Diplomatie. Es brach die gesellschaftlichen Mächte, indem es die Kategorie des Staates überall dem socialen Leben überordnete. Man nannte das einen „intelligenten Absolutismus", und der modern-büreaukratische Staat ist aus demselben hervorgewachsen. Und die Communisten und Socialisten mußten kommen, damit die Büreaukratie sich halbwegs wieder entsinne, daß es beiläufig auch „gesellschaftliche Mächte" in der Welt gebe. Die Geschichte des preußischen Adels seit dem siebenzehnten Jahrhundert fällt zusammen mit der Geschichte des preußischen Hofes. Aber, wie gesagt, nicht bloß die genossenschaftliche Selbständigkeit der Aristokratie, sondern folgerecht der ständische Geist überhaupt ist in Preußen gebrochen worden durch die auf das Heer und die Diplomaten gestützte Autonomie bedeutender fürstlicher Charaktere. Der Vollzug dieser weltgeschichtlichen Sendung Preußens, welches die Gesellschaft in dem Staate aufgehen ließ, während im Mittelalter der Staat in der Gesellschaft aufgegangen war, hat uns befreit von der Verknöcherung, worin zuletzt das mittelalterliche Ständeleben stecken geblieben ist. Das deutet der „deutsche Theolog", der in seinem prächtigen Buche vom „deutschen Protestantismus" auch so viel gute politische Winke gibt, treffend an, indem er sagt: „Der alte Fritz lebt in ganz Deutschland in begeisterter Volkserinnerung nicht ungeachtet, sondern wegen des in seiner Hand ruhenden Krückenstocks, denn mit diesem Krückenstock schlug er die Philister!" Aber mit dieser bloß verneinenden That ist es doch noch nicht gethan. Die Reste einer ständischen Volksvertretung, welche sich bis auf unsere Zeit in Preußen kümmerlich fortgeschleppt haben, waren in sich mark- und haltlos. Die Stütze einer kräftigen Aristokratie, eines ständisch selbständig entwickelten Volkslebens ist jetzt für das preußische Königthum unentbehrlich geworden. Der Krückenstock des alten

Fritz reicht nicht mehr aus. Dem Andringen der socialen Revolution, die gewaltiger ist als die politische, kann nur gewehrt werden durch die sociale Reformation, durch die neue Organisirung der ständischen Gliederung. Preußen sucht jetzt nach einer Pairie, nachdem eine ganze Reihe staatskluger und vom nächsten Erfolge gerechtfertigter Fürsten nichts klügeres zu thun gewußt, als den Stoff zu dieser Pairie wegzuräumen. So spottet die Geschichte der politischen Weisheit, und der Erfolg in der Nähe ist oft nichts weiter als in die Ferne geschobenes Mißlingen.

Der politische Beruf der Aristokratie war früher auf die ganze Genossenschaft vertheilt gewesen; jetzt hatte sich die aus derselben hervorgegangene Unzahl der kleinen Halb-Souveränetäten ein Uebermaß politischer Befugnisse zugelegt, und der andere Theil war leer ausgegangen. Das rächte sich. Im südlichen Deutschland konnte die Reichsunmittelbarkeit dauernd auf so viele Häupter nicht ausgedehnt bleiben, mit dem Anbruch der neuen Zeit folgten die Mediatisirungen naturnothwendig, und somit war also auch der hohe Adel mit Ausnahme der wenigen übrig bleibenden Souveränetäten seines unmittelbaren politischen Berufes verlustig geworden. Die Centralisirung der politischen Rechte des Adels hat die Vernichtung dieser Rechte größtentheils herbeigeführt. Gleichwie aus den mittelalterlichen Adelszuständen auf fast allen Punkten zu lernen ist, wie die Aristokratie am lebenskräftigsten neu zu organisiren wäre, so tritt uns bei den Zuständen des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts das negative Exempel nicht minder beharrlich entgegen, wie der Adel nicht organisirt werden soll.

Folgerechter ist die Vernichtung der mittelalterlichen Aristokratie nirgends durchgeführt worden als in Frankreich. Ludwig XIII, Richelieu und Ludwig XIV wußten die Aristokratie so gründlich zu centralisiren, daß ihr ganzer politischer und socialer Beruf zuletzt in einem einzigen Manne gesammelt erschien, in der Person des Königs. Wäre dem letztgenannten Herrscher der moderne Begriff der Gesellschaft geläufig gewesen, er hätte

nicht bloß ſagen mögen: der Staat bin ich, ſondern auch: die Geſellſchaft bin ich.

Darum erſcheint uns aber die gänzliche Verkennung der eigenen Bedeutung und Macht, in welcher der deutſche Adel während des goldenen Zeitalters der franzöſiſchen Abſolutie großentheils befangen war, nirgends in grellerem Lichte, als wenn wir ſehen, wie er ſich damals in allen Stücken den franzöſiſchen Hofadel zum Muſter nahm. Am Hofe jenes Ludwig konnte man höchſtens lernen, was und wie die Ariſtokratie nicht ſeyn ſoll. Waren doch ſelbſt unſere Pagerien, welche die alten „höfiſchen Sittenſchulen" verdrängt hatten, leider nach franzöſiſchem Muſter zugeſchnitten. Wie zu einer Hochſchule ariſtokratiſcher Sitte ſtrömte die Jugend des deutſchen Adels nach Paris. Dieſe ſogenannte „Cavalierstour" mußte vorweg jeden Gedanken an den höheren Beruf der Ariſtokratie in dem jugendlichen Gemüth erſticken. Und wenn die ſchlechte Schule trotzdem nicht überall durchgriff, ſo bezeugt das eben, wie unverwüſtlich die Nachwirkungen der edlen mittelalterlichen Selbſtändigkeit in dem ganzen Stande noch geraume Zeit geblieben ſind.

Ein gewiß unparteiiſches und eben darum in deſto brennenderen Farben leuchtendes Bild jener höfiſchen Sittenſchule an der Seine entwirft die damalige Herzogin von Orleans, Schwägerin Ludwigs XIV, eine geborene Pfalzgräfin, in Briefen an ihre Schweſtern in Deutſchland. Es heißt darin unter anderem: „Die Leute von Qualität ſind in dieſem Lande viel ärger debauchirt als die gemeinen Leute. Die Franzoſen halten ſich's vor eine rechte Ehre, debauchirt zu ſeyn, und wer ſich piquiren wollte, ſeine Frau allein zu lieben, würde für einen Sot passiren und würde von jedermann verſpottet und verachtet werden; ſo iſt's hier beſchaffen. Muß nur noch ſagen, daß man ſich hier vor eine Ehre hält, keine Verwandte zu lieben. Die es thun, ſagt man, ſeyen bürgerlich". Während das hiſtoriſche Bewußtſeyn der Familie gerade den Kerngedanken des Adels bildet, während die ungeheure ſociale Bedeutung des Familienlebens

ihr Symbol in dem Inſtitut des Geburtsadels gefunden hat, während die Ehrenfeſtigkeit und Reinheit des Familienlebens im Mittelalter als der höchſte Glanz und Stolz der Ariſtokratie erſchienen war, galt die Zucht des Familienlebens dem franzöſiſchen Hofadel jetzt für „bürgerlich!“ Dieſer einzige Umſtand beweist ſchon, daß er geradezu ſich ſelbſt verloren hatte, daß es eine ächte, ſocial berechtigte Ariſtokratie in Frankreich nicht mehr gab, oder, wo das Fragment einer ſolchen ſich noch lebendig erhalten, im eigenen Lande wie im Exil lebte. Es liegt nach zwei Seiten für jene Zeit eine tiefe Wahrheit in der Bemerkung, daß für „bürgerlich“ gelte ſeine Verwandten zu lieben. Denn gerade in dieſen frivolen Tagen, wo auch die „freier“ gebildeten, d. h. von dem alten ehrenfeſten Bürgerthum bereits emancipirten Glieder des Bürgerſtandes mit der Pariſer Ariſtokratie in einer auf der Familienloſigkeit ruhenden Sittenverderbniß wetteiferten, hielt der gemeine Mann, der geringere, bildungsarme Bürger und der Bauer das alte deutſche Familienleben um ſo ſtrenger feſt, und ſorgte ſolchergeſtalt dafür daß die Zucht des Familienlebens und der ernſte Sinn für dieſelbe ſpäteren Zeiten nicht verloren ging, daß ſich ſpäterhin die höheren Stände an derſelben wieder kräftigen und ermannen konnten.

Der franzöſiſche Hofadel bezeichnete ſich ſelber freilich auch jetzt als die „Geſellſchaft“ an ſich, er wollte ebenſo gut den Mikrokosmus der Geſellſchaft darſtellen wie die deutſche Ariſtokratie im Mittelalter. Aber unter dem geſellſchaftlichen Leben verſtand er eben nur eine fein abgeglättete Müßiggängerei, die Spiel-, Tanz- und Zechgeſellſchaft, nicht die Geſellſchaft, welche ſich's im Schweiße ihres Angeſichtes ſauer werden läßt ein großes Bruchſtück aus dem Geſammtberuf des Menſchendaſeyns menſchenwürdig zu erfüllen.

Der deutſche Landadel, der auf ſeinen Gütern ſitzend der alten Sitte treu blieb, war zu ſelbiger Zeit ein höchſt beliebtes Ziel wohlfeilen Spottes. Niemals ſind die „Krautjunker“ ſo con-

ſequent als komiſche Figuren behandelt worden, wie in den Tagen, wo ſie zumeiſt die Ehre der deutſchen Ariſtokratie retteten. Der Sinn für das unſchätzbare Gut der feſten Seßhaftigkeit auf eigenem Grund und Boden war dieſer ganzen Periode faſt verloren gegangen. Viele adelige Güter ſind damals ohne Noth zerſplittert und verkauft worden zum großen Nachtheil der Nachkommen. Erſt gegen die neuere Zeit hin, als überhaupt dem Adel wieder mehr und mehr ein Licht aufzugehen begann über ſeinen wahren Beruf und ſeine wahren Standesintereſſen, wurde auch der Werth des großen Grundbeſitzes für die Conſolidirung des ganzen Standes und für den Staat wieder einmüthiger erkannt. Man kann wohl ſagen, das Gewicht, welches die Ariſtokratie ſelber jeweilig auf den Grundbeſitz, auf die Bedeutung des Landadels gelegt, ſey allezeit ein wahrer Barometer geweſen, daran man ihre Blüthe und Kraftentfaltung meſſen konnte.

Der Landadel blieb im ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert particulariſtiſch, aber in ſeinem Particularismus war er national, ganz wie die Bauern; der deutſche Hofadel hingegen war dazumal mehrentheils verwälſcht und kosmopolitiſch. Während unſere mittelalterliche Ariſtokratie eine Wächterin des Deutſchthums geweſen iſt, führte der Hofadel jener in Rede ſtehenden traurigen Periode vielfach fremdländiſches Weſen ein. — Die franzöſiſche Sprache ward die Sprache der höheren Stände. Wer zur „Geſellſchaft" zählen wollte, mußte ihrer mächtig ſeyn. Das pflanzte ſich dann im zweiten und dritten Menſchenalter auch auf den höheren Bürgerſtand fort.

In dem Landadel allein hat ſich noch ſo etwas von einer „Charakterfigur" des deutſchen Barons erhalten. Die Ariſtokratie der Stadt und des Hofes hat die Eigenthümlichkeiten der äußeren Standesſitte ſo ziemlich aufgehen laſſen in dem allgemeinen Typus der gebildeten feinen Geſellſchaft. Gerade der feinſte Ton duldet am wenigſten Originale der äußeren Sitte. Bei den Bauern iſt der ganze Stand ein ſolches Original; bei dem Adel nur noch ein ganz kleiner Reſt. In

den unteren Schichten der Gesellschaft, wo noch die meiste ursprüngliche Natur ist, herrscht noch das derb Charakteristische der äußeren Sitte vor; je höher wir hinaufsteigen, desto mehr erscheint dieselbe ausgeglichen und abgeschliffen. Dieß beweist, daß der sociale Lebensnerv hier weit stumpfer geworden ist. Die Energie des gesellschaftlichen Lebens hat sich hier viel mehr aufgerieben und verbraucht. Durch die Wechselbeziehung des Adels, als Gutsbesitzer, zum Bauernstande kann und soll er in diesem Betracht neue Kraft in sich aufnehmen. Man sagt, in England blühe der Landbau theilweise auch deßwegen so üppig, weil es die aristokratische Sitte dort mit sich bringt, daß der Grundherr einen großen Theil des Jahres auf seinem Gute sitzt und mit seiner höheren Bildung, mit seinem Unternehmungsgeist die grob materielle Arbeit des Pächters in höhere Bahnen leiten hilft. Allein der Adel selber gewinnt bei dieser unschätzbaren Sitte mindestens ebensoviel als die Landwirthschaft. Darum existirt in England noch weit mehr eine eigentliche Charakterfigur des Aristokraten als in Deutschland und vollends in Frankreich.

Das Ritterthum des Mittelalters hatte seine strengen Satzungen der äußeren aristokratischen Sitte. Die formelle Ausspitzung des Begriffes der Ehre verklärte einigermaßen die natürliche Rohheit des Fehdelebens. Die alte Ritterstitte schwächt sich durch die Civilisation der späteren Jahrhunderte zu einem verallgemeinerten äußerlichen Decorum des Standes ab. Immerhin hat dieses Festhalten am äußeren Anstande, die Selbstgewißheit im Besitze des feineren Tones zu seyn, die Aristokratie zu einem Lehrmeister des Bürgerstandes gemacht, der im 17. u. 18. Jahrhundert auffallend plump und unbehülflich in der formellen Haltung des Einzelnen, im äußeren Benehmen zu werden drohte. So ist die jetzt so allgemeine Politur des gesellschaftlichen Verkehrs unstreitig großentheils den Einflüssen der Aristokratie gut zu schreiben. Aber was hier früher das Monopol des Adels war, ist jetzt das Gemeingut der gesammten gebildeten Welt geworden.

Manche ächt deutsch Unsitte erhebt sich auch aus dem Mittelalter zu dem Adel der nachfolgenden Jahrhunderte herauf, die dort in der Umgebung so vieler guter Sitten schon erträglich gewesen war. Allein jene guten Sitten wurden meist nicht mitgeerbt. Im Mittelalter hieß nobiliter bibere, zu deutsch adelig zechen, unverblümt so viel als sich volltrinken. Das hatte bei dem rauhen Waffenhandwerk der alten Degen allenfalls seinen guten Humor. Wenn aber im siebenzehnten Jahrhundert noch fürstliche Hofcavaliere sich was darauf zu gut thaten, an der herrschaftlichen Tafel die Maß Wein auf einen Zug ohne Athemholen hinunterzugießen, wenn ein kurbrandenburgischer Oberkämmerer sich berühmt, 18 Maß Wein bei einer Mahlzeit zu trinken, so nimmt sich das in der Umgebung ganz veränderter Sitten eher bestialisch als ritterlich aus. Und doch gehörte so etwas zu selbiger Zeit auch noch zum aristokratischen Ton. Nicht als ob wir glaubten, die ganze Aristokratie habe eine so glatte Gurgel gehabt. Nicht als ob wir überhaupt der Ansicht wären, alle diese schlimmen Seiten, welche wir hier in ihrer ganzen Schroffheit neben einander stellen, seyen überall das charakeristische Merkmal eines Aristokraten des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gewesen. Es gilt uns nur, die schlimmen Folgen, welche für die Aristokratie aus der Zerbrechung ihrer alten Standesformen erwachsen sind, hier zu einem recht kräftigen Schattenbilde zu vereinigen, wie wir die Vorzüge der mittelalterlichen Aristokratie zu einem recht derben Lichtbilde ausgemalt haben. Ich schreibe keine Geschichte des Adels. Nur die Wirkungen der verschiedenen Entwicklungsstufen der Aristokratie sollen — hell und dunkel — gegen einander gestellt und daraus für die Gegenwart ein Resultat gezogen werden, wo und wie man für die Reform dieses Standes die Hebel anzusetzen habe.

Die Verflachung und Entartung des socialen Lebens traf in dem Zeitraum, von welchem wir reden, die ganze gebildete Gesellschaft. Nur der von der Cultur ganz unbeleckte gemeine Mann vegetirte in seiner ungebrochenen Natürlichkeit fort. Aber

gerade weil die Aristokratie das Bild der Gesellschaft im Kleinen aufzustellen berufen ist, wurde sie um so empfindlicher und tiefer berührt von der krankhaften Erschütterung, die als natürliche Reaction gegen das am Ausgange des Mittelalters versteifte und verknöcherte Corporationswesen alle Stände durchzuckte. Die Aristokratie ist der sensibelste Theil der Gesellschaft. Alle socialen Bewegungen werden jederzeit am gewaltigsten und feindseligsten auf sie einstürmen, am frühesten an ihr selber wahrnehmbar werden. Darum zeigt sich's nirgends auffälliger als gerade bei der Aristokratie des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, wie tief damals alle sociale Lebensthätigkeit gesunken war.

Der einheitliche Beruf dieses Standes im Mittelalter, obgleich der Adel damals so vielgliederig gestaltet war, springt überall klar hervor, läßt sich ohne Mühe nachweisen, faßt sich von selber in allgemeine Begriffe. In den nächstfolgenden Jahrhunderten dagegen vergißt die Aristokratie förmlich ihren socialen Beruf, sie geräth ins Unklare über ihre eigene Aufgabe. Der Begriff des *Standes* blaßt wirklich auf eine Weile ab zu dem Begriff des *Ranges*. Schon die Veränderung der aristokratischen Titel zeigte dieß vielfach an. In den alten Titeln der provinziellen deutschen Fürsten lag ein bestimmter Beruf ausgesprochen. Die Bezeichnungen als Pfalzgrafen, Markgrafen, Herzöge, Kurfürsten ꝛc. deuteten auf ein bestimmtes Amt im Reiche. Gerade diese am meisten charakteristischen Titel kommen bei den neu entwickelten Landeshoheiten am frühesten ab, oder ihre alte Wortbedeutung wird wenigstens vergessen. Der Herzog unterschied sich etwa von dem Pfalzgrafen nicht mehr durch den Beruf, sondern nur noch durch den Rang. Ebenso drückten die alten Titel der Ritter, Dienstmannen, Vögte ꝛc. einen Beruf, ein Amt aus, während sich der neuere Freiherrntitel oder die einfache Adelsbezeichnung zu einem bloßen Rangzeichen innerhalb des aristokratischen Kreises zu verflüchtigen begann.

Entsprechend kommt das leere Ceremoniell im siebenzehnten

Jahrhundert oben auf. Der bedeutendste Staatsmann, der mächtigste Hofbeamte stürzt sich selber, wenn er das Ceremoniell verachtet. Fürsten und Herren ringen um den Vortritt, nicht etwa figürlich in der Vertretung der höchsten gesellschaftlichen Interessen, sondern buchstäblich und mit der Kraft des Armes um den Vortritt bei irgend einem festlichen Aufzug. Im siebenzehnten Jahrhundert hätte man in einem Lehrbuch der Diplomatie ein eigenes Capitel schreiben können über die Kunst, wie man den Repräsentanten einer fremden Macht von strittigem Range, falls er im feierlichen Aufzuge vor einem hergeht, mit List und Gewalt hinter sich schieben kann.

Die Fürsten selber, denen die Macht einer selbständigen Aristokratie im sechzehnten Jahrhundert freilich noch lästig genug gewesen ist, unterstützten nach Kräften diese destructive Auffassung, welche in dem Adel bloß den Rang erblickt. Ihre Nachfolger adelten demgemäß eine Menge von Personen, denen alle Qualität zum ächten Aristokraten abging. Ein preußischer Tranchirmeister wird beispielsweise in den Grafenstand erhoben, weil er sich, wie es im Diplom heißt, „mit seinem sehr künstlichen Tranchiren aller Orten beliebt gemacht.“ Kammerdiener werden geadelt. Und während der Eintritt in die Aristokratie durch leichtsinniges Vergeben solchen Titularadels zum großen Ruin des Standes unmäßig erleichtert wird, ist kaum ein Motiv mehr vorhanden, andererseits den Titel aufzugeben, auch wenn jede Voraussetzung des aristokratischen Berufs längst geschwunden ist. Denn einen Rang, der keinen besondern Beruf heischt, mag jeder geltend machen, so lang es ihm beliebt und andere ihn darin anerkennen wollen. Im Mittelalter war es umgekehrt. Der Eintritt in die Aristokratie war erschwert, der Austritt erleichtert, und in der That kann sich nur bei diesem Verhältniß der ganze Stand blühend erhalten. Die Vorurtheile des Bürgers gegen den Adel datiren fast sämmtlich aus der besprochenen Periode, namentlich das oberste und gefährlichste dieser Vorurtheile, daß der Adel gar keinen besondern gesellschaftlichen Beruf mehr habe, daß er einen

bloßen Rang bezeichne. Wenn die Väter saure Trauben essen, werden den Söhnen die Zähne stumpf. Die Urtheile des großen Publicums hinken meist nicht nur hinter den Thatsachen drein, sondern sie halten auch in der Regel Thatsachen noch fest, wenn dieselben bereits hinter uns liegen. So geht es auch mit der noch immer landläufigen Auffassung und Beurtheilung des Adels, die wesentlich auf Zustände des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts zurück datirt. Die Kanonen, mit welchen die Fürsten die Burgen des Adels zerstörten, sind keine so furchtbare Waffe der Zerstörung gegen diesen Stand gewesen als der Briefadel und der maßlose Gebrauch, der von demselben gemacht wurde. Es ist charakteristisch, daß es wiederum die Zeit Karls V war, in welcher der Briefadel zuerst in Schwung kam. In der unsinnigen Verschleuderung desselben wurde dem Vorurtheil, daß der Adel bloß einen Rang bezeichne, recht eigentlich der Stempel landesherrlicher Autorität aufgedrückt.

Indem wir dem unabhängigeren Adel des Mittelalters den Hofadel der späteren Jahrhunderte in seinen Schattenseiten gegenüberstellen, wollen wir damit keineswegs ausdrücken, als ob es an sich etwas unzulässiges, dem aristokratischen Berufe widersprechendes sey, daß der Adel Hof- oder Staatsdienste nehme. Auch im Mittelalter gab es einen sehr berechtigten Hofadel. Ja es ist an sich nichts natürlicher, als daß die Aristokratie des Landes durch den Glanz ihrer gesellschaftlichen Stellung den Glanz des Thrones mehren helfe. Nur soll sie sich nicht in ihrer socialen und vollends gar materiellen Existenz von dem Hof- und Staatsdienst abhängig machen. Und letzteres war vielfach und selbst bei den stolzesten Geschlechtern im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert eingerissen. Ein selbständiger Adel, der dem Throne nahe steht, ist eine Bürgschaft für die Freiheit und Selbständigkeit der gesammten Volksentwicklung. Wo dagegen irgendwann ein centralisirender und nivellirender Absolutismus durchgebrochen ist, da wurde auch fast immer der Adel zu der abhängigsten und unselbständigsten Stellung im Hof- und Staats-

dienſte zurückgetrieben. Die Blüthe des deutſchen Bürgerthumes im Mittelalter lief parallel mit der Selbſtändigkeit des Adels. Von der Entkräftung der Ariſtokratie nach der Reformation hat das Bürgerthum wenig Nutzen gehabt, es hat vielmehr ſelbſt am ſchwerſten mitleiden müſſen. In Rußland erliſcht der Erbadel ſofort, wenn je bis zur dritten Generation kein Glied der Familie in den Staatsdienſt getreten iſt. Der Begriff des Adels an ſich iſt hier gefeſſelt an den Begriff des kaiſerlichen Dienſtes. Dadurch iſt jede auch nur annähernde Selbſtändigkeit der Ariſtokratie zum Schaden des Landes unmöglich gemacht. Viel eher verträgt ſich noch eine corporative Selbſtändigkeit des Bauernſtandes mit der abſoluten Regierungsform, als das gleiche Zugeſtändniß an die Ariſtokratie. Auch dafür liefert Rußland den Beleg. Wäre die Oppoſition des Liberalismus gegen die Ariſtokratie eine rein politiſche, ſo wäre ſie widerſinnig, denn eine kräftige Ariſtokratie iſt zu allen Zeiten eine Stütze der politiſchen Freiheit geweſen. Um das einzuſehen, braucht man nur England mit ſeiner großartig entfalteten Pairie gegen Rußland mit ſeinem Adel zu halten, deſſen ganze Exiſtenz in dem Gedanken des fürſtlichen Dienſtes aufgeht, die deutſche Ariſtokratie des Mittelalters gegen die deutſche Ariſtokratie der Zopfzeit. Aber jene Oppoſition des Liberalismus iſt auch keine rein politiſche, ſie iſt vielmehr weſentlich eine ſociale.

Kein Stand hat ſolche gleichſam bis auf Mark und Bein eindringende ſociale Proceſſe durchgemacht, wie die deutſche Ariſtokratie. Die Uebergänge von der Ariſtokratie des früheren Mittelalters zu der des ſpätern, von dieſer wieder zu dem Adelsweſen der Rococozeit und von da endlich zu den neuen Anſätzen einer modernen Ariſtokratie ſind ſo gewaltſam, ſo durchgreifend geweſen, der Begriff der Ariſtokratie iſt ſcheinbar jedesmal ſo von Grund aus umgeſprungen, und trotz ſeiner unendlich verſchiedenen Erſcheinungsformen doch immer weſentlich derſelbe geblieben, daß hieraus recht klar die unverwüſtliche Zähigkeit des ariſtokratiſchen Princips in die Augen ſpringt. So weit unſer zerfahrenes modernes Bürgerthum auch abſtehen mag von

dem Bürgerthum des Mittelalters, ist es doch in der zwischen inne liegenden Periode lange nicht so gründlich umgewandelt worden, wie die gleichzeitige Aristokratie. Die Trümmer der alten Pracht in unsern großen Reichsstädten heimeln uns an durch den wahlverwandten Geist, der immer noch jene verblichene Handels- und Gewerbsgröße mit unserer modernen Industriegröße verbindet. Die gebrochenen Burgen des Ritterthums, einsam auf pfadlos verwachsenen Berghöhen gelagert, bergen im Gegensatz die Poesie des Räthsels für uns, und gerade das Fremdartige an diesen Stein gewordenen „Mährchen aus alten Zeiten" ist es, was als ein so wunderbarer Laut dichterischer Romantik in unserer Seele wiedertönt. Und doch liegt für den geschichtlichen Forscher das Fesselnde unserer vielverschlungenen Adelsgeschichte wieder darin, daß bei allen ihren schroffen Uebergängen durchweg ein historischer Faden bleibt, der diese lange Reihe von Gegensätzen zur geschlossenen Kette in einander fügt.

Wunderbar genug hat die Natur selber dieß angedeutet in dem wechselnden Auftreten und Abgehen der großen Adelsgeschlechter. Jeder Ring der Kette schließt sich ab, aber jeder greift auch ein in einen neuen Ring. Die ältesten Urgeschlechter des hohen Adels sind gegen das Ende des Mittelalters fast alle ausgestorben. Die aus den gewaltigen Umwandlungen der Aristokratie im Mittelalter hervorgegangenen Geschlechter treten mehrentheils in ihre Stelle; in der Erbschaft ihres Besitzthumes finden die alten darauf haftenden Pflichten und Rechte, oft auch der alte Name, einen neuen Herrn. Und wiederum ist von diesen aus dem Mittelalter hervorgewachsenen Geschlechtern eine auffallend starke Zahl wenigstens in den Hauptstämmen gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts erloschen. Aeußerst wenigen Familien war es vergönnt, durch alle diese großen Perioden im Urstamme kräftig fortzutreiben auf ihren Stammgütern, die Einheit auch in diesem Wandel symbolisirend. Wie der einzelne Mensch von hinnen geht, wenn er seine Sendung erfüllt hat, so tre-

ten auch die Geſchlechter und Familien ab, wenn das Maß ihres Wirkens voll iſt. Das ſtolzeſte Haus, dem zahlreiche Sprößlinge noch eine vielhundertjährige Dauer zu verheißen ſcheinen, erliſcht oft plötzlich. Es iſt, als ob ein Verhängniß ihm keinen längern Beſtand gönnen wolle als eben für die geſchichtliche Periode, für welche es berufen war. Das Alter des Menſchen zählt nach Jahren, das Alter der Geſchlechter nach Jahrhunderten, der Völker nach Jahrtauſenden, der Menſchheit vielleicht nach Hunderttauſenden. Und ſollte es darum, wo ein ehernes Geſetz der Natur und der Weltgeſchichte dieſes geheimnißvolle Maß, dieſe Schranken vorgezeichnet hat, ſo ganz kindiſch ſeyn, das hiſtoriſche Bewußtſeyn der Geſchlechter in einem beſonders berufenen Stande wach zu erhalten und in Familienüberlieferungen und Stammbäumen von dem geſchichtlichen Berufe und dem Lebensalter der Geſchlechter ſich ſelber und andern Kunde zu bewahren?

Viertes Capitel.

Reſultate für die Gegenwart.

Die erſte franzöſiſche Revolution wollte den Adel vernichten. Sie vollführte aber das Gegentheil von dem was ſie gewollt. Sie brachte ihn nach dem Taumel des achtzehnten Jahrhunderts erſt wieder recht zum klaren Selbſtbewußtſeyn, und, was viel wichtiger noch, zur Selbſterkenntniß. Angeſichts des Kerkers, des Blutgerüſtes und der Verbannung mochte es wohl einleuchtend werden, daß die Stände, und die Ariſtokratie voran, nach einem tieferen Inhalt für ſich ſelber ſuchen müßten, als nach dem einer bloßen Rangordnung im Staatskalender. Die Revolution hatte den handgreiflichen Beweis geführt, daß die Ariſtokratie entweder ihren ſocialen Beruf wiedererkennen, daß ſie umbildend und organiſirend auf die ganze nivellirte Geſellſchaft einwirken, daß ſie an die Spitze einer neuen Gliederung derſelben treten oder — zu Grunde gehen müſſe.

Die im Schooße der Ariſtokratie ſelbſt ſolchergeſtalt wachgerufene Erkenntniß der Reformbedürftigkeit des ganzen Standes erſcheint uns ſo wichtig, daß wir in ihr geradezu das charakteriſtiſche Unterſcheidungsmerkmal der Ariſtokratie des 19. Jahrhunderts von jener des 18. finden. Es muß dabei zugleich angemerkt

werden, daß weder bei den Bürgern noch bei den Bauern der Gedanke, den Stand als ſolchen neu zu organiſiren, ſo früh und ſo lebendig erwacht iſt als bei dem Adel. Würde der Adel ſich ermannen, eine ſolche Reform an ſich ſelbſt auch praktiſch und folgerecht durchzuführen, ſo wären die anderen Stände in die zwingende Nothwendigkeit verſetzt, die ähnliche Reform auch in ſich zu vollziehen. In dieſem Betracht hat die Frage von der Reinigung und Läuterung der Ariſtokratie, von der Umwandlung des alten Adelſtandes in einen ächt modernen eine unermeßliche ſociale Tragweite. Hier ſtände dann der weltgeſchichtliche Beruf vor der Ariſtokratie, die neue Organiſation der modernen Geſellſchaft im engeren Kreiſe vorzubilden, wie ſie es weiland bei der Organiſation der mittelalterlichen Geſellſchaft gethan.

Bei der Ausführung ſcheiterten aber die Reformverſuche des Adels vielfältig daran, daß ſie im Aeußerlichen ſtecken blieben. Ich erinnere an die Zeit der Befreiungskriege. Die Gelegenheit war günſtig. Allein wie viele der beſten Kräfte des Adels gingen ſofort verloren in dem fruchtloſen Bemühen, mit dem Wiederauffriſchen ritterthümlicher Romantik dem Adel ein neues ideales Leben einzuhauchen, ehe noch der reale Boden für dasſelbe gegründet war! Es hat freilich etwas blendendes, denn es iſt einzig in ſeiner Art, daß bei der Ariſtokratie vor Zeiten einmal im Ritterthum die Standesſitte als ſolche zur unmittelbarſten Poeſie des Lebens verklärt erſchienen iſt. Wenn man ſich aber bemüht hat, vorerſt dieſes ideale Colorit dem modernen Adel wiederzugewinnen, noch ehe die dringendſten praktiſchen Reformen durchgeführt waren, ſo konnte dieß die letzteren ſelber nur in ein falſches Licht ſetzen und den ganzen Gedanken einer veredelten Erneuerung des Adels als das Erzeugniß einer krankhaften, überreizten Phantaſie erſcheinen laſſen. Derlei kokette Schwärmereien im Fouqué'ſchen Style haben der Sache des Adels in den Augen des nüchternen, mit gehörigem Mutterwitz begabten Bürgers außerordentlich geſchadet. Es kam wohl vor, daß ein

Freiherr, der doch sein Leben lang nur einen friedlichen Tuchrock getragen, sich im stahlblinkenden Helm und Harnisch zu seinen Ahnenbildern malen ließ, um den ritterlichen Geist in der Familie wieder aufzufrischen. Andere glaubten durch die Restauration erloschener Adelsvorrechte dem Stande seinen früheren Glanz wiedergeben zu können. Das war aber keine Frucht der Selbsterkenntniß, und um diesen Gedanken zu wecken, hätte es nicht die Lehre einer blutgetränkten Revolution bedurft.

Andererseits gestehen es selbst die Gegner des Adels zu, daß seit dem Anbruch der neuen Zeit von Jahrzehent zu Jahrzehent die Schaar trefflicher Männer im Schooße dieses Standes selber sich vergrößerte, welche das auf sociale Selbsterkenntniß gegründete Begehren der zeitgemäßen Veredelung des Adels obenan stellen, welche namentlich den Forderungen des modernen Staatsrechtes gegenüber die gepriesene Cardinaltugend der englischen Aristokratie — Mäßigung — auch für Deutschland erringen möchten, und statt der Auffrischung der Schattenseiten des mittelalterlichen Adelswesens lieber jene Lichtseite aufzufrischen trachten, welche die Aristokratie als den vermittelnden Stand, als den besten Freund und die natürliche Stütze eines freien Bürgerthumes erscheinen läßt. Zu diesem Bund frei gesinnter und darum doch ächt aristokratischer Männer zählen viele Namen, die unter den Besten der Nation genannt werden und überall im Vaterlande einen guten Klang haben.

Kein Adeliger ragte in diesem Sinne wohl größer über seine Zeitgenossen hervor als der Freiherr von Stein. Es ist uns immer als ein herrliches Wahrzeichen der angebahnten Versöhnung alten nichtsnutzigen Ständehasses erschienen, daß das tüchtige deutsche Bürgerthum und der edelste Kern der Aristokratie sich gleicherweise um den Ruhm streiten, die Ideen dieses großen Staatsmannes je für sich in Anspruch nehmen zu dürfen. Pertz sagt in seinem „Leben Stein's": „Er wollte Verbesserung, nicht Abschaffung des Adels; er hatte ein lebhaftes Gefühl für wirkliches Recht und insbesondere auch für die äußere Unab-

hängigkeit und die sittliche Haltung, welche bedeutendes Grundeigenthum und ein durch edeln Familiengeist verknüpftes verdienstvolles, durch Verbindungen einflußreiches Geschlecht gewähren kann. Nachdem Stein selbst die früheren Vorrechte des Adels auf größeres Grundeigenthum und den höheren Staatsdienst sowie des Adels Ausschluß von den Gewerben abgeschafft, und die freien nichtadeligen Grundbesitzer in die Ständeversammlungen aufgenommen hatte, war die bisherige staatsrechtliche Stellung des Adels als eines hochbevorrechteten Standes verschwunden, und er mußte auf seine alte Grundlage zurückgeführt werden, wenn er als Stand eine wahre Bedeutung erhalten sollte. Ein Verein von Geschlechtern, welche sich durch erblichen großen Landbesitz und Verdienst um den Staat auszeichnen, wird stets eine bedeutende und wohlthätige Stellung gegen die anderen Stände behaupten können. Daß Stein großes Landeigenthum für das Grunderforderniß des Adels hielt, hat er in Denkschriften und mündlich bestimmt erklärt. — — Eben so sicher ist es aus sonstigen Aeußerungen, daß er den Adel als eine Auszeichnung für Verdienst betrachtete, den Auszeichnungen Pflichten entsprechend hielt, und daß er nicht kastenmäßige Scheidung, sondern eine Verbindung der verschiedenen Stände für zweckmäßig erachtete."

Die Acten, welche Stein im Jahre 1807 über die Umbildung des Adels und eine dem preußischen Adel zu gebende neue Verfassung zusammenstellte, sind verloren gegangen. Stein's Biograph gibt uns aber die Hauptzüge seiner Reformationsgedanken: Der Adel gründet sich auf großen, die Unabhängigkeit gewährenden Grundbesitz und damit verbundenes Verdienst um den Staat. Adeliges Gut kann nicht unter ein bestimmtes Maß getheilt werden. Das Verdienst um den Staat kann sowohl das der Vorfahren als eigenes seyn. Das Verdienst der Vorfahren erhellt, wenn jemand einem Geschlechte des bisherigen Adels angehört. Das eigene Verdienst wird an einer höheren Stellung im Staatsdienste erkannt, welche dem Inhaber im regel-

mäßigen Laufe des Dienstes als gerechte Anerkennung seiner Leistungen zu Theil geworden, und deren Verwaltung ein gewisses höheres Ansehen gibt. Der Adel ist nach Verschiedenheit des Einkommens in verschiedene Classen abgestuft. Er vererbt mit dem unverminderten Landeigenthum; die Kinder, welche dessen entbehren, sowie alle zum Eintritt in den neuen Adel nicht geeigneten Mitglieder des bisherigen Adels behalten zwar die Adelsfähigkeit, können jedoch keine bevorzugte Stellung in Anspruch nehmen. Der Adel wird, als erster Stand, persönlich zu den Provinziallandtagen, und theils persönlich, theils durch Abgeordnete aus seiner Mitte zu den Reichsständen berufen.

Hierzu kommt noch, daß Stein auch die Errichtung von Standesgerichten beabsichtigte, welche unwürdige Genossen auszustoßen berechtigt seyn sollten.

Pertz bemerkt, der Satz, welcher das nicht nothwendige Vererben des Adels auf alle Kinder statuirt, würde die in der Ausführung größten Schwierigkeiten geboten haben. „Aber die Noth der Zeit", fügt er hinzu, „war so groß, daß man noch zu schwerern Opfern entschlossen gewesen wäre." Dem fügen wir hinzu: die Noth der Zeit ist für den deutschen Adel als socialen Körper heute noch eben so groß als damals für den preußischen, wo die Schlacht von Jena eben erst geschlagen worden war. Eine Satzung, welche den nachgeborenen Söhnen nicht den Adelstitel sondern nur die ruhende Befähigung für denselben zuspräche, ist seit Stein's Zeiten von Unzähligen als oberste Vorbedingung zur Reform des deutschen Adels erkannt worden, aber die praktischen Schritte zur Durchführung derselben hat man darum doch noch nirgends ins Werk zu setzen gewußt.

Ueberhaupt hat es die neuere Zeit an vereinzelten Versuchen, den Adel aus sich selber heraus zu regeneriren, durchaus nicht fehlen lassen. Aber an der Concentrirung, an durchgreifenden Maßregeln für den gesammten Adel deutscher Nation fehlt es. So hat z. B. die schwäbische Ritterschaft im Jahre 1793 durch Kaiser Franz II eine Erneuerung und Verbesserung ihrer

Statuten erhalten, welche in wahrhaft trefflichen Grundzügen entworfen ist, überall die innere Tüchtigkeit des Standes voranstellt, und demselben moralische Verpflichtungen auferlegt, welche der Bedeutsamkeit seiner Rechte vollkommen entsprechen. Namentlich finden wir hier eine Analogie zu dem von Stein beabsichtigten „Standesgericht" bereits vorgezeichnet, indem für diejenigen, welche den gewichtigen sittlichen und socialen Verpflichtungen des Ordensstatuts entgegenhandeln, Verwarnung und eventuell Ausschließung aus dem Orden durch die Specialcapitel angedroht ist.

Die Revolution von 1848 wiederholte ganz dasselbe Mahnwort an die Aristokratie, wie die erste von 1789, nur noch vernehmlicher und in bestimmterer Fassung. Entweder der Socialismus oder die historische Gesellschaft. Ein drittes gibt es nicht. Die historische Gesellschaft aber ist nicht anders denkbar als in ihrer geschichtlich gewordenen Gruppirung, nicht denkbar ohne eine Aristokratie. Die vier Stände, wie wir sie auffassen, sind freilich dem neunzehnten Jahrhundert eigenthümlich angehörende Bildungen, aber sie ruhen auf der deutschen Nationalentwickelung eines Jahrtausends. Die moderne Aristokratie bildet nicht mehr die Gesellschaft an sich, wie die des früheren Mittelalters. Aber als dem freiesten, selbständigsten und begütertsten Stand, als dem Stande der geschichtlichen Ueberlieferung, als dem Stande des Erbrechtes liegt es ihr am nächsten, die Errungenschaften einer historischen Civilisation zu wahren gegen die Barbarei der Zerstörung alles Individuellen, alles Geschichtlichen in der Gesellschaft. Die übrigen Stände können, sollen, wollen denselben Beruf üben, die Aristokratie muß. Sie hat für sich selber dabei das meiste zu beschützen — oder alles zu verlieren.

In ihren kleinen Privilegien barg die mittelalterliche Aristokratie die Leuchte der Civilisation für kommende Jahrhunderte. In dem einzigen großen Privileg des historischen Standes- und Familienbewußtseyns, welches der modernen Aristokratie unbe-

ſtritten bleiben wird, ſoll ſie auch uns die Leuchte der Civiliſation ſicherſtellen. Organiſche Gliederung der Geſellſchaft iſt Civiliſation.

Dagegen haben Privilegien im eigentlichen Sinn, Standesvorrechte auf Koſten Dritter, in neuerer Zeit der Ariſtokratie niemals etwas gutes gebracht. Der ſcheinbare Nutzen den ſie etwa eintragen, wiegt federleicht neben dem Haß, der ſich ſeitens der Nichtprivilegirten daran heftet, neben der Schwächung der moraliſchen Macht des Standes, welche immer eine Begleiterin dieſes Haſſes ſeyn wird. Welches Unheil ſind nicht die frühern Jagdprivilegien adeliger Grundbeſitzer für den ganzen Stand geweſen? Dem Bauern wurden nur zeitweilig die Saatfelder ruinirt; der Gutsbeſitzer aber erntete die dauernde, zähe Feindſchaft des Bauern. Das kümmerte ihn in frühern Zeitläuften vielleicht wenig. Aber mit jedem Tage wird es für den Staat und die Geſellſchaft wichtiger, daß der Bauer und der Baron gute Freunde ſeyen. Und der Bauer iſt ſo gut ein Mann des Erbrechtes wie der Baron, und wo ſich ſolche bittere Stimmungen einmal bei ihm eingelebt haben, da werden ſie in Menſchenaltern noch nicht wegzutilgen ſeyn. So iſt der Adel bei dieſem Privileg ſicher am ſchlimmſten gefahren. Es erſchien unſtreitig als eine ſehr beneidenswerthe Bevorzugung, wenn der deutſche Adel vordem an jeder Zollſtätte vorbei ziehen durfte, ohne daß ſeine Habe vom Viſitator durchſucht wurde. Aber dieſes Privilegium machte es dem Adel zum Ehrenpunkte, daß er keinen Handel treibe, es verhinderte die nachgeborenen Söhne, wo ſie kein Vermögen beſaßen, zum Gewerbſtande überzugehen; es trieb indirect unſtreitig viele derſelben dem adeligen Proletariat in die Arme; es wirkte mit, daß jene verderbliche Verachtung des Handels und höheren Gewerbebetriebes bei dem deutſchen Adel Wurzel faßte. Und doch hatten die Mediceer noch Handel getrieben, da ſie ſchon Fürſten waren! Wer fuhr alſo am ſchlimmſten bei dem gedachten, dem Adel ſcheinbar ſo günſtigen, dem Bürger ſo gehäſſigen Privileg?

Der politiſche Beruf der modernen Ariſtokratie iſt kein unmittelbarer mehr wie vordem, da ſie noch das Monopol der Waffenehre, der traditionellen Rechtsweisheit ꝛc. beſaß. Aber er wächst mittelbar hervor aus ihrem ſocialen Beruf. Der moderne Staat, der büreaukratiſche Staat, wie er au der Miſchehe der intelligenten Abſolutie des achtzehnten Jahrhunderts mit der Revolution entſproßt iſt, hat keinen Sinn für dieſen ſocialen Beruf gehabt, weil ihm überhaupt die Geſellſchaft im Staatsmechanismus aufging. Je mehr die leibhafte, lebenswarme Geſtalt des Bauern, des Bürgers, des Edelmannes in der Abſtraction des Staatsbürgers zum Schatten wurde, um ſo weiter glaubte er in der Vollendung des politiſchen Lebens vorgeſchritten zu ſeyn. Wenn wir aber wollen daß der Staat dem Bauern Raum laſſe, ſich in ſeiner ſocialen Individualität als Bauer zu entwickeln, ſo fordern wir das Gleiche für den Adel, wir fordern es für jeden Stand. Es gilt, jenen mittelalterlichen Zuſtand wo der Staat in der Geſellſchaft aufging, zu vermitteln mit der Idee des neunzehnten Jahrhunderts, welche die Geſellſchaft im Staate aufgehen läßt. Beide ſollen als gleichberechtigte Lebensmächte ergänzend in einander greifen.

Läßt man die natürlichen Gruppen der Geſellſchaft zur höheren corporativen Selbſtändigkeit ſich vom Innern heraus entwickeln, dann wird dieß keinen Krieg der Stände geben, wie man wohl befürchtet. Der Krieg der Stände beſteht vielmehr eben jetzt, und hat beſtanden ſeit dem ſechzehnten Jahrhundert, ſeitdem eine einſeitige politiſche Gewalt das ſtändiſche Leben unterdrückt und dadurch gegenſeitigen Neid, Haß und Argwohn unter den Ständen geſäet hat. Dem Mittelalter lag ein Krieg der Stände viel ferner, als der ſpäteren Zeit.

Die politiſche Vertretung der ſtändiſchen Lebensmächte ſteht auch keineswegs in unlösbarem Widerſpruch mit der höheren Einheit des Staatsbürgerthumes, worin ſich die Genoſſen aller Stände als auf gemeinſamem Eigenthum wieder begegnen. In England waltet ein recht kräftiges Bewußtſeyn der ſtaatsbürger-

lichen Einheit, und doch besitzt England zugleich eine sehr selbständige Pairie.

Nur muß man nicht glauben, als ob so manche bisher mißglückte Versuche ständischer Volksvertretung in Deutschland, die den modernen Begriff der Stände durchaus nicht beachteten, sondern an etlichen herausgerissenen Fetzen der längst abgestorbenen mittelalterlichen Staatsgliederung festhielten, einen Beweis gegen die Durchführbarkeit des Institutes überhaupt geliefert hätten. Es ist dem deutschen Adel nie ein gefährlicheres Geschenk gemacht worden, als indem man in der vormärzlichen Zeit solchen zweiten Kammern, die gar nicht oder nur sehr annäherungsweise auf das ständische Princip basirt waren, Adelskammern zur Seite stellte, welche ihrerseits wesentlich in diesem Princip wurzelten. In solchem Mischwerk waren durch die ersten Kammern wesentlich gesellschaftliche Rechte vertreten, durch die zweiten Kammern bloß politische. Entweder muß jedem Stande als solchem das Recht der Vertretung gewährt seyn oder gar keinem. Eine Politik, welche bloß bei Einem Stand die Bedeutung der socialen Mächte für das Staatsleben praktisch anerkennt, bei den andern aber nicht oder nur halbwegs, muß allmählich am subtilen Selbstmord sterben. Bürger und Bauern würden kein gehässiges Privileg der Aristokratie in den Adelskammern erblickt haben, wenn ihnen gleicherweise Bürger- und Bauernkammern zugestanden gewesen wären.

Würde es gelingen, eine einheitliche constitutionelle Volksvertretung (bei einheitlicher Vollziehungsgewalt) für ganz Deutschland zu gründen, welche die Volks- und Staatsentwickelung in ihrer großen Gesammtheit festzuhalten und zu hegen hätte, dann würde es ein wahrer Segen seyn, wenn in den Einzelstaaten ständische Vertretung an die Stelle der bisherigen Landtage rückte, zur Pflege der wohlbegründeten Einzelinteressen, zur Ausgleichung der Eifersucht, welche jetzt einen Stand vom andern abschließt, zur durchgebildeten Ausprägung des großen natürlichen Gruppensystemes der Gesellschaft.

Sollen wir uns auf die Realität unserer gegenwärtigen Zustände beschränken, bei welchen freilich eine solche einheitliche constitutionelle Vertretung der Nation vorläufig noch als ein bloßes Phantasiebild erscheinen möchte, so würde unsere Idee einer Vermittelung des constitutionellen und ständischen Factors sich wenigstens bei den deutschen Großstaaten in der Art praktisch machen lassen, daß der Reichstag, welchem die Vertretung der politischen Interessen, die Controle der Staatsverwaltung zukäme, nicht nach den ständischen Sondertheilen, sondern nach der Voraussetzung eines allgemeinen Staatsbürgerthumes zusammenzusetzen sey. Dagegen würde in den Provinzialtagen, Kreistagen, Bezirksräthen oder wie man sie sonst nennen mag, und denen die Wahrung der örtlichen, materiellen und socialen Interessen zufiele, das Recht der ständischen Gliederung seinen Ausdruck finden müssen. Eine constitutionelle Vertretung der allgemeinen Staatsinteressen ist recht wohl mit der Monarchie vereinbar; eine Vertretung der socialen Interessen auf dem Grundgedanken des allgemeinen Staatsbürgerthums paßt dagegen nur für die sociale Republik. Eine ständische Vertretung der allgemeinen Staatsinteressen widerspricht dem Begriffe der modernen Stände nicht weniger als dem Begriffe des Staates. Eine constitutionelle Vertretung der gesellschaftlichen Interessen, ein Aufheben derselben in den politischen, widerspricht dem Rechte, welches sich die Gesellschaftsidee neben der Staatsidee errungen. Wir wollen, daß sich beide Mächte des öffentlichen Lebens in selbständiger Vertretung kräftig weiterbilden. Einer muß das letzte Wort haben, und dieß gehört im vorliegenden Falle dem Staat, als dem Repräsentanten der Allgemeinheit, aber es sey nicht das letzte Wort des Despoten.

Wir haben die Geschichte reden lassen, indem wir dem Leser die Periode der höchsten Machtentfaltung des deutschen Adels und die Periode seiner äußersten Machtlosigkeit neben einander stellten. Und damit ist, dünkt uns, deutlich genug ausgesprochen, worin der sociale Beruf der Aristokratie, worin das Recht ihrer

Existenz ruhe, und welcher Art dieselbe ihre Sendung zu erfüllen habe. Wo die Thatsachen Beweise sind, braucht die Doctrin nicht argumentirend hinterdrein zu hinken.

Es gilt nicht, die mittelalterliche Blüthe des Adels Zug um Zug zu copiren, aber es gilt, die großen Grundgedanken desselben auf die Potenz der neuen Zeit zu erheben. Die Aristokratie muß vor allen andern Ständen sich in ihrem Innern corporativ organisiren. Das gab der mittelalterlichen Aristokratie ein gut Theil ihrer socialen Macht, daß sie in sich selbst ein verkleinertes Abbild der wohlgegliederten Gesellschaft darstellte. Wie diese Ausführung ins Moderne zu übersetzen sey, das läßt sich nicht in Paragraphen dictiren, und jede allgemeine Theorie würde bei einer so rein praktischen Frage doch nur auf den Holzweg kommen. Die Genossenschaft selber muß von innen heraus Hand anlegen, wiederum nicht, um heute oder morgen ein Schema der Organisation aufzustellen und den Stand hineinzuzwängen, sondern indem sie auf der Wache steht und jeden günstigen Augenblick der Zeitgeschichte ergreift, um einen Ansatz zur körperschaftlichen Gliederung wieder zu erobern. Die Kirche hat uns am anschaulichsten gelehrt, wie dergleichen auszuführen sey. Ihre kluge Benützung des günstigen Momentes im Jahre 1848, um zu einer größeren genossenschaftlichen Selbständigkeit und einer freieren inneren Organisirung der eigenen Körperschaft zu kommen, ist ein wahres Meister- und Musterstück gewesen.

Der feste Grundbesitz ist die Basis der Solidität der Aristokratie. An ihm haftet die aristokratische Selbständigkeit. Durch diese ist wiederum der aristokratische Beruf großentheils bedingt. Durch den Grundbesitz wird der Adel der nächste Allirte, der natürliche Schirmherr des kleinen Grundbesitzers, des Bauern. Dem Landadel ist ein gar weites Feld eröffnet, fördernd auf die Blüthe des Bauernstandes einzuwirken, denselben in seiner alten Gediegenheit, in der historischen Zucht seiner Sitte, gegenüber den nivellirenden Einflüssen der Zeit, bewahren zu helfen. Die Seßhaftigkeit hat den Adel des Mittelalters national gemacht,

ſie hat ihn eng mit den andern Ständen verknüpft. Sie wird ihn allezeit am meiſten vor kaſtenmäßiger Abſperrung bewahren.

Der grundbeſitzende Adel ſoll den Vorſprung, welchen ihm in landwirthſchaftlicher Beziehung ſein geſchloſſenes Gut vor den immer mehr zurückgehenden kleinen Bauern mit ihren zerſplitterten Aeckerchen gewährt, nicht dahin ausbeuten, daß er in übermächtiger Concurrenz den Wohlſtand des kleinen Bauern vollends todtſchlägt. Das iſt nicht edelmänniſch gehandelt. Durch ſeine Landwirthſchaft im Großen ſoll er vielmehr darauf bedacht ſeyn, die umwohnenden Bauern, vielleicht vor Zeiten ſeine Hinterſaſſen, aus ihrer Hülfsloſigkeit und techniſchen Ungeſchicklichkeit herauszuziehen. Ein Rittergut muß für die umliegende Gegend einen ganzen landwirthſchaftlichen Hülfsverein erſetzen. Dieſes Privileg des Vortrittes in der ökonomiſchen und ſocialen Reform ſollte ſich die Ariſtokratie durchaus nicht rauben laſſen. Sie kann dann um ſo leichteren Herzens auf nutzloſe politiſche Privilegien verzichten. Der Landadel ſoll den Bauern zeigen, was die Macht der Intelligenz im Ackerbau auf ſich hat, er ſoll auch für ſie experimentiren mit der Einführung wirthſchaftlicher Verbeſſerungen. Der kleine Bauer läßt dergleichen bei Seite liegen, weil er das Wagniß des Verſuches nicht auf ſich nehmen kann. Edelmänniſch dagegen iſt es, den Geldbeutel zu ziehen und das Opfer des Verſuches nicht anzuſehen, damit das Allgemeine gewinne. Auf dem Rittergut ſeyen Fruchtvorräthe geſpeichert, damit der Edelmann dem ſchmutzigen Kornwucher im Kleinen entgegenwirken könne, wie es die Städte mit ihren Magazinen im Großen thun ſollten. Auch dieß heiſcht Opfer, allein dieſelben ſind von der ſocialen Würde der Ariſtokratie gefordert. Bei der Gründung gemeinnütziger Anſtalten ſollte der Name des Edelmannes immer obenan ſtehen, und als ein koſtbares Standesvorrecht ſollte er darauf halten, ſich in den zu ſolchen Zwecken gezeichneten Summen von keinem bürgerlichen Gutsbeſitzer übertreffen zu laſſen.

Zu dem Grundbeſitz geſellt ſich in neuerer Zeit die große

Induſtrie. Sie öffnet dem begüterten Adel ein neues Feld des unabhängigen Beſitzes, der beneidenswertheſten ſocialen Wirkſamkeit. Und wie das Ackergut ihn dem Bauern nahe bringen ſollte, ſo ſollte er hier durch die Solidarität der Intereſſen der natürliche Patron des kleinen Gewerbsmannes werden und des tagelöhnernden Arbeiters in der Blouſe, des Mannes vom vierten Stande. Man hat ſich vielfach gewöhnt, in den Reichthümern des Bürgerſtandes mehr das flüſſige Capital, in denen des Adels mehr das ruhende zu ſehen, dort die Thätigkeit des Erwerbens als das Charakteriſtiſche zu erfaſſen, hier die Wahrung des Erworbenen, des feſten Grundſtockes. Die Sache hat bedingungsweiſe eine tiefe Wahrheit. Auf jedem größeren Beſitz haftet gleichſam die moraliſche Schuldverpflichtung, einen Theil desſelben neben dem egoiſtiſchen eigenen Genuſſe zum Beſten der Geſammtheit, der Geſellſchaft in Umlauf zu ſetzen. Kein Geſetz zwingt den Reichen dazu, wohl aber eine ſittliche Forderung. Wenn der Kaufmann, der Gewerbtreibende im Wetten und Jagen von Gewinn und Verluſt den zeitweiligen Ueberſchuß egoiſtiſch zurückhält, ſo hat er doch ſchon in dem ſteten Proceß des Capitalumſchlages ſeinen Tribut an die Geſammtheit abgetragen, und jener Egoismus findet darin eine gewiſſe Entſchuldigung. Wenn aber der Ariſtokrat als Wahrer des ererbten feſten Beſitzes nur in der Weiſe auftritt, daß er ſeine Rente lediglich im Intereſſe perſönlicher Genußſucht verzehrt, ſo iſt das durchaus nicht edelmänniſch gehandelt. Mit Recht ſtellt die Sitte an den Edelmann die Anforderung, daß er über den Privatgenuß hinaus zum gemeinen Beſten in gewiſſem Grade depenſire. Es liegt dieſer Sitte mehr als die Verſchwenderlaune der Hoffart zu Grunde, es ſteckt der würdige Gedanke darin, daß es ſich nicht zieme, einen feſten Beſitz todt liegen zu laſſen, ohne zum Frommen der Geſammtheit einen ſteten Zins abzutragen. Der Adel des 18ten Jahrhunderts, ſo entartet er großentheils geweſen, hat doch hierin vielfach den modernen Adel übertroffen. Dieſe im guten Sinne „noble“ Verſchwendung, welche damals mehr

denn jetzt als ein Ehrenpunkt der Aristokratie galt, sicherte sogar manchem Kunstzweig, manchem Gewerbe des Luxus sein Gedeihen. Beispielsweise führe ich nur die Cabinetsmalerei, die Kammermusik des 17ten und 18ten Jahrhunderts an, welche ihre materielle Basis wesentlich dem Prunksinne der höheren Aristokratie dankten. Dadurch wird der natürliche Neid, wie ihn immer der müheselig Erwerbende dem bereits im Behagen des ruhigen Besitzes Gebetteten nachträgt, versöhnt und entkräftet. Es ist durchaus nicht aristokratisch, wenn so mancher deutsche Baron sich in Leihbibliotheken abonnirt, statt den Luxus einer recht reichen Privatbibliothek als eine standesmäßige Ehrensache aufzufassen. Der englischen Aristokratie rühmt man durchschnittlich feineren Tact in diesem Punkte nach. Wenn knickerige Oekonomie wohl gar als ein Mittel angeführt wird, um dem Ansehen des Adels wieder aufzuhelfen, so zeugt dieß für eine gänzliche Verkennung des aristokratischen socialen Berufes. Im Jahre 1848 kam es oft vor, daß der begüterte Adel sich mit Ostentation der äußersten Sparsamkeit befleißigte, aus Furcht vor dem Neide des Proletariats. Das war höchst verkehrt. Die rechte Politik des Standes hätte es gefordert, daß die Aristokratie damals trotz so mancher materieller Einbußen erst recht jeden Ueberschuß flüssig gemacht hätte, erst recht mit einer würdigen Verschwendung hervorgetreten wäre, um der arbeitenden Classe zu zeigen, daß sie sich ihrer socialen Verpflichtung wohl bewußt sey, dem gemeinen Besten jenen Tribut des festen Besitzes reichlich und freiwillig und in wahrhaft edelmännischem Style abzutragen.

Uebrigens hat der Adel des 18ten Jahrhunderts in der Art, wie er „depensirte," oft auch eine Schuld auf den Stand geladen, welche der Adel des 19ten Jahrhunderts wieder wett machen muß. Die Aristokratie war es vorzugsweise, welche es vordem als ein Zeichen des „guten Tones" eingeführt hat, das Product des inländischen Gewerbfleißes geringzuschätzen, und nur mit ausländischem Geräth, mit ausländischem Schmuck, mit aus-

ländiſchem Kleide zu prunken. Für die Ariſtokratie der Gegenwart iſt es darum eine förmliche Gewiſſenspflicht geworden, dieſe Scharte auszuwetzen, und im Gegentheil jetzt als den beſten Ton einzuführen, daß das koſtbarſte und vornehmſte Gewerbserzeugniß immer dasjenige ſey, welches von der Hand der vaterländiſchen Arbeit geweiht iſt.

Aus demſelben Grunde ſollte es auch der Adel, als durchaus nicht ariſtokratiſch, den Börſenjuden überlaſſen, maſſenhafte Capitalien in Papierſpeculationen anzulegen, und ſeine verfügbaren Gelder ſchon aus ſocialen Gründen der nationalen Induſtrie und Kunſt zuwenden. Vielleicht fallen dabei die Zinſen für den Einzelnen nicht immer ſo reichlich aus als ſie bei einer Anlage anderer Art ausgefallen wären, aber die Zinſen, welche ein ſolches Verfahren der Ehre, der Macht und dem Gedeihen des ganzen Standes abwirft, werden wahre Apothekerzinſen ſeyn.

Die Erringung einer eigenen Vertretung des ſtändiſchen Intereſſes liegt in dem natürlichen und nächſten Vortheil des Adels. Aber er möge ſtets eingedenk bleiben, daß ſelbſt die Landesverſammlungen des Mittelalters nur darum ſo mächtig geweſen ſind, weil der Adel nicht lediglich auf das Seine ſah, ſondern vielmehr die Vermittlerrolle zwiſchen dem Fürſten und dem Bürger durchführte, weil in der Volksvertretung, ob ſie ſchon auf das Einzelleben der Stände gebaut war, dennoch die Abſperrung der Stände ſich ausglich.

Die Ariſtokratie wird zerfallen, ſo wie der Austritt aus dieſem ſenſibelſten Stand unmäßig erſchwert, der Eintritt in denſelben unmäßig erleichtert wird. Das Herkommen beim engliſchen Adel iſt hier ſo oft auch für den deutſchen als Muſterbild aufgeſtellt worden. Die Sitte, daß der Adelstitel auf alle Söhne forterbt, hat nicht wenig dazu beigetragen, das adelige Proletariat zu erzeugen; denn ſie wehrt ſolchen Seitenſprößlingen, denen jede materielle Vorbedingung des ariſtokratiſchen Berufes fehlt, den Uebergang zu einem bürgerlichen Berufe. Eine Sitte läßt ſich aber nicht wegſchulmeiſtern, ſie muß ſich ſelber ableben.

Der Staat kann wohl das Recht der Majorate und Fideicommisse überwachen; wollte er es dem Adel aber ganz abschneiden, so würde er damit die Axt an den socialen und politischen Beruf der Aristokratie überhaupt legen. Denn ohne die erbrechtliche Concentrirung des Familiengutes ist kein Adelsgeschlecht im Stande sich diejenige Basis der Unabhängigkeit und Selbständigkeit zu erhalten, in welcher großentheils die Möglichkeit des aristokratischen Berufes vorbedingt war. Ganz dasselbe gilt aber auch noch mehr vom Bauernstand.

Macht und Unabhängigkeit ist heutzutage aber nicht allein im materiellen Besitz gegeben. Sie liegt gleicherweise in der Geistesbildung. Im Mittelalter bezeichnet man eine ganze Literaturperiode als die der ritterlichen Dichtung. In Frankreich hat sich selbst im siebenzehnten Jahrhundert noch die Nationalliteratur unter dem Schutz und der Mitarbeit der so entarteten Aristokratie entwickelt. In Deutschland hat dagegen die neuere Nationalliteratur im achtzehnten Jahrhundert ohne die Förderung durch die Aristokratie, ja theilweise trotz der Aristokratie, ihren ersten stürmischen Aufschwung nehmen müssen. Es bezeichnet die nach der ersten französischen Revolution und in Folge derselben eingetretene Reform der deutschen Aristokratie, daß sie von da an wieder ein Herz gewann für die höhere Nationalbildung und in hervorragenden Gliedern ihres Standes jetzt wieder bedeutend, thatkräftig auf dieselbe einwirken half. Wie das Mittelalter von dem Adel nicht nur den festen Besitz, sondern auch die Kraft des Armes im Turnier und in der Fehde forderte, so fordert die moderne Zeit neben dem festen Besitze auch starke Arme und Kräfte in dem großen geistigen Turnier.

Als die Summe aber von alle dem steht obenan, daß die Aristokratie an der wiedergefundenen Erkenntniß ihres socialen Berufes festhalte, der ihr aufgibt, die Entwickelung der Gesellschaft in ihrer historischen Gliederung als eigenste Angelegenheit ins Auge zu fassen. Ein starker, wohl organisirter Bürgerstand, ein kräftiges, naturwüchsiges Bauernthum macht

eine tüchtige Ariſtokratie eben ſowohl erſt möglich, als beide dieſelbe vorausſetzen. Wer den Adel abſchaffen will, der muß damit anfangen, daß er das Bürgerthum auflöst; wer aber das Bürgerthum auflöſen wollte, der müßte vorerſt den Adel abſchaffen. Die Unterſcheidungen der modernen Stände beruhen nicht auf politiſchen Vorrechten wie im Mittelalter, noch viel weniger auf einem naturgeſchichtlichen Racenunterſchied des edlen oder unedlen Blutes. Der letztere Gedanke ſchleicht ſich manchmal immer noch in die Auffaſſung des Geburtsadels ein, eine richtige Würdigung des Inſtituts nach beiden Seiten beeinträchtigend. Gäbe es einen naturgeſchichtlichen Vorzug der Reinheit des Blutes in dieſem roh materialiſtiſchen Sinne, dann wäre auch der adelige Proletarier immer noch etwas beſſeres als der mittelloſe, zum bürgerlichen Erwerb und Namen zurückkehrende nachgeborene Sohn des Edelmannes. Die Vermittelung zwiſchen Adel und Bürgerthum wäre geradezu abgebrochen, der Adel kein Stand mehr, ſondern eine Kaſte. Es iſt aber dieſe dem Adel ſelbſt am meiſten verderbliche Auffaſſung eines gleichſam naturgeſchichtlichen Vorzugs des Adels vor den Bürgerlichen, wenn auch nur dunkel und halbbewußt, doch noch in gar manchen Köpfen vorhanden. Der Volkswitz hat dieſelbe ſeit alter Zeit mit ſehr derber Satire in Sprüchwörtern und Redebildern gegeißelt. Die modernen Stände unterſcheiden ſich unmittelbar lediglich durch ihren *ſocialen Beruf*, mittelbar auch durch ihren politiſchen. Sie bezeichnen lediglich die *Theilung der Arbeit*, wie ſolche bei dem unermeßlichen ſocialen Beruf der geſammten Geſellſchaft nach geſchichtlichen Vorbedingungen den einzelnen Gruppen zugefallen iſt. So iſt mit dem Unterſcheidungspunkt zugleich auch der Einigungspunkt aller Stände gegeben.

Die Socialiſten ſind noch nicht geſtorben, aber doch haben ſie uns bereits dieſes köſtliche Erbtheil hinterlaſſen, uns durch ihre Gegnerſchaft zu der Erkenntniß zu zwingen, daß die Stände *ſolidariſch* haftbar ſind, und daß ein Stand neidlos die

ſelbſtändige Entwickelung des andern fördern ſolle, weil ſo nur alle mächtig werden und alle gleich gut gewappnet wider den gemeinſamen Feind, der jegliche Gliederung der Geſellſchaft zertrümmern, der dem „hiſtoriſchen Recht“ ein „Recht des Geiſtes“ gegenüber ſetzen will, nicht erkennend, daß aller Geiſt doch immer wieder nur ein hiſtoriſcher iſt, und ſogar der Socialismus nur eine hiſtoriſche Erſcheinungsform jenes ewig hiſtoriſch bedingten Menſchengeiſtes; eine hiſtoriſche Erſcheinungsform nämlich, die in ihrer eigentlichen Wurzel hervorgerufen iſt durch die Erſchlaffung und Entnervung aller ſtändiſchen Individualität in der traurigſten Zeit, in der Zopfzeit.

Zweites Buch.

Die Mächte der socialen Bewegung.

I. Das Bürgerthum.

Erſtes Capitel.

Der Bürger von guter Art.

Der Bürgerſtand iſt ſeit alten Tagen der oberſte Träger der berechtigten ſocialen Bewegung geweſen, der ſocialen Reform. Er iſt darum — namentlich in ſeiner modernen Erſcheinung — das Gegentheil des Bauern. Das Bürgerthum ſtrebt dem Allgemeinen, das Bauernthum dem Beſondern zu. Die Beſonderungen ſind aber in der Geſellſchaft das alte Vorhandene, die Allgemeinheit wird erſt geſchaffen. Dem Bauern ſieht man's gleich am Rock und an der Naſe an, aus welchem Winkel des Landes er ſtammt, das Bürgerthum hat eine gleichmäßige äußere Phyſiognomie der „gebildeten Geſellſchaft" bereits über ganz Europa ausgebreitet. Aber indem es die ſchroffen Scheidungen der hiſtoriſchen Geſellſchaft zu überbrücken trachtet, will es dieſelben doch andererſeits nicht auflöſen und von Grund aus zerſtören, wie der vierte Stand.

Das Bürgerthum iſt unſtreitig in unſern Tagen im Beſitze der überwiegenden materiellen und moraliſchen Macht. Unſere ganze Zeit trägt einen bürgerlichen Charakter. Die politiſche

Emancipirung des Bürgerthums durch die erſte franzöſiſche Revolution hat die Pforten der Gegenwart erſchloſſen. Man nannte darum in jener Kriſe jedes Glied der Geſellſchaft bedeutungsvoll „Bürger". Seitdem drückt das Bürgerthum den Univerſalismus des modernen geſellſchaftlichen Lebens am entſchiedenſten aus. Viele nehmen Bürgerthum und moderne Geſellſchaft für gleichbedeutend. Sie betrachten den Bürgerſtand als die Regel, die anderen Stände nur noch als Ausnahmen, als Trümmer der alten Geſellſchaft, die noch ſo beiläufig an der modernen hängen geblieben ſind. Wir ſelber folgen einem auf dieſe Gedanken zurückgehenden Sprachgebrauch, der in unſerer vorwiegend bürgerlichen Zeit mindeſtens das Recht des Charakteriſtiſchen hat, indem wir von einer „bürgerlichen Geſellſchaft" reden im Gegenſatz zu einer „politiſchen", ohne darum die anderen Stände von der Geſellſchaft ausſchließen oder ihnen ein gleiches Recht der Exiſtenz mit dem Bürgerſtand abſtreiten zu wollen. Hundertfältig klingt das Bewußtſeyn der Univerſalität des Bürgerthums bereits aus dem Sprachgebrauche hervor. Man nennt den oberſten Gemeindebeamten des Dorfes heutzutage vielfach ſchon Bürgermeiſter, obgleich er doch lediglich über Bauern Meiſter iſt. Die frühere Zeit, welche unſern Univerſalismus des Bürgerthums noch nicht kannte, ſchied dagegen bei Stadt und Land ſtrenge zwiſchen dem Bürgermeiſter und dem Schultheißen. Man ſpricht von bürgerlicher Ehe, bürgerlichem Tod, wo man doch weit allgemeiner von geſellſchaftlicher Ehe, geſellſchaftlichem und politiſchem Tode ſprechen ſollte. Statt von einer allgemeinen Staatsmitgliedſchaft zu reden, nimmt der Sprachgebrauch den bedeutſamſten Theil für das Ganze und redet vom allgemeinen Staatsbürgerthum.

Wie die Ariſtokratie im Mittelalter der Mikrokosmus der Geſellſchaft war, ſo iſt es das Bürgerthum in der Gegenwart. Das moderne Bürgerthum ließe ſich weit bequemer als irgend ein anderer Stand wiederum gliedern in ein ariſtokratiſches, ein ſpecifiſch bürgerliches, ein bäuerliches und ein proletariſches

Bürgerthum. Wichtiger aber erscheint, daß bei allen Ständen der universalistische, ausebnende Geist des Bürgerthums jetzt eben so entschieden seine Spuren zeigt, wie im Mittelalter der corporativ abschließende Geist der Aristokratie sich bei allen andern Ständen im Kleinen wiederholt hat. Und wie damals die Aristokratie überall in ihrem engen Kreise jene Reformen vorbildete, welche später Reformen für die ganze Gesellschaft geworden sind, so geschah das Gleiche namentlich seit dem sechzehnten Jahrhundert im Schooße des Bürgerthums.

Wo unsere socialen Kämpfe jetzt zur blutigen Entscheidung führen, da geschieht dieß fast immer auf den Straßen der Städte, nicht in Dörfern und Feldern, nicht mehr vor ritterlichen Burgen. Die Stadt ist weit mehr als irgendwann zuvor der Ausgangs- und Mittelpunkt aller großen socialen und politischen Lebensregungen geworden. Das Städteleben des Mittelalters stand origineller da in dem Bildungsproceß der damaligen Zustände, das moderne Städteleben wirkt aber weit massenhafter entscheidend, ja fast ausschließlich entscheidend auf den Entwickelungsgang der modernen Civilisation. Der große Gegensatz von Mächten des socialen Beharrens und der socialen Bewegung stellt sich zugleich dar als ein Gegensatz von Land und Stadt; dort die großen und kleinen Gutsbesitzer, hier die wohlhabenden und die verhungernden Leute des bürgerlichen Erwerbes. Der Bauer und der Adel bürgt uns dafür daß das Gute des früheren Ständewesens nicht ganz verloren gehe, der Bürger und der Proletarier, daß das Erstarrte und Abgestorbene daran nicht künstlich wieder ins Leben zurückgeführt werde.

Der deutsche Bürgerstand hat heutzutage keine feste, durchgreifende Standessitte mehr, wie der Bauer. Im Gegentheil nennt man häufig farbloses, allgemeines, mittelschlägliches Herkommen „bürgerlich". Entsprechend bezeichnet der Sprachgebrauch den Bürgerstand als den „Mittelstand". Dieser Ausdruck ist in mehrfacher Beziehung trefflich, und wir möchten ihn namentlich auch in dem höheren und stolzeren Sinne adoptiren, daß das

Bürgerthum den Mittelpunkt, den eigentlichen Herzpunkt der modernen Gesellschaft bilde. Die Bauernsitte trägt in starken Farben auf, sie haut wohl auch gerne über die Schnur. Unter bürgerlicher Sitte denkt man sich im Gegentheil das Gemäßigte, Knappe, Hausbackene. Der Sprachgebrauch nimmt „bürgerlich" und „schlicht" häufig als gleichbedeutend. Bei einem ächten Bauernschmaus müssen die Tische brechen unter der Wucht der Speisen, ein „bürgerliches Mahl" bezeichnet ein einfaches, bescheidenes Mahl, Hausmannskost. Die Polizei hat sich's seit mehreren Jahrhunderten — ob mit Recht oder Unrecht ist hier nicht zu erörtern — saure Mühe kosten lassen, den Geist des Uebermaßes in der Bauernsitte einzudämmen, sie erließ Verordnungen zur Beschränkung des Aufwandes bei Kirmessen, Leichenschmäusen, Hochzeiten, Kindtaufen ꝛc. Bei dem Bürgerstand hat wenigstens seit dem dreißigjährigen Kriege solcherlei Uebermaß der Polizei nicht viel Sorge gemacht. In dem Punkte der „standesmäßigen Depense" steht der moderne Bauer, wie in so vielen anderen Stücken, der Aristokratie viel näher als der Bürgersmann.

Nur karge Bruchstücke und Ruinen der mittelalterlichen originellen Bürgersitte existiren noch. Sie sind in Deutschland die Ausnahmen geworden, während beim Bauernstande derlei Originalität die Regel geblieben ist. In oberdeutschen Landstrichen ist seit mehreren Menschenaltern bei bürgerlichen Frauen zuletzt noch das schwer mit Silber ausgezierte Mieder in Abnahme gekommen, die letzte Nachbildung desselben wird nur noch von geringeren Leuten getragen, während in den reicheren Familien das silberne Mieder der Großmutter allenfalls noch als Curiosität aufbewahrt wird. Die Münchener Riegelhauben sind ein ähnlicher kümmerlicher Rest bürgerlicher Originaltracht.

Merkwürdig genug ist im achtzehnten Jahrhundert die bürgerliche Tracht allmählich aus der Hoftracht hervorgewachsen. Darin liegt eine bittere Ironie auf den falschen Universalismus des modernen Bürgerthums. In der neueren Zeit dagegen

wirkt umgekehrt die nivellirte bürgerliche Mode auf die Hoftracht zurück. Die langen Hosen mit Stiefeln haben selbst an den Höfen die kurzen Hosen mit Schnallenschuhen und Strümpfen zu verdrängen begonnen, und Ludwig Philipp kokettirte mit dem bürgerlichen Oberrock und dem unvermeidlichen Regenschirme, damit bei seinem „Bürgerkönigthume" auch das Tüpfelchen auf dem I nicht fehle. Die gesellschaftliche Centralisation beginnt der politischen über den Kopf zu wachsen, also ist es ganz naturgemäß, daß die Bürger nicht mehr die kurzen Hosen vom Hofe borgen, sondern umgekehrt der Hof die langen Hosen von den Bürgern. Im Mittelalter bestand die bürgerliche Tracht vielfach aus einer Combinirung der höfischen und der bäuerlichen, dem socialen Charakter des „Mittelstandes" trefflich entsprechend.

Auch die örtliche Absonderung des Sprach-Dialektes ist bei dem Bürgerstande mehr und mehr verwischt worden. Während die Volkssprache bei den Bauern überall noch kräftig blühet, sind nur noch karge Ueberbleibsel original bürgerlicher, städtischer Dialekte vorhanden. Die Frankfurter z. B. haben den Ruhm, in ihrer „borjerlichen" Sprechweise ein Stück alten Bürger-Dialektes lebendig erhalten zu haben, welches lediglich der Stadt als ursprügliches Eigenthum gehört und wohl zu unterscheiden ist von der localen Färbung, die anderwärts aus dem Urquell des umgebenden ländlichen Idioms auch in die städtische Rede einfließt. Im Gegensatz zu original bürgerlichen Sonderdialekten ist es vielmehr nur durch den universalistischen Geist des deutschen Bürgerthumes möglich geworden, daß sich ein allgemeines sogenanntes reines Deutsch als die möglichst dialektfreie Aussprache aller Gebildeten niedergeschlagen hat. In den größeren deutschen Städten hat sich eine eigene Art poetischer Local-Literatur an den städtischen Dialekt geheftet. Aber diese bürgerliche Dialektpoesie, welche von Nante Strumpf, Hampelmann und Genossen singt, trägt so sehr den Stempel des Gemachten, dichterisch Nichtigen, daß sie, dem poesiegetränkten, recht aus dem Genius einer eigenthümlichen Sprachbildung herausgewachsenen

Volkslied der Bauern gegenüber, die Bedeutungslosigkeit der städtischen Dialekt-Trümmer erst vollauf ins klarste Licht setzt. Das Dialekt-Lied des Landvolkes schlägt neben den Tönen der Freude auch die des Schmerzes und der Wehmuth an, es steigt in die Tiefen des Gemüthes hinab, es spiegelt uns den Mann des Volkes in seiner gesunden, kräftigen Natur; die nach der Aepfelwein- oder Weißbierschenke duftenden Volksdichtungen der städtischen Dialekte bewegen sich fast immer in dem Kreise der Posse, der schlechten Witze, der localen Satire, sie malen uns den entarteten Bürger, die Jammergestalt des Philisters. Die Wiener Volksposse, welche sich an culturgeschichtlicher und kunstgeschichtlicher Bedeutung weit über Nante, Hampelmann und die anderen erhebt, tritt nicht in Widerspruch zu unseren Behauptungen. Wie die Musik derselben den steyerischen und tiroler Volksweisen abgelauscht ist, so ist auch weder der Hanswurst, noch Wastel, noch der Kasperl der Wiener Vorstadtbühne ein geborenes Wiener Stadtkind, sondern alle diese Gesellen sind historisch nachweisbar aus den steyerischen und tiroler Gebirgen in die Kaiserstadt eingewandert.

Was die Bewahrung eigenthümlich bürgerlicher Sitten betrifft, so ist allerdings immer noch ein großer Unterschied zwischen den Städten, deren größte Bedeutung und Blüthe wesentlich in eine frühere Vergangenheit fiel, und deren eigentlicher Aufschwung erst der neueren Zeit angehört. In den ersteren, namentlich in den ehemaligen Reichsstädten, tönen uns freilich auch heute Nachklänge jenes alten Bürgerthumes entgegen, welches an seiner individuell charakteristischen Standessitte nicht minder treu festhielt, als der moderne Bauer. Aber diese Erscheinungen haben eben immer nur ein wesentlich antiquarisches Interesse. Die Selbstherrlichkeit des alten Innungsgeistes spricht sich da oft kaum noch in etwas anderem aus, als daß etwa die Metzger und Bäcker durch allerlei überlieferte Bequemlichkeiten im Gewerbsbetrieb das kaufende Publicum molestiren u. dgl. m. Sie verhält sich zu der Selbstherrlichkeit der Innungen von ehe-

dem, wie ungefähr die Macht einer modernen städtischen Schützengilde zur Kriegsmacht des alten Hansabundes. Der Bürger einer solchen Stadt schlägt freilich sein Bürgerrecht immer noch unendlich höher an, als der Bürger eines specifisch modernen Gemeinwesens. Er fühlt seine persönliche Existenz gesicherter durch den Fortbestand von trefflichen alten Bürger-Versorgungsanstalten und Stiftungen, und es ist noch nicht lange her, daß in Frankfurt der Bankerott eines Bürgers im Grunde nichts anderes war, als die Vertauschung des müheseligen und gewagten Handelserwerbs mit irgend einem ruhigen städtischen Amtspöstchen.

Diese Sicherheit und Abgeschlossenheit der bürgerlichen Existenz kann aber, wie gesagt, nur noch als ganz vereinzelte Erscheinung gelten. Das Bürgerthum „von ächtem Schrot und Korn" ist nicht, wie man wohl meint, von ausschließlich conservativem Geist durchdrungen, gleichsam ein verfeinertes Bauernthum. Es ist durchaus qualitativ von letzterem unterschieden. In der mittelalterlichen Gesellschaft, wo ein Bauernstand im modernen Sinne noch nicht vorhanden war, spielte das Bürgerthum als eine Macht des socialen Beharrens wohl theilweise eine Rolle, wie sie jetzt dem Bauernthume zugefallen ist. Und doch gilt auch dieß nur mit großen Einschränkungen. In den Kämpfen zwischen den Zünften und Geschlechtern, die das mittelalterliche Städteleben so lebendig charakterisiren, sind alle Elemente der großen modernen Kämpfe zwischen den verschiedenen Schichten der Gesammt-Gesellschaft bereits im engeren Raume auf einander gestoßen. Nur die Namen wurden gewechselt. Was damals Geschlechter und Zünfte hieß, das heißt jetzt historisch gegliederte und nivellirte Gesellschaft. Dergleichen Bewegungen im Innern des Bauernthumes sind bis jetzt noch unerhört. Die Geschichte keines anderen Standes ist so reich an innerem Leben, an kräftigen Gegensätzen und deren unverhohlenem Widerstreit als die Geschichte des Bürgerthumes. Da gilt es nicht, wie bei den Bauern, einfache ruhende Zustände zu beobachten, sondern ein bewegtes Handeln, ein stetes Schaffen und Zerstören.

Die ächt dramatiſchen ſocialen Conflicte ſind das Wichtigſte in der Städtegeſchichte des Mittelalters. Darum ſchüttelt ſich unſer hiſtoriſches Gefühl vor der Unnatur, mit welcher ein ſchwächlicher Seitenzweig der romantiſchen Schule vor einiger Zeit in Dichtung und Bildwerk das alte Bürgerthum als ein mattherziges Stillleben von zahmen biderben Handwerksmeiſtern und blondhaarigen Goldſchmiedstöchterlein darzuſtellen ſich befliß. Die derben thatkräftigen Männer und unruhigen Köpfe der alten ſtreitbaren Städte haben ſicherlich ganz anders drein geſchaut. Und doch gibt auch dieſe Auffaſſung des maſſiven Bürgers kein volles und getreues Bild. Der Bürger — um es vorweg zu ſagen — iſt ein Charakter von doppelſeitiger Natur. Dieſe ſtreitſüchtigen alten Zünfte, die ſich wohl das ganze Jahr hindurch in den Haaren lagen, dieſe kriegsgewaltigen Bürger, die, wie weiland die Kölner mit ihrem Erzbiſchof Konrad von Hochſtetten, ſich oft aufs tapferſte mit Rittern und Knechten im Felde ſchlugen, waren doch nebenbei auch wieder Spießbürger, die ihre Ruhe liebten und denen man oft viel bieten mußte, bis ihnen der Geduldfaden riß, und ſie dann aber auch um ſo ingrimmiger ihre Schläge austheilten. Darum iſt jener Wahlſpruch, welcher „Ruhe" als die „erſte Bürgerpflicht" bezeichnet, ganz aus der Seele des Bürgerthumes geſprochen, und iſt doch dasſelbe Bürgerthum die Seele aller großartigen Bewegung, alles ſocialen und politiſchen Fortſchrittes in Staat und Geſellſchaft geweſen. Beiläufig bemerkt, der Kölner Reimchroniſt vom Jahre 1490, welcher die eben erwähnten blutigen Kämpfe zwiſchen den Kölner Bürgern und Konrad von Hochſtetten beſchreibt, nennt — ob er ſelber gleich unter den Augen des erzbiſchöflichen Stuhles ſchrieb — die Schöffen, welche jener frühere Erzbiſchof den Kölnern aufgedrungen, in bürgerlich bündigem Deutſch kurzweg Eſel, welche, ob man ſie auch in eines Löwen Haut ſtecke, dennoch, ſowie ſie nur das Maul aufthäten, ſich ſofort als Eſel ausweiſen würden. In dieſem einzigen Zuge malt ſich mehr ächte Charakteriſtik mittelalterlichen Bürgerthumes

als in ganzen Dutzenden von romantisch lackirten Poesien und Gemälden aus der Zeit der älteren Düsseldorfer Schule.

Friedrich List stellt in seinem „System der politischen Oekonomie" den „Manufacturisten" und den „Agriculturisten" in schneidend scharfen Gegensätzen neben einander. Er sagt: „Beim rohen Ackerbau herrscht Geistesträgheit, körperliche Unbeholfenheit, Festhalten an alten Begriffen, Gewohnheiten, Gebräuchen und Verfahrungsweisen, Mangel an Bildung, Wohlstand und Freiheit. Der Geist des Strebens nach steter Vermehrung der geistigen und materiellen Güter, des Wetteifers und der Freiheit charakterisirt dagegen den Manufactur- und Handelsstaat."

In diesem harten Ausspruch, den List dann freilich noch aufs geistvollste weiter ausgeführt und begründet hat, liegt alsdann volle Wahrheit, wenn wir den rohen Kleinbauern den höheren Industriellen gegenüber stellen; diese Wahrheit wird aber zunehmend bedingter und eingeschränkter, je mehr wir bei den Agriculturisten zu dem größeren Gutsbesitzer aufsteigen, bei den Manufacturisten zu dem eigentlichen Kleingewerb zurückgehen. Wir stoßen hier wieder auf die bereits angedeutete zwiespältige Natur des Bürgerthumes. Der kleine Handwerker, namentlich in Landstädten, ist fast eben so stabil in Begriffen, Gewohnheiten, Gebräuchen und technischem Verfahren wie der Bauersmann. Er spielt auch in socialem und politischem Betracht eine ganz ähnliche passive Rolle. Nur mit dem großen Unterschied, daß diese Passivität bei ihm vielfach aus Gedrücktheit und Verkommenheit entspringt, ein Ergebniß stummer Entsagung, während das stille Beharren des Bauern sich als das Product eines naiven Naturlebens darstellt. Der einsichtsvolle Staatsmann wird daher auf den passiven, nothgedrungenen Conservatismus des Kleinbürgers durchaus nicht das Gewicht legen, welches er dem natürlichen, angestammten Conservatismus des Bauern beilegen muß.

Die idealere Natur des Bürgerthumes dagegen weiß nichts von solcher Resignation. Ihr rechtes Lebenselement ist das Wetten und Jagen nach Erfindung, Vervollkommnung, Verbes-

ferung. Die „Concurrenz" ist ein ächt bürgerlicher Begriff; dem Stockbauer liegt er sehr fern. Der Bürgerstand alter und neuer Zeit in seiner großartigeren Erscheinung ist der zur Thatsache gewordene Beweis des Satzes, daß „die Kraft Reichthümer zu schaffen unendlich wichtiger sey als der Reichthum selbst." (List.) Darum liegt die Gründung von Majoraten und Fideicommissen nicht im Geiste des Bürgerthumes, so sehr sie im Geiste der Aristokratie und des Bauernthumes liegen mag. Das beste bürgerliche Erbe ist die Kraft und gegebene äußere Möglichkeit Reichthum zu erwerben, nicht der feste Besitz. Jener höchste Stolz starker Geister, alles durch sich selbst geworden zu seyn, ist ein ächt bürgerlicher, im Gegensatz zu dem aristokratischen Stolz auf historischen Ruhm und ererbtes Gut. In Altbayern kann man Bauern sehen, die von ihrer Confirmation bis zum Tode ein Baarcapital von acht Gulden auf ihrer Sonntagsweste tragen. Die Weste hat nämlich normalmäßig zwanzig Knöpfe und jeder Knopf wird durch einen vollwichtigen Sechsbätzner gebildet. Der schweizer Bauer sagt entsprechend von einer bodenlosen Weingurgel: Sie säuft sich alle Knöpfe vom Rock ab. Diese Sitte, ein Baarcapital auf Rock oder Weste ruhen zu lassen, ist nur bei Bauern möglich, die überhaupt an dem Besitze des todten Capitals eine seltsam kindische Freude haben. Ein ächter Bürger würde die zwanzig Sechsbätzner umschlagen bis mit der Zeit zwanzig Louisd'ors daraus geworden wären, und dann würde er doch noch lange keine goldenen Knöpfe auf die Weste setzen lassen.

Von den Heroen der neueren deutschen Nationalliteratur hat wohl keiner den gesunden, praktischen Mutterwitz, das scharfe Urtheil und die glühende Reformbegeisterung des deutschen Bürgerthumes in großartigerer Vereinigung persönlich dargestellt als Lessing. Und gerade Lessing war es, der den bekannten Ausspruch gethan, daß er, wo ihm Gott die Wahl ließe zwischen der Wahrheit selber und dem Streben nach Wahrheit, nach dem letzteren greifen würde. Das ist ein Wort voll stolzer, wahrhaft

bürgerlicher Gesinnung! Nebenbei gesagt, Doctor Faust, der alte Schwarzkünstler sowohl als der Goethe'sche, ist auch ein Bürgersmann gewesen. Der oben citirte Ausspruch List's, daß die Kraft Reichthümer zu schaffen unendlich wichtiger sey als der Reichthum selbst, ist die Uebertragung des allgemeinen Lessing'schen Satzes auf das besondere ökonomische Gebiet. Und in den beiden Aussprüchen liegt das Geheimniß, durch welches das Bürgerthum die oberste Macht der socialen Bewegung wird. Das Bürgerthum setzte die Zauberkraft dieser beiden Sätze als Hebel an, hier in dem Reiche des Geistes, dort in dem Reiche der materielen Interessen, und so hat es sich mit diesen Sätzen die Hegemonie in der modernen Gesellschaft erobert.

Eine vorzügliche Bedingung der steten Reibung und Bewegung im Innern des Bürgerstandes ist schon darin gegeben, daß derselbe die verschiedensten Berufsarten umschließt, während die Bauern wie der Grundadel wesentlich auf einen einzigen Beruf angewiesen sind. Bei den Mächten der socialen Bewegung, dem Bürgerthum wie dem vierten Stand, fällt der Beruf nicht mit dem Stand zusammen, bei den Mächten des socialen Beharrens deckt der Beruf den Stand. Darum sind die letzteren auch viel bestimmter abgegränzt, viel leichter begrifflich zu definiren. Es gibt keine größeren Gegensätze des Berufes wie zwischen dem Kleingewerb und jener höchsten Geistesarbeit der wissenschaftlichen und der künstlerischen Beschäftigung, und doch umschließt beide das Bürgerthum. Aehnliche Gegensätze wiederholen sich in andern bürgerlichen Kreisen: der Kleinstädter, der Residenzstädter, der Reichsstädter, der Bürger einer großen Welthandelsstadt sind grundverschiedene Charaktere, und dennoch fühlen und wissen sie sich einig im Geiste des Bürgerthumes. Das geht dem Bauern ab. Gleich unterschiedlich in Gruppen gesondert, hat er sich zu dem Gesammtbewußtseyn eines allgemeinen deutschen Bauernthumes noch nicht aufschwingen können.

Jene gleichzeitige Ausprägung des Sondergeistes und des Einigungstriebes, welche wir in der Einleitung als ein wesent-

liches Merkmal der Totalität unseres modernen Gesellschaftslebens nachwiesen, erscheint nirgends so auffällig bei einem einzelnen Stande im Kleinen nachgebildet, als gerade beim Bürgerstand. Der Corporationsgeist ist bei unsern Gewerben immer noch am meisten rege, und seine Wiederbelebung im höhern Sinne wird nur vom Bürgerthume ausgehen. Und doch ist dasselbe Bürgerthum zugleich die Mutter jener constitutionellen Weltanschauung, welche die Macht der Corporationen auf ein möglichst Kleinstes zurückführen will. Die ersten Vorzeichen der werdenden Selbständigkeit des mittelalterlichen Städtewesens kündigten sich darin an, daß die Bürger die Verwaltung des Gemeindeguts, die Handwerks- und Marktpolizei in ihre Hände nahmen. Und wie sonderthümlich hat sich diese Selbständigkeit in der Verwaltung des städtischen Gemeinwesens dann weiter entwickelt! Und dennoch ist es wieder dasselbe Bürgerthum, durch dessen nicht minder dem Allgemeinen zustrebenden Geist nachgehends die Centralisirung des Gemeindelebens durch den Polizeistaat erst möglich wurde. Also auch in dieser zwiespältigen Natur zeigt sich das moderne Bürgerthum wieder recht als der Mikrokosmus unserer gegenwärtigen Gesellschaft.

Bauernstand und Aristokratie, die Mächte des socialen Beharrens, sind einfache Bildungen, Bürgerthum und Proletariat, die Mächte der socialen Bewegung, aus mannichfachen Gegensätzen in Eins geschmolzene. Auch um dieser im Bürgerstande vermittelten Gegensätze willen mag man ihn den „Mittelstand" nennen.

Namentlich ist es der deutsche Mittelstand, bei welchem der Trieb vorwärts zu bringen und die Lust am ruhigen Beharren sich fortwährend befehden. So schreitet das Genie des deutschen Gewerbfleißes rastlos zu neuen Erfindungen vor, überläßt es aber dann, in träge Ruhe wieder zurücksinkend, andern Völkern, das Gefundene auszubeuten. Es ist ein idealistischer Zug im Charakterkopfe des deutschen Bürgers, daß er sich zur Ehre, aber andern zum Nutzen schafft, verwandt jenem

ächt bürgerlichen Selbstbekenntniß, welches die Kraft zum Erwerben höher anschlägt als den Erwerb selber.

Der geschilderte Dualismus des Bürgerthumes bewirkt, daß jede der beiden äußersten politischen Parteien einen Groll auf dasselbe hat. Den Demokraten ist das Bürgerthum die Wurzel alles Stillstandes und Rückschrittes, den Absolutisten der Urquell aller Empörung und Ueberstürzung. Aber merkwürdig genug ist dabei die Scheu, welche beide Parteien zeigen, bei dieser Befehdung das Bürgerthum direct beim Namen zu nennen. Die Demokratie hat es nicht gewagt, den ehrwürdigen deutschen Namen des Bürgers zu entweihen als Partei-Schimpfwort, weil sie gar wohl weiß, wie volksthümlich der Klang desselben ist. Und wie man so oft die französische Sprache gebraucht, um wenigstens den Gedanken zu geben, wo man sich vor dem Wort fürchtet, hat sie sich das Bürgerthum als „Burgeoisie" erst ins Französische übersetzt, um dann, ohne zu erröthen, den Kampf gegen dasselbe beginnen zu können. Ebensowenig will es der Absolutismus Wort haben, daß er dem „eigentlichen" Bürgerthum zu nahe trete. Er schiebt darum das erdichtete Phantom eines „ächten" Bürgerthumes unter, welches als eine Art städtisches Bauernthum lediglich Ruhe und Beharren im politischen und socialen Leben darstellen soll, in der That aber gar nicht existirt. Diesem sogenannten „ächten" Bürgerthum wollen die Männer der politischen Erstarrung um so geflissentlicher befreundet seyn, als sie damit das Gehässige einer Polemik gegen das wirkliche Bürgerthum als die entscheidende Macht der berechtigten socialen Bewegung von sich abzuwenden wähnen. Daraus erkennen wir aber erst vollauf, wie groß die bürgerliche Hegemonie in der modernen Welt seyn muß, da alle wenigstens vermeiden möchten, sich an dem Namen des Bürgerthumes zu vergreifen!

Der Grund zu der gegenwärtigen imposanten Stellung des Bürgerthumes wurde merkwürdiger Weise in der Zeit gelegt, wo der Wohlstand des mittelalterlichen Städtewesens, die alte

Blüthe von Gewerb und Handel bereits zu sinken begann. Ich meine die Reformationszeit. Diese ungeheure kirchlich-sociale Krisis hat für das geistige Uebergewicht des deutschen Bürgerthums auf Jahrhunderte dieselbe Bedeutung gehabt wie sie die nicht minder riesige industrielle Krisis der modernen Maschinenerfindungen für das materielle Uebergewicht desselben haben wird. In diesen beiden Erscheinungen, die für uns durchaus nicht so heterogen sind als es manchem bedünken mag, zeigt sich aufs wunderbarste die Kraft der socialen Bewegung im Bürgerthume. In den Reformationskämpfen rang sich der bürgerliche Geist zur Autonomie auf im kirchlichen und wissenschaftlichen Leben. Dieses einseitige spiritualistische Vorwärtsdringen erzeugte einen Gegenschlag, der auf die materielle Existenz zurückfiel: der dreißigjährige Krieg vernichtete den bürgerlichen Wohlstand, und die arme und armselige Zeit nach demselben schuf aus dem stolzen mittelalterlichen Handwerker und Kaufmann — den demüthigen deutschen Philister. Aber die große Reformation der modernen Industrie wird auch dem bürgerlichen Gewerb die verlorene Autonomie wieder gewinnen, sie wird ein neues sociales Gebilde des Bürgerthumes nicht minder erzeugen, wie die kirchliche Reformation vor dreihundert Jahren ein solches erzeugt hat.

Nur bei den germanischen Völkerfamilien im europäischen Nordwesten existirt noch ein vollwichtiger, geschlossener Bürgerstand, und nur diese germanischen Völker haben die kirchlichen Reformationskämpfe nach ihrer ganzen Tiefe durchgefochten.

Schon bei den Vorspielen der Reformation war es das deutsche Bürgerthum, welches die Kraft der geistigen Bewegung für sich erprobte. Der Historiker Heinr. Rückert sagt in seinen „Annalen der deutschen Geschichte": „Es war *etwas Bürgerliches* in all den deutschen Mystikern seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, aber der von allen Schlacken gereinigte, tiefste Gehalt dieses bürgerlichen Geistes. Nichts mehr von dem phantastischen Schwunge der *ritterlichen* geistlichen Poesie,

dafür aber desto mehr Zurückgehen auf die Wirklichkeit in den innerlichsten Zuständen des Menschen, über welche dort eine Art von religiösem Rausche hinweggeführt hatte, und das Bemühen, sich nicht bloß augenblicklich über sich selbst zu erheben, sondern das Christenthum als ein stets wirkendes Lebensprincip eins mit ihnen zu machen, und eine Gesinnungserneuerung hervorzubringen, aus welcher dann die Bethätigung dieses neuen Geistes im Leben von selbst folgte. Dieses große, ächt praktische Element war der Grund, warum die Richtung in der Nation fortwährend größeren Anklang fand ....."

Das Eindringen der classischen Literatur-Studien, welches der Reformation die Wege ebnete, fand seine obersten Vertreter im Bürgerstande. Die satirischen Vorboten der großen Bewegung, Sebastian Brandt, Heinrich von Alkmar, Thomas Murner u. a., stellen eine ganz entschieden sociale Agitation aus dem Schooße des Bürgerthumes dar.

Deutsche Reichsstädte waren es, welche die Reformation unter den Ersten in bürgerlicher Kühnheit und mit bürgerlichem Trotz in Schutz nahmen.

Luther selber in seiner dualistischen Natur ist ein wahres Urbild eines deutschen Bürgers. Der Drang, eine verrottete Welt aus ihren Angeln zu heben und zugleich das Bewußtseyn, daß nur in dem Anklammern an das Beharrende und Bestehende die wilden Schwarmgeister gebannt werden könnten, kämpfte unabläßig in seiner Brust. Daher so manche Widersprüche in seinem Leben, die nicht aus mattherzigem Verzagen, sondern aus der Tiefe des Kampfes selber quollen. Es sind die Widersprüche des deutschen Bürgerthumes.

„Warum thut man nicht, wie im Volke Israel geschah, da nur Einer König blieb? Seinen Brüdern gab man etwas, und ließ sie den andern im Volke gleich seyn. Müssen's denn alle Fürsten und Edle bleiben, die fürstlich und edel geboren sind? Was schadet es, ein Fürst nehme eine Bürgerin und ließe ihm begnügen an eines Bürgers Gut? Wiederum eine edle

Magd nehme auch einen Bürger? Es wird doch die Länge nicht tragen, daß eitel Adel mit Adel heirathe. Ob wir vor der Welt ungleich sind, so sind wir doch vor Gott alle gleich, Adams Kinder, Gottes Creatur, und ist je ein Mensch des andern werth." Liegt in diesen Worten Luthers nicht bereits der ganze ausgleichende und sociale Universalismus modern bürgerlicher Weltanschauung ausgesprochen? Man hat in diesen Tagen in einem deutschen protestantischen Staate eine Zusammenstellung social und politisch radicaler Stellen aus Luthers Schriften polizeilich confiscirt. Eben so gut könnte aber auch eine demokratische Regierung eine Blumenlese von Aussprüchen aus des Reformators Werken confisciren, weil sie zu „reactionär" seyen. Das ist nicht bloß Luthers, sondern des ganzen deutschen Bürgerthumes zwiespältige Natur.

Neuere Schriftsteller haben mit Recht hervorgehoben, wie die erschütternden Erfolge Luthers aufs engste damit zusammenhingen, daß er seine Predigt an das deutsche Volk gerichtet habe. Allein ein Volksthum im modernen Sinne bestand damals noch nicht. Durch seine Stellung inmitten des Bürgerthumes ist Luther erst in zweiter Linie volksthümlich geworden. Die damaligen Bauern wußten bekanntlich dem socialen Demagogen und Wühler Karlstadt viel mehr Geschmack abzugewinnen, als dem bürgerlichen Reformator Luther. Karlstadt und Luther verhalten sich in socialem Betracht zu einander wie die Ausgleichungswuth des vierten Standes zu den versöhnenden und vermittelnden gesellschaftlichen Tendenzen des Bürgerthumes.

Jener oberste sittliche Grundsatz des Protestantismus, der den Kampf um die Gottseligkeit von dem Felde der äußeren Werke in die Tiefen des inwendigen Menschen zurückversetzt, entspricht dem Geiste des Bürgerthumes, welchem das Ringen nach Erwerb höhere Kraft und mächtigeren Reiz birgt als der Besitz des Erworbenen selber. Die katholische Kirche besitzt — aristokratisch — ein liegendes, in seinem Grundstock unveräußerliches Capital von Gnadenmitteln, der Protestantismus kennt —

bürgerlich — nur das Ringen nach dem Erwerb der Gnade durch den Glauben, und seine Dogmatik gibt der Kirche nirgends einen rechtlichen Besitztitel für das feste, ruhende Capital eines eigentlichen Gnadenschatzes.

Gerade dieser bürgerlichen Richtung im Protestantismus konnte sich auch der Katholicismus auf die Dauer nicht entziehen, er ist in Messe und Predigt und allerlei andern Cultusformen, in der Zugänglichkeit der verdeutschten heiligen Schrift für die ganze Gemeinde und in vielen weiteren Stücken bürgerlicher geworden, während hier früher der priesterlich aristokratische Charakter vorwaltete. Darin zeigt sich eine der entscheidenden *socialen* Consequenzen der Reformation.

Der protestantische Cultus, der Kirchenbau und was damit zusammenhängt, ist bis zum Uebermaß bürgerlich, d. h. schlicht, nüchtern, verständig, praktisch, aber auch ungemüthlich und poesielos. Ganz ebenso zeichneten wir oben die neuere Bürgersitte. Der Prunk der katholischen Kirchengebräuche läßt sich bald als aristokratisch, bald als volksthümlich bäuerisch bezeichnen. Die Bauern katholischer Landstriche schmücken ihre Kirchen und Heiligenhäuschen in der Regel weit lebhafter aus als selbst die reichsten städtischen Gemeinden. Das ist eine ganz natürliche Consequenz ihrer bunten Röcke und ihrer riesenmäßigen Hochzeitschmäuse.

Der protestantische Choral in schwerem Gleichschritt, ernst, schmucklos, in den einfachsten Urformen der Melodie und Harmonie sich bewegend, dabei aber von der ganzen Gemeinde gesungen, ist bürgerlichen Gepräges. Die katholischen Kirchengesänge sind dagegen entweder vorwiegend contrapunktisch-aristokratisch, oder bei den allgemeinen Chorgesängen an das bewegliche Volkslied, an den sinnig gemüthlichen Bauerngesang anschließend. Es ist eine interessante sociale Erscheinung, daß der Protestantismus das eigentliche neuere Volkslied, das Bauernlied, welches die Naivetät des religiösen Gefühles oft so ergreifend ausspricht, von seinem Cultus strenge fern gehalten hat.

Ohne Luthers deutsche Bibel, ohne die durch dieses Werk hervorgerufene Feststellung einer allgemein deutschen Sprechart und Schreibart wäre der moderne Universalismus des Bürgerthums gar nicht möglich gewesen. Denn seine oberste Voraussetzung ist die, daß die Scheidungen der Stände gekreuzt werden durch die große Querlinie, welche lediglich eine gebildete und eine ungebildete Gesellschaft abtheilt. Diese „gebildete Gesellschaft" ist aber im Gegensatz zur gelehrten Welt nur möglich geworden durch Luthers Centralisirung der deutschen Schriftsprache.

Man hat aber die Reformation in neuerer Zeit häufig genug, ganz im Gegensatze zu unserer Ausführung, als den wahren Ruin des deutschen Bürgerthumes hingestellt. Es wird niemand läugnen, daß in Folge des religiösen Zwiespaltes und der daraus hervorgegangenen Bürgerkriege der Wohlstand der deutschen Städte fast gänzlich zerstört worden ist, daß in der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege auch aller geistige Aufschwung gebrochen erscheint, und der lederne deutsche Philister neben dem ächten Bürger Platz gewinnt. Und dennoch ist seit der Reformation die ideelle Macht des Bürgerthumes gegenüber den andern Ständen stätig gewachsen, in dem Maße gewachsen daß viele heutzutage mit einem Scheine von Recht der Ansicht sind, es gebe gar keinen andern berechtigten Stand mehr als den Bürgerstand. Dergleichen zu behaupten, wäre im Mittelalter, wo das Bürgerthum angeblich in höherer Blüthe gestanden haben soll, barer Wahnsinn gewesen. Das Bürgerthum mußte freilich auch seinen Theil von der allgemeinen socialen Erschlaffung des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts hinnehmen, allein auch diese allgemeine Erschlaffung darf vom weltgeschichtlichen Standpunkte nur als ein rasch vorübergegangenes Zwischenspiel angesehen werden. In der Reformation, als in der eigensten That des deutschen Bürgergeistes, ist demselben erst recht seine neue Sendung in der gesellschaftlichen Welt aufgegangen, nämlich die entscheidende Macht der socialen Bewegung zu seyn. Und in

der Erkenntniß und Erfassung dieses Berufes war der Keim einer neuen vorher nicht geahnten socialen Machtvollkommenheit des Bürgerthumes gegeben.

Der Bürgerstand der Perücken- und Zopfzeit erscheint freilich in keinem besonders vortheilhaften Lichte, wenn man ihn für sich allein betrachtet. Er hebt sich aber um so glänzender ab, wenn man ihn mit der gleichzeitigen Gesunkenheit der höheren Stände zusammenhält. Gerade in diesen trübseligen Tagen bewährte sich das conservative Element, welches namentlich dem kleineren Gewerbstande einwohnt. Er blieb wenigstens sittlich conservativ, während die Aristokratie in sittlicher Auflösung unterzugehen drohte. In treuer, stiller Arbeit, im ehrenfesten frommen Familienleben war und blieb der deutsche Handwerker damals national, ob ihm gleich das klare nationale Bewußtseyn erloschen war. Politisch war er eben nicht mehr und nicht minder auf dem Hund wie alle andern Stände. Aber social war er, aus dessen Schooße eben erst die gewaltigste Bewegung hervorgegangen war, in selbiger Zeit fast die einzige erhaltende Macht im Staate, welche verhütete, daß die Gesellschaft nicht in sittlicher Fäulniß auseinanderfiel. Der Bauer war fast noch eine sociale Null. Die unverdrossene zähe Arbeit des kleinen Gewerbes in einer Zeit wo das große in Deutschland beinahe zerstört war, bildet die Brücke zu dem modernen industriellen Aufschwung. Ohne ihre kummervolle Ausdauer würde die rasche Blüthe des modernen Industrialismus nicht möglich gewesen seyn, ohne ihre Pietät für die Reste des alten Innungswesens, in welche erst der Polizeistaat des 19ten Jahrhunderts mit barbarischer Hand eingriff, würde das deutsche Bürgerthum sich heute bereits in ein bürgerliches Proletariat aufgelöst haben.

Das 17te und 18te Jahrhundert zeigte den Sondergeist des deutschen Bürgerstandes inmitten trostloser Gesammtzustände in seiner größten Glorie. Daß uns heute noch die Begriffe des „bürgerlichen“ und des „ehrbaren“ als sehr nahe verwandt, wohl gar als identisch gelten, datirt von daher. In Frankreich, wo

gerade in jenen Jahrhunderten das große Werk der Centralisation vollzogen wurde, wo der Kleinbürger nicht die Kraft hatte sich angesichts der nivellirenden Sittenverderbniß in seine Sonderthümlichkeit einzuspinnen, wo das Städtewesen gleichbedeutend wurde mit dem Wesen der einen großen Hauptstadt, nahm der Bürger auch viel mehr Gutes und Böses der höhern Stände zu sich herüber. In Deutschland braucht man einen Schuster oder Schneider auch nur von hinten zu sehen, so steht es ihm doch schon auf dem Rücken geschrieben, daß er ein Schuster oder Schneider ist. In Paris soll das nicht der Fall seyn. Aber wir beneiden den französischen Bürger nicht um diese allgemeine Glätte der äußern Haltung und Manier. Denn diesem deutschen Schuster, dem seine Schusterschaft sogar auf dem Rücken lesbar geschrieben steht, stehet auch das gute Vorurtheil daneben geschrieben, daß er ein ehrbarer, ganzer Schuster sey, und kein Windbeutel.

Ein französischer Schriftsteller, Charles Nodier, zeichnet für die sociale Verderbniß von Paris, wo der bürgerliche Sondergeist keine rettende Macht mehr ist, wo die politische Centralisation die guten Elemente so innig mit den schlechten zusammengeschmolzen hat, daß auch das ursprüngliche Gute vergiftet werden muß, eine furchtbar ernste Parallele:

„Sobald eine ungeheure Stadt alle Verirrungen des Menschengeistes, alle Thorheiten der falschen Politik, die Verachtung der heiligen Wahrheiten, die Wuth schimmernder Neuerungen, den nackten Egoismus und mehr Sophisten, Dichter und Seiltänzer vereinigt, als für zehn verdorbene Generationen hinreichte, dann wird sie nothwendig die unbedingte Königin der Städte. Rom hatte bei den häufigen Einbrüchen des Nordens seine Consuln, seinen Senat, seine Redner, seine Kriege rnicht mehr, es stellte den Barbaren nur noch Schauspieler, Freudenmädchen und Gladiatoren entgegen, die schmachvollen Reste einer übertriebenen und entsittlichten Civilisation, die aus allen Mistpfützen hervortrat, und Rom blieb die Hauptstadt der Welt!“

So viele ſtudirte Leute, die, von ihrer eigenen Abſtraction geblendet, in der Wirklichkeit nur noch eine nivellirte Geſellſchaft vorhanden finden, von all dem Corporationstrieb aber, dem Sondergeiſt, deſſen Spuren wir ſo emſig aufſuchen, keinen nennenswerthen Reſt mehr wahrnehmen, möchten wir doch nur ganz einfach an ihre Studentenjahre erinnern. Die deutſchen Univerſitäten ſind eines der merkwürdigſten Denkmale hiſtoriſcher „Gliederung der Geſellſchaft.“ In ihnen webt der alte Geiſt jenes deutſchen Bürgerthumes, welches ſich in dem engeren Banne der Corporation erſt recht ſtark und frei weiß. Der Student, wenn er zur Hochſchule kommt, hat nichts eiligeres zu thun, als ſich nach ſtreng geſchiedenen Körperſchaften, in Burſchenſchaften, Landsmannſchaften ꝛc. zu ſondern. Er thut dieß nicht um irgend einer Reaction willen, ſondern kraft ſeiner akademiſchen Freiheit und zur vollſten Ausbeutung derſelben. Die Naivetät des jugendlichen Geiſtes ſucht die ſociale Gliederung auf, das abgelebte Alter zerfließt in der Allgemeinheit. Den Studenten, der keiner beſondern Körperſchaft angehören, der nur als Student in abstracto leben will, nennt die ſinnreiche deutſche Burſchenſprache ein „Kameel.“ Sie verbindet mit dieſem nicht ſchmeichelhaften Titel vorab den Begriff des altklugen, ledernen Egoismus, der eine kahle Allgemeinheit nur darum ausſchließlich gelten laſſen möchte, damit er ſich recht ungeſtört in ſeine perſönlichen Privatneigungen einpuppen kann. Solche ſociale Kameele ſind nun auch jene „allgemeinen Staatsbürger,“ welche bei ſich fertig geworden ſind mit allen geſchichtlichen Gliederungen und berechtigten Beſonderheiten der Geſellſchaft.

Die unſchätzbare Geſammteinrichtung des deutſchen Univerſitätsweſens iſt überhaupt nichts anderes als ein Ausfluß des bürgerlichen Corporationsgeiſtes im Mittelalter. Eine höchſt freiſinnige und eine höchſt conſervative Einrichtung zu gleicher Zeit, eine praktiſche Formulirung des ſtändiſchen Sondertriebes, und doch eben darum die feſte Burg einer über alle Standesgliederung hinausgehenden freien Wiſſenſchaftlichkeit!

In Deutschland, wo jedem Schuster seine Schusterschaft auf dem Rücken geschrieben steht, wurde Jakob Böhme geboren, der Fürst aller Schuster, der philosophus teutonicus, Hans Sachs, „Schuhmacher und Poet dazu," Winckelmann, des armen Schusters von Stendal Sohn. Und Goethe, das Frankfurter Bürgerkind, achtete es seiner Dichterherrlichkeit nicht zu gering, den Reimen des alten Nürnberger Poeten und Schuhmachers, sie nachbildend, erneuten Glanz zu schaffen. Nur Völker, bei denen das Bürgerthum sich so ständisch ausgeprägt erhielt, wie bei den Deutschen und Engländern, haben in der Uebergangsperiode vom Mittelalter zur modernen Zeit drei so wunderbare Genies als wildwüchsige Natursöhne dieses Bürgerthumes besitzen können, wie das Kleeblatt: Luther, Shakespeare und Jakob Böhme.

Der ganze Aufschwung der deutschen Nationalliteratur im 18ten Jahrhundert ist durchdrungen und getragen von bürgerlichem Geiste. Es ist die bewegende, vorwärts treibende, nivellirende Charakterseite des deutschen Bürgers, die hier in einseitig ursprünglicher Gewalt zu Tage bricht. Die Franzosen haben sich die Anerkennung des dritten Standes mit dem Schwerte des Bürgerkrieges und der Revolution erfochten, wir haben uns dieselbe erschrieben und ersungen. Und unmittelbar an den socialen Sieg des deutschen Bürgerthums, das man bereits versunken und todt gesagt, an seinen Sieg durch die Reformation der Kirche, der Kunst und der Wissenschaft, knüpft sich der neue Anlauf des modernen Industrialismus, dessen sociale Folgen noch keiner absehen kann.

Jene Zweiglinie der streng katholisch-conservativen Richtung, welche für die Erneuerung des alten Glanzes ihrer Kirche auch die Restauration des mittelalterlichen Ständewesens fordert, durchschaute am frühesten die sociale Folgereihe der bezeichneten Geisteskämpfe. Sie verdammte die ganze Entwickelungsgeschichte des Bürgerthumes seit dem 16ten Jahrhundert als eine Thatsache des Protestantismus. Unsere ganze neuere Nationallitteratur, Lessing, Klopstock, Herder, Goethe, Schiller, war ihr zu

„protestantisch," und sie faßte dieses Wort nicht bloß in seiner religiösen, sondern auch in seiner socialen Bedeutung. Der Cultus des Genius, welcher sich an jene großen Namen heftete, mußte dieser Richtung ein Gräuel seyn, denn sie fühlte wohl heraus, daß die neuere Nationalliteratur der Zertrümmerung der alten Stände eben so gut in die Hände gearbeitet hatte, als dieß die Revolution gethan. Es ist oft genug hervorgehoben und bis ins Einzelste durchgeführt worden, wie gerade die Helden unseres classischen Schriftthums sich nicht frei machen konnten von weltbürgerlicher Schwärmerei, und ob sie gleich ihre Nation warm im Herzen trugen, doch das Nationalitätsbewußtseyn vorwiegend als hemmende Fessel und Schranke ansahen auf dem Pfade der allgemeinen Humanität. Man legte mit philologischer Pedanterie den modern nationalen Maßstab an die Worte Lessing's, Herder's, Goethe's, und die alten Meister bestanden schlecht in diesem Examen. Hätte aber die gleiche Pedanterie obendrein unsern Standpunkt einer geschichtlichen Organisation der Gesellschaft zum Maßstabe für die Beurtheilung jener Literaturfürsten genommen, so würden dieselben vollends gar nicht bestanden haben. Die streng katholische Seite fühlt recht gut, daß Schiller und Goethe weit gefährlichere Träger und Verbreiter des protestantisch-bürgerlichen Geistes waren als ganze Dutzende berühmter Theologen. Denn die Totalität des modernen Geistes, insofern er in Gegensatz zu dem Mittelalter tritt, ist ihr gleichbedeutend mit dem protestantischen Geiste. Sie fühlt, daß Schiller's und Goethe's weltbürgerliche Philanthropie, der alle gesellschaftlichen Unterschiede überbrückende, dichterische und philosophische Universalismus dieser Poeten der gebildeten Schicht des Bürgerthumes erst recht das Bewußtseyn geweckt hat, daß es die Macht der socialen Bewegung sey. Täuschen wir uns nicht: diese Dichterfürsten waren die Apostel des in seinem Bewegungs- und Ausgleichungsdrange mächtigen Bürgerthumes, ja wohl noch mehr: die Propheten des vierten Standes!

Der deutsche Bürger ist einer politischen und socialen Schwärmerei, die sich ihm als System, als Theorie aufdrängt, unzugänglich, aber in Versen mag er gerne mitschwärmen für Weltbürgerthum und Aufhebung aller Standesunterschiede, für den nackten Menschen; und der stockreactionäre Philister, der in der Praxis alle Freiheit und Gleichheit zum Teufel wünscht, klatscht sich die Hände wund, wenn Don Juan singt: „hier gilt kein Stand, kein Name" und dann das Tutti in hell schmetternden Trompetentönen aufjubelt: „Hoch soll die Freiheit leben!"

Sind aber die edelsten Geister der Nation wirklich Apostel des Bürgerthumes als des Standes der reformatorischen socialen Bewegung, ja wohl gar Propheten des vierten Standes gewesen, dann ist uns dieß eben nur eine Bürgschaft mehr für die innere Berechtigung dieser bewegenden Mächte neben denen des Beharrens, und wenn etwa der vierte Stand dermalen noch im Schlamm der Zerfahrenheit und Nichtsnutzigkeit steckt, so sind wir darum so wenig befugt ihm seine Zukunft abzusprechen, als wir's dem Bürgerthum werden absprechen können, daß ihm die Gegenwart gehört.

Zweites Capitel.

Der ſociale Philiſter.

Eine eigenthümliche ſociale Krankheitsform iſt in dem modernen Bürgerſtande zum Ausbruch und zu wahrhaft epidemiſcher Verbreitung gekommen. Es iſt der Stumpfſinn gegen jegliches ſociale Intereſſe, die gewiſſenloſe Gleichgültigkeit gegen alles öffentliche Leben überhaupt. Ein großer Theil des modernen Bürgerſtandes iſt förmlich ausgeſchieden aus der Geſellſchaft, der Einzelne zieht ſich in die vier Wände ſeiner Privatexiſtenz zurück. Die Lebensäußerungen des Staates und der Geſellſchaft wecken nur noch inſoweit ſeine Theilnahme, als ihm ein perſönlicher Vortheil dabei ins Auge ſpringt, als ſie ihm Stoff zur Unterhaltung oder wohl gar Anlaß zu gelegentlicher Renommage bieten. Man faßt dieſe ganze große Sippe unter dem Namen der Philiſter zuſammen.

Der politiſche Philiſter fällt keinem einzelnen Stande beſonders zu, er ſtellt ſich dar als eine Entartung des Staatsbürgers, nicht des Geſellſchaftsbürgers; der ſociale Philiſter dagegen gehört weſentlich dem Bürgerſtande an. Wenn das geſunde Bürgerthum gerade durch die in ihm ſtets flüſſigen Gegenſätze des Sondergeiſtes und Einigungstriebes, eines ariſtokratiſchen und

demokratischen Princips, erst recht sein originelles Gepräge erhält und zur Macht der socialen Bewegung wird, dann heben sich diese Gegensätze im Philister zur Indifferenz auf, und er repräsentirt uns die sociale Stagnation. Auch im Philisterthum freilich ist Leben und Bewegung, aber es ist jenes schauerliche Leben, welches in dem verwesenden Leichnam gährt und wühlt.

Der Philister erkennt wohl auch gleich uns in dem Bürgerstande den „Mittelstand", aber nicht, weil er in ihm den bewegenden Mittelpunkt gefunden, darin alle Radien des gesellschaftlichen Lebens zusammenlaufen, sondern weil *sein* Bürgerthum der Ausbund socialer Mittelschlechtigkeit ist, ein nichtsnutziges, lauwarmes triste-milieu.

Nicht der ökonomisch zerrüttete Bürger wird am leichtesten zum Philister; das Philisterthum setzt eher ein gewisses Wohlbefinden, und sey es auch nur ein ganz erbärmlich kleinliches, voraus; es ist ein ins Kraut geschossenes Bürgerthum, von seiner Idee abgefallen, aber in seinen Aeußerlichkeiten um so üppiger fort vegetirend:

„Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Phlegma ist geblieben."

Hier zeigt sich sogleich ein merkwürdiger Gegensatz zwischen Bauernthum, Aristokratie und Bürgerthum. Der in der Selbstgenügsamkeit seines äußerlichen Standesbewußtseyns entartete Baron verjunkert, der Bauer verhärtet zu einem knorzigen Stockbauer, d. h. beide bleiben in dem Extrem ständischer Abgeschlossenheit stecken. Der zum Philister verkrüppelte Bürger dagegen verliert alles ständische Gemeinbewußtseyn, und der völlige sociale Indifferentismus ist es gerade, was ihn zumeist charakterisirt. Dem verjunkerten Edelmann würde nicht der Philister, sondern der *Spießbürger* entsprechen, welcher sich als der in städtischer Einseitigkeit eingeschrumpfte Bürger darstellt. Und dieß ist wiederum ein bemerkenswerther Unterschied der alten und neuen Zeit, daß vordem der Spießbürger vorherrschend der entartete Bürger gewesen ist, während jetzt der Philister den Spießbürger

großentheils verdrängt hat. Der socialistisch-communistische Proletarier und der Philister arbeiten gleicherweise an der Auflösung der gegliederten Gesellschaft: der eine indem er angreifend verfährt, der andere indem er in stumpfer Gleichgültigkeit diese Angriffe geschehen läßt; jener demonstrirt uns die geschichtliche Gesellschaft theoretisch weg, dieser steckt wie der Vogel Strauß den Kopf in die Ecke, und glaubt dann, es gebe keine historische Gesellschaft mehr.

Der Philister ist ein betrogener Betrüger, der Gefoppte und Geprellte aller Parteien, ohne daß er selber dieses merkt. Ein sociales Glaubensbekenntniß besitzt er so wenig als ein politisches, er hält es immer mit derjenigen Richtung, welche das für den Augenblick bequemste Bekenntniß formulirt hat. Darum verfälscht er allen Maßstab für die wirkliche Bedeutung der Parteien. Seit der Philister eine förmliche sociale Gruppe bildet, ist der Begriff der „öffentlichen Meinung" eine unpraktische Abstraction geworden. Denn wo der Philister den Ansatz zur Bildung einer Majorität wahrnimmt, da tritt er sofort gedankenlos hinzu und erweckt, da er sich überall den Massen nachdrängt, vorweg den Verdacht, daß die Stimme der Massen die Stimme der Unvernunft sey. So hat der Philister auch in künstlerischen und literarischen Dingen den Gedanken eines urtheilenden und richtenden „Publikums" zu einer grundverderblichen Fiction werden lassen. Es brauchen nur ein paar vorwitzige Bursche recht lauten Beifall zu spenden, gleich läuft ein ganzes Rudel von Philistern als hundertfältiges Echo hintendrein.

Einzelne Philister hat es gegeben seit es einen Staat und eine Gesellschaft gibt, aber das Philisterthum als eigene, umfassende sociale Gruppe ist eine durchaus moderne Erscheinung. Dem Geiste des classischen Alterthumes würde es entsprochen haben, den Philister mit Verbannung und bürgerlichem Tode zu bestrafen. Es ist ein trauriges Zeichen von der inneren Hohlheit des modernen Polizei- und Beamtenstaates, daß derselbe die Gesellschafts- und Staatsgefährlichkeit des Philisters gar nicht

erkennt, oder, wo dieß geschehen sollte, demselben durchaus nicht beizukommen weiß. Der Grundgedanke des Philisterthums ist eine tiefe politische Unsittlichkeit, welche Staat und Gesellschaft langsam vergiftet, und doch kann zugleich der Philister nach polizeistaatlicher Auffassung der politisch, d. h. polizeilich, loyalste Bürger seyn. Welch erschreckender Widerspruch! Politisch und social nichts zu thun und nichts zu seyn ist kein Verbrechen, sondern eine Tugend im modernen Staate! Aber man übersehe doch auch nicht: dieser Zug in der Physiognomie des modernen Staates ist der wahrhaft hippokratische, der todverkündende. Wir haben schon bei den Bauern wahrgenommen, wie unsere Regierungen fast nur verneinend und austilgend einzugreifen wissen in das sociale Leben, nicht aber positiv aus dem Individuellen entwickelnd und weiterbildend. Dem socialen Philister, welcher der Gesellschaft gefährlicher ist als der communistische Proletarier, kann man nicht mit Haussuchungen, Ausweisungen, und Arretirungen zu Leibe gehen, man kann nur mittelbar durch Schutz und Hegung eines kräftigen und gesunden Corporationsgeistes im Bürgerthume das Aussterben dieser Gruppe des entarteten Bürgerthumes anbahnen. Hier aber stoßen wir zum andernmale auf einen Widerspruch: der Polizei- und Beamtenstaat möchte recht gern einen Rückhalt in den socialen Mächten gewinnen, und dennoch fürchtet er sich zugleich vor denselben! Er will durchaus nur schwache Bundesgenossen, aber ein schwacher Bundesgenosse ist hier nichts anderes als — ein Gegner.

Die prächtige sprachliche Bezeichnung des „Philisters" haben wir dem Burschenleben zu danken. Was dem Burschen das „Kameel" im engeren Kreise des Studententhums, das ist ihm der Philister in dem weiteren Bering der ganzen Gesellschaft. Im Uebermuth des Corporationsgeistes erkennt der Student gleichsam nur die Hochschule und was dazu gehört, als die berechtigte Gesellschaft an. Alles was draußen steht, ist Philister. So sollen der bürgerlichen Gesellschaft selber alle die, welche draußen stehen, weil sie in dem Egoismus ihres Privatlebens

keinen Raum mehr übrig haben für das sociale Leben, Philister heißen. Nach dieser Herkunft trifft das Wort im Doppelsinne, es trifft wie eine Peitsche; denn es zeichnet den Philister als den wirklichen und verdienten Paria der Gesellschaft. Keiner socialen Erscheinung hat sich gegenwärtig der Humor so eifrig bemächtigt als des Philisters. Die in dem Sonderthum ihres Standes versteiften Edelleute, Bürger und Bauern, die zopfigen Bürgermeister sammt Baron Pappendeckel und Pachter Feldkümmel sind längst verbrauchte Carricaturen. Die Carricaturen des Philisterthums dagegen, die Hampelmänner, Staatshämorrhoidarier und Piepmeyer gehören recht eigentlich der modernen Zeit an. Das in Nichtsnutzigkeit entartete Proletariat sämmtlicher Stände ist zu erschreckend ernst für die Satire. Der Philister ist unsere einzige ausgiebige sociale Originalcarricatur. Aber man müßte ihn nicht zu kleinlichem Spaß ausbeuten, sondern zu aristophanischer Verspottung mit großartigem ethischem Hintergrunde. Hampelmann, der auch die höchsten Interessen des öffentlichen Lebens mit der Elle des „baumwollenen und wollenen Waarenhändlers" mißt, dessen ganze sociale Politik im Geldsacke sitzt, der sich über alle Parteien erhaben dünkt, weil alle ihm gleicherweise eine Nase drehen, als das Urbild des bornirten, stumpfsinnigen Egoismus in der philisterhaften Entartung des Bürgerthumes. Piepmeyer, der seine Fühlhörner ausstreckt, um zu beschließen ob er wieder etwas weiter nach rechts oder links rücken solle, als der Ahnherr jener stark verzweigten Linie der Philister, die in regster Theilnahme an allen Aeußerlichkeiten des öffentlichen Lebens nur Stoff für das Bramarbasiren mit ihrer winzigen Person suchen. Das sind lustige Bilder und doch zugleich die schwärzesten Nachtstücke aus unseren socialen Zuständen.

Der verdorbene, proletarische Bauer hat seinen Hauptsitz nicht auf den Hofgütern und Weilern, sondern in den großen, stadtähnlichen Dörfern. Der Fundort des zum socialen Philister entarteten Bürgers ist umgekehrt weit weniger in den großen

als in den kleinen, dorfähnlichen Städten. Die Kraft des Bürgerthumes hat sich allezeit mehr im großartigen Zusammenleben und Zusammenwirken, die Kraft des Bauernthumes mehr in der Vereinzelung geltend gemacht. Der Sprachgebrauch nimmt wohl gar einen „Kleinstädter" für gleichbedeutend mit einem Philister. Als die Städtebündnisse des Mittelalters sich aufgelöst hatten, und die großen selbständigen Städte Provincialstädte wurden, war dem Philister eigentlich erst das Land geöffnet. Die vielen halbwüchsigen, zwitterhaften Städte, an denen wir eben so sehr Ueberfluß haben wie an überwüchsigen Dörfern, sind allmählich wahre Brütöfen des Philisterthums geworden. Es ist darum eine erfreuliche Wahrnehmung, daß seit der Auflösung des alten deutschen Reiches die Centralisirung des deutschen Städtewesens so mächtig vorschreitet. Von Jahr zu Jahr verwandeln sich die kleinen in den Ecken gelegenen Landstädte mehr und mehr in wirkliche Dörfer, sie verbauern, sie werden mit der Zeit auch wieder Dörfer heißen. Die großen Städte dagegen nehmen in demselben Maße zu und gewinnen an Selbständigkeit der Physiognomie. Wir haben aus dem vielgliederigen, individualisirten Mittelalter eine Unzahl kleiner Städte geerbt, welche bei den damaligen Zuständen des Bürgerthumes sich ganz gut selbständig hatten behaupten können, aber unser Bürgerthum ist ein ganz anderes geworden und viele dieser kleinen Städte sind trotzdem geblieben. Nun entstanden aber auch noch obendrein in den beiden letzten Jahrhunderten eine Menge künstlicher, durch Fürstenlaune und andere zufällige Motive hervorgerufene Städte, namentlich kleine Residenzen, die den berechtigten größeren Städten viele Lebenselemente eines gesunden Bürgerthumes abführten, ohne doch selber bedeutend genug zu seyn, ein solches neu aus sich zu schaffen. Dieses Unmaß von zersplitternder Individualisirung des Städtewesens hatte im vorigen Jahrhundert in Deutschland seinen Höhepunkt erreicht. Die kleinen Residenzen haben sich seitdem von etlichen Hunderten wieder auf etliche Dutzend verringert. In den Jahren von 1803—1817

wurde eine große Zahl von Städtegerechtsamen, die in früherer Zeit wahrhaft gewissenlos verliehen worden waren, wieder aufgehoben, und die Duodez-Städtchen, welche oft genug keine 500 Einwohner zählten, wieder in Dörfer verwandelt. Der Verfasser kennt viele solcher erst seit jener Zeit degradirte Städte, und hat die Umwandlung in Bauerndörfer bereits überall wieder so gründlich durchgeführt gefunden, daß auch fast nirgends mehr die Physiognomie des Ortes, Sitte und Beschäftigung der Bewohner die ehemalige Stadt errathen läßt. Ein Beweis wie heilsam und gerechtfertigt die Umwandlung war. Dagegen kann man auch in Gegenden, wo bei den kleinsten Nestern der alte Städtecharakter aufrecht erhalten wurde, — wie z. B. in Kurhessen — sich anschaulich genug von der socialen Gefährlichkeit einer solchen Zwitterexistenz überzeugen.

Die deutschen Kleinstaaten sind es vorzugsweise, welche sich durch den Ueberfluß an kleinen und den Mangel an großen Städten auszeichnen. Darum kennt man in vielen dieser Ländchen kaum ein Bürgerthum im vollen, stolzen Sinne des Wortes, desto besser aber das Philisterthum. Namentlich ist es hier eine der verkehrtesten Maßregeln gewesen, durch Gründung recht zahlreicher Sitze von Staatsbehörden in den bauernmäßigen kleinen Städten diesen einen gewissen politischen Charakter und dadurch eine erkünstelte Bedeutung zu schaffen. Nirgends wächst der Zopf des Philisterthums länger als in solchen Beamtenstädtchen, nirgends ist der Büreaukratie, der geschworenen Gegnerin eines freien, großen und selbständigen Bürgerthumes, eine wärmere Hegungsstätte bereitet worden. Dieser Decentralisirung des Städtewesens in kleinen Ländern mag wohl oft die Eitelkeit zu Grunde gelegen haben, durch die möglichst große Zahl selbständig individualisirter Städte dem Lande den Schein eines größeren Staates zu geben, wie etwa, wenn man die Quadratmeilen immer kleiner annahm, damit allmählich in friedlicher Eroberung der Flächenraum des Landes zu immer größerer Quadratmeilenzahl sich ausrecken möge. Aber solche Eitelkeit

ſtrafte ſich hart, denn in der Stunde der Gefahr zeigte es ſich, daß nur noch die auseinanderfallenden äußerſten Stände vorhanden waren, und nicht mehr der verbindende Mittelſtand.

Eine eigene Geſchichte der Entſtehung und Durchbildung des ſocialen Philiſterthums in den letzten drei Jahrhunderten würde äußerſt lehrreich ſeyn. Die Staatsgewalt wußte alle diejenigen bürgerlichen Corporationsrechte illuſoriſch zu machen, welche eine ſelbſtändigere Lebensregung des Standes vorausſetzten. Dagegen ließ man wohlweislich all den äußerlichen Schnack des Corporationsweſens beſtehen, der nur dienen konnte dasſelbe lächerlich und läſtig zu machen. Der Zopf an den Zünften hat ſich z. B. noch lange ungeſtört ſein Recht behauptet, während der tüchtige ſelbſtändige Geiſt der Innungen längſt von Staatswegen ausgetrieben worden war. An manchen Orten dauerten die liederlichen Zunftſchmäuſe länger als die Zünfte ſelber. Die centraliſirende Staatsgewalt glaubte abſtracte Unterthanen ſchaffen zu können, und ſchuf doch lediglich höchſt concrete Philiſter. Der ſociale Beruf des guten Staatsbürgers ſollte darin beſtehen, die Geſellſchaft zu vergeſſen. Indem die Behörden bald alle freie ſociale Bewegung niederſchlugen, bald wieder, wo es zweckdienlich erſchien, auf einen kurzen Augenblick zu derſelben kitzelten und anſpornten, lockten ſie recht wie mit künſtlichen Reizmitteln den ſocialen Philiſter hervor. Er iſt in ſeinem halbſchlechtigen Indifferentismus, in ſeiner heimtückiſchen Charakterloſigkeit recht augenfällig aus der Dreſſur jener Politik hervorgegangen, die gleichzeitig mit den Füßen ſpornt und mit den Händen die Zügel zurückzieht. Der Adel, ſo tief er in dieſer Periode der Geneſis des Philiſterthums geſunken war, wurde im ſchlimmſten Falle doch zuſammengehalten durch den äußeren Kitt von Standesrechten und Standesvorurtheilen. Der Bauer ſtand als ſociale Gruppe der Staatsgewalt ganz indifferent gegenüber. Er hatte nur erſt einen ſocialen Inſtinct, kein ſociales Selbſtbewußtſeyn, und der Träger dieſes Bewußtſeyns war und iſt ſeine Sitte. Bei

dem Bürger quillt umgekehrt erst aus dem socialen Bewußtseyn eine eigenthümliche Standessitte hervor. Der aus dem Bürgerthum herausgetriebene Philister konnte sich also noch nicht einmal gleich dem Bauern hinter seine Standessitte verschanzen, denn diese ist bei ihm etwas ganz secundäres. Der Bürger war von allen Ständen am schutzlosesten der nivellirenden Staatsgewalt preisgegeben. Erwägen wir dieß alles, dann wird es uns nicht mehr Wunder nehmen, daß ein so großer Theil des Bürgerstandes zum socialen Philisterthum entartet ist. Erstaunen müssen wir vielmehr, daß überhaupt noch ein ächtes, gesundes Bürgerthum neben den Philistern übriggeblieben, und die hiedurch bewährte sittliche Kraft im Bürgerstande anerkennen.

Es ist eine der bemerkenswerthesten Erscheinungen des socialen Philisterthums, daß viele Handwerksleute sich ihres Berufes als Arbeiter schämen, daß sie Fabrikanten, Kaufleute u. dgl. seyn wollen, daß sie die Würde ihres Berufes nicht mehr messen nach dem Talente und der Arbeitskraft, sondern nach der Größe des im Geschäft steckenden Capitales. Darin bekundet sich der Abfall des Bürgerthumes von sich selbst. Ihr schimpft den Schneider, wenn ihr ihn einen Schneider nennt. Der sociale Philister in ihm fühlt sich dadurch gekränkt. Er ist ein Kleidermacher, ein Kleiderfabrikant. Er weiß gar nicht mehr, daß das Wort „Schneider" schon seiner Abstammung nach etwas weit höheres bezeichnet als einen Kleidermacher. Der „Schneider" ist der Mann von Genie, der Meister, der den Plan zum Rock entwirft und mit der Scheere zurecht „schneidet", die Gesellen und Lehrjungen dagegen, die das Vorgeschnittene zusammen nähen, sie sind die eigentlichen „Kleidermacher." Aber in aufsteigender Linie schimpft ihr den großstädtischen Schneider selbst dann noch, wenn ihr ihn einen „Kleidermacher" nennt: — er ist Kaufmann, er hält ein „Magazin von Kleidern." So ganz und gar ist hier der alte Stolz auf die Kunstfertigkeit als den höchsten Ruhm des Bürgerthums verloren gegangen, und der Philister schätzt nur noch das Capital im Geschäft, nicht den Beruf als

solchen! Als ob nicht ein ganz anderer Mann dazu gehörte, einen Rock eigenhändig zu machen, als gefertigte Röcke zum Verkaufe auszubieten, was doch der letzte Trödeljude gemeiniglich am allerbesten versteht! Spottnamen für die einzelnen Gewerbe gab es wohl, so lange es Gewerbe gibt, und Meister Geisbock und Pechbrath sind viel älter als der sociale Philister. Aber daß der ächte ehrenhafte Name eines Gewerbes als solcher, wie jetzt z. B. Schneider und Schuster, schier als ein Spottname gilt, dieß ist eines der bedenklichsten Symptome bei der Seuche des socialen Philisterthums.

Aber noch mehr. Der Philister bleibt nicht bloß dabei stehen, den Namen des Berufes zu fälschen, auch in jeglichen Geschäftsbetrieb selber bringt er fälschend und verderbend ein. Ich will ein Exempel für hunderte hervorheben: den Bürger Kaufmann und den Philister Krämer. Es ist noch gar nicht lange her daß der höher Gebildete, wenn er von „mercantilischem Geiste" sprach, an einen Geist der Barbarei dachte, der Talent und Bildung nach Thalern und Groschen abschätzt, und dessen ganze Genialität darin besteht, Waare in Centnern einzukaufen, um sie nach Pfunden wieder auszuwägen. Welch ein Contrast gegen die bürgerlichen Ehren des Kaufmannsberufes in frühern Jahrhunderten! Es ist aber der Philister gewesen, welcher mittlerweile in den deutschen Kaufmann gefahren war, und ihn in der That großentheils zu einem solchen Krämer gemacht, der nichts weiteres nöthig hatte als etwas gesunden Menschenverstand, die vier Species und ein Betriebscapital. Wer viele Tausende im Handel jährlich umsetzt, den nennt man gewöhnlich einen Kaufmann, und wer es nur mit wenigen Hunderten kann, einen Krämer. Das ist eine geistlose Unterscheidung. Es gibt Krämer die einen umfassenden Großhandel treiben, und Kaufleute die nur einen kleinen Kram besitzen. Es kommt lediglich darauf an, ob der sociale Philister in den Kaufmann gefahren ist oder nicht. Der Krämer kauft und verkauft für seinen Vortheil, der Kaufmann thut das nicht minder, aber er sucht seinen

Vortheil nur da, wo dieser zugleich ein Vortheil der Corporation, des Standes, der Nation wird. Er hat ein soziales Interesse sogar im Geschäft. Die jetzt so landläufigen Grundsätze der Freihändler, daß der Kaufmann immer da einkaufen müsse wo er den billigsten Markt finde, daß bei Geldsachen die Gemüthlichkeit aufhöre ꝛc., sind Grundsätze der Krämer, nicht der Kaufleute. Es wird dem ächten Kaufmanne gegen das Gewissen laufen aus Privateigennutz den Gewerbfleiß des Auslandes zum Nachtheil der heimischen industriellen Arbeit zu fördern, wie es einem rechtschaffenen Staatsmanne gegen das Gewissen läuft das Interesse des eigenen Landes an ein fremdes Cabinet zu verrathen. Darum fühlt sich aber auch der ächte Kaufmann als Glied einer nationalökonomischen, einer politischen Macht. Gibt es doch Krämer — ich meine Krämer, welche viele Tausende jährlich umsetzen — die ihre Standesehre, ihren kaufmännischen Aristokratismus dadurch gekitzelt fühlen, daß sie nur ausländische Artikel feilbieten. Ich kenne ein Haus, welches in einer großen deutschen Handelsstadt zu den ersten zählt. Dasselbe würde sich schwer beleidigt fühlen, wenn man es mit andern Häusern, die gleich ihm Geschäfte in Luxusartikeln und gewiß von gleichem Belang machen, auf eine Rangstufe stellte. Warum? Jenes Haus führt bloß englische Waaren, die andern aber haben sich herabgelassen, auch einige deutsche Industrieartikel dazu zu nehmen, und der deutsche Philister bleibt mit dem Staunen der Ehrfurcht vor einem Geschäfte stehen, in welchem alles original englisch ist.

Unsere Proletarier sind bekanntlich nicht gut zu sprechen auf die Kaufleute; reden sie von einseitig unverhältnißmäßiger Anhäufung des Besitzes, dann meinen sie zuerst den Handelsstand. Der Reichthum des großen Kaufmannes, namentlich des Bankiers, däucht ihnen aber nur darum der ungerechteste, weil sie sich den Kaufmann als den socialen Philister par excellence denken, als den Krämer der Großhandel treibt, bei dem also der Aufwand von geistiger Kraft und Thätigkeit in gar keinem

Verhältniß zu dem reichen Erwerb steht, noch der Nutzen, der dem Gemeinwohl, der Gesellschaft, dem Staate, der Nation aus dieser nur privatim gesegneten Thätigkeit zufließt. Wir haben niemals den garstigen Neid der Proletarier gegen die „Geldsäcke" gebilligt, aber man möge doch auch nicht vergessen, daß der Scharfblick der hungernden Armuth hier den Egoismus des socialen Philisters erschaut hat, und daß jener verwerfliche Haß mindestens von den Krämern, welche sich den Großhandel anmaßen, provocirt ist.

Vergleicht man die socialen und nationalen Verdienste der meisten unserer sogenannten „ersten Häuser" mit dem Wirken jener alten Handelsfürsten in den italienischen, deutschen und niederländischen Handelsstädten, dann merkt man erst wie tief sich in der Zopfzeit der sociale Philister in unsern Kaufmannsstand eingewühlt hat. Die Gunst jener alten Kaufleute, wo sie sich der Kunst und Wissenschaft zuwandte, ward zu einem Ehrenzeichen für dieselbe; wenn dagegen der moderne reiche Krämer Talent und Bildung „protegirt," beleidigt er durch seine Gönnerschaft.

In alten Zeiten war in den meisten deutschen Städten eine strenge Scheidung festgehalten zwischen den Kaufleuten und den Krämern. Ein Krämer konnte jeder seyn; die Kaufmannschaft forderte „gelernte Leute." Diese Scheidung war aber schon im vorigen Jahrhundert kaum mehr durchzuführen. Die Begriffe des Kaufmannes und des Krämers waren ja ganz andere geworden. Aus rein geschäftlichen Abstufungen begannen sie in sociale überzugehen. Der erläuternde Name des „Philisters," welcher Gold werth ist, war noch gar nicht entdeckt. Vor siebenzig Jahren hat Justus Möser darauf gedrungen daß man den Unterschied des Kaufmannes von dem Krämer nach Weise der alten Gewerbeordnungen wieder ins Leben führen solle. Er fühlte wohl heraus, wie sehr durch die Verkennung und Mißachtung dieses Gegensatzes der Credit des ganzen Kaufmannstandes gefährdet sey, aber er faßte den Gegensatz als einen

vorwiegend gewerblichen, nicht als einen socialen. Die Kaiserin Maria Thereſia wurde dadurch veranlaßt, den Verſuch einer ſtreng gewerblichen Scheidung des Kaufmannes und Krämers in ihren Erblanden zu wagen. Wir wiſſen nicht mit welchem Erfolg. Könnte man freilich den ſocialen Philiſter in die Umzäunung einer beſonderen Zunft einfangen, dann brauchte ſich niemand mehr vor ihm zu fürchten! Denn das Furchtbare an ihm beſteht, wie bei dem Proletariate, gerade darin daß er ein wahrer Ueberall und Nirgends iſt, den man nur im Begriff, nicht in der leibhaften Wirklichkeit beim Kragen faſſen kann.

Das deutſche Philiſterthum hat ſich ſogar einen eigenen Literaturzweig geſchaffen, einer großen literar-hiſtoriſchen Gruppe ſeinen Stempel aufgeprägt. Dieſe Literatur des Philiſterthums blühte in der Zeit von der erſten franzöſiſchen Revolution bis zu den Befreiungskriegen, alſo gerade damals wo alles öffentliche Leben in Deutſchland ſo elend darniederlag. Ein Nachfrühling ſtellte ſich in der Reſtaurationsepoche der zwanziger Jahre ein. Die Kotzebue-Iffland-Lafontaine'ſche Schriftſtellerei zeigt uns überall den modernen Menſchen losgelöst von ſeinen ſocialen und politiſchen Beziehungen, die frivole Ueberhebung einer egoiſtiſchen Privatexiſtenz über den großen Beruf des Staats- und Geſellſchaftsbürgers. Es iſt der deutſche Philiſter der aus dieſen Werken ſpricht, und das Philiſterthum hat ſein Bild jubelnd in ihnen wieder erkannt. Die Rührtragödien, welche der Deutſche den Franzoſen abgelernt, aber zu eigenthümlichſter Philiſterhaftigkeit weiter gebildet hatte, nannte man wahrhaft divinatoriſch „bürgerliche" Tragödien. Weil die darin auftretenden Perſonen nichts ſind als nackte private Menſchen, galten ſie für „bürgerliche" Perſonen. Was in der Stube ſpielte ſtatt auf dem Markt, den Schlafrock trug ſtatt der Toga, hieß „bürgerlich!" Ich meine, darin lag wenigſtens die Ahnung, daß der ſociale Urphiliſter dem Bürgerthum angehöre. Es war der zuerſt im Aeſthetiſchen zum Bewußtſeyn gekommene ſociale Inſtinct, welcher den heißen Streit zwiſchen

der ächt bürgerthümlichen Schiller-Goethe'schen und jener philistrigen Richtung entzündete. Als Goethe am Abend seines Lebens zugab, daß man ihm gleich Blüchern ein Denkmal setzen möge, machte er den gerade für unsere Anschauung so beziehungsreichen Vers darauf:

„Ihr mögt mir immer ungescheut
Gleich Blüchern Denkmal setzen:
Von Franzosen hat er euch befreit,
Ich von Philisternetzen."

Man muß aber nicht glauben, daß die Literatur des Philisterthums mit ihren oben genannten Chorführern abgestorben sey. Sie existirt auch heute noch, nur nicht mehr als eine so festgeschlossene Gruppe. Und das Terrain, welches der Philister auf der Bühne, in Romanen und Almanachen verloren hat, das hat er in der Journalistik reichlich wieder gewonnen. Es ist ein bemerkenswerthes Zusammentreffen, daß just in der Zeit, wo Kotzebue die deutsche Bühne beherrschte, auch der Begriff des „Publicums," nicht mehr als eines genießenden und lernenden, sondern als eines urtheilenden und belehrenden in Umlauf kam. Wir erwähnten schon oben wie eng der Begriff eines kritischen „Publicums" mit dem philisterhaften Geiste der Massen zusammenhängt. Der Philister weiß alles, entscheidet über alles, denn da ihm die sociale Selbstbeschränkung gebricht, so geht ihm auch gemeiniglich die Bescheidung in den engen Gränzen eigenster Berufstüchtigkeit ab. Der Dilettant und der Philister sind Geschwisterkinder. Darum kannte das Mittelalter in seiner körperschaftlichen Beschränkung weder den kritischen Dilettantismus des Einzelnen noch des Publicums. Der politische Dilettantismus, den man neuerdings öfters als Volksbildung und als die oberste Voraussetzung der Volkssouveränetät bezeichnet hat, ist gar nichts weiter als ein Ausfluß des socialen Philisterthums. Namentlich bricht dieser philisterhafte Geist des Dilettantismus, dieser Fluch eines allweisen „Publicums" immer da recht grell

hervor, wo ganze Massen urtheilend und entscheidend auftreten. Man hat es in den letzten Jahren oft genug erfahren müssen, daß hundert gescheidte Leute, wo sie sich im öffentlichen Leben als kritisches Publicum zusammenthaten, recht als ein einziger Esel urtheilten und handelten, während jeder von ihnen einzeln vielleicht ein ganz vortreffliches Votum abgegeben hätte. Will man diesen Fluch des „Publicums" von den Massen nehmen, dann schaffe man wieder berufstüchtige und social gerechtfertigte Corporationen, zunächst wider den Dilettantismus der Massen und in oberster Instanz wider den socialen Philister.

Drittes Capitel.

Die unächten Stände.

Neben den gewordenen, natürlichen Ständen gibt es auch gemachte, künstliche, unächte. Wenn man jetzt vielfach die vier natürlichen Hauptgruppen der Gesellschaft nicht einmal mehr als Stände gelten lassen will, dann machte man früher alles zu „Ständen." Die Begriffe von Beruf und Stand wurden ganz willkürlich mit einander verwechselt. Man sprach von einem geistlichen Stand, Gelehrtenstand, Beamtenstand, Richterstand, Soldatenstand, Officierstand, Handwerkerstand ꝛc. Folgerecht hätte man dann auch ins Unendliche weiter fort von einem Schneiderstand, Bürstenbinderstand, Steinklopferstand, Holzspalterstand ꝛc. reden müssen. Der Sprachgebrauch wurde in diesem Betracht ganz confus, und wir behandeln die Worte „Stand" und „Beruf" noch immer als Synonyma. Das ist dann weiter ein Beweis von der Confusion des ständischen und überhaupt des socialen Bewußtseyns selber - in dieser Uebergangszeit.

Diese Verwechselung und Fälschung der Begriffe würde wenig zu sagen gehabt haben, wenn sie bloß theoretisch geblieben

wäre. Aber einzelne dieſer fälſchlich ſo genannten Stände wurden auch in der Praxis mit ſocialen Vorrechten ausgeſtattet, die lediglich den natürlichen großen Gruppen der Geſellſchaft hätten zukommen dürfen. Ja noch mehr, die Regierungsweisheit der Zopfzeit benutzte dieſe gemachten Stände um ſie gleich Keilen zwiſchen die natürlichen Stände einzuſchieben, und deren unbequeme Autonomie dadurch zu zerſprengen. So wurde namentlich der Militärſtand, der Gelehrtenſtand, der geiſtliche und der Beamtenſtand in die Fugen des Bürgerſtandes eingetrieben. Mit dieſer Verwirrung der ſtändiſchen Begriffe ging die Macht, welche dieſelben noch in den Gemüthern beſaßen, verloren. Es lag eine raffinirte Taktik darin, durch die Hegung und Bevorzugung der unächten Stände die ächten unſchädlich zu machen. Wenig gehäſſiges haftet gegenwärtig auf dem Ständeweſen, was nicht durch die unächten Stände demſelben auf den Hals geladen worden wäre. Sie gaben den Gegnern jeder ſocialen Gliederung die beſten Waffen in die Hand, ſie ließen die geſellſchaftlichen Mächte gegenüber der Staatsgewalt ſo verdächtig werden, daß ſie recht eigentlich als die Bahnbrecher des ausebnenden Polizeiſtaates zu betrachten ſind, der dann nachgehends auch ihre Privilegien möglichſt ſchonte, während er das Recht der natürlichen Ständegruppen ſo wenig als möglich gelten ließ.

Der Stoff zur Bildung der unächten Stände iſt ausſchließlich aus dem Bürgerſtande genommen worden. Die bezeichnete Begriffsverwirrung konnte nur hier eintreten, weil ſich bei dieſem Stande die Begriffe von Stand und Beruf nicht decken wie anderwärts, ſondern der Stand eine Menge der verſchiedenartigſten Berufe in ſich ſchließt.

Wir wollen die vier wichtigſten der unächten Stände einzeln näher ins Auge faſſen: Geiſtlicher Stand, Gelehrtenſtand, Beamtenſtand, Soldatenſtand.

Einen geiſtlichen Stand hat es vor Alters wohl in Deutſchland gegeben, er exiſtirt auch noch in katholiſchen Ländern des romaniſchen Südens. Bei uns aber iſt gegenwärtig

kein eigener geiſtlicher Stand mehr vorhanden, und bei der modernen Auffaſſung des Ständebegriffes auch gar nicht mehr möglich. Wir haben nur noch einen geiſtlichen Beruf. Im früheren Mittelalter, wo der Clerus bei weit ſchrofferer ſocialer Abgeſchloſſenheit zugleich ausſchließlich die gebildete Schicht der Geſellſchaft repräſentirte, war das etwas anderes. Schon beim Ausgange des Mittelalters iſt dieſe Abſonderung geſchwunden; der niedere Clerus gehörte in Abſtammung, Denkungsart und Sitte weſentlich dem Bürger- und Bauernſtande an, der höhere weſentlich der Ariſtokratie. Die kirchlichen Vorrechte des katholiſchen Clerus vor dem Laien haben aufgehört zugleich auch bürgerliche zu ſeyn. Jeder der vier natürlichen Stände hat einzelne Gruppen der Geiſtlichkeit, die ihm beſonders angehören: die Ariſtokratie, Prälaten und Kirchenfürſten, das Bürgerthum, die Hauptmaſſe des niederen Clerus, das Bauernthum, Klausner und coloniſirende Mönchsorden, das Proletariat, die geiſtlichen Brüderſchaften mit dem Bettelſack. Im Großen und Ganzen zählt aber die Geiſtlichkeit zum Bürgerthum. Die geiſtlichen Würden ſtehen jedem Stande offen. Gerade in der Zopfzeit, wo die Ariſtokratie die höhern geiſtlichen Stellen als eine Standespfründe in Anſpruch nahm, es dagegen keineswegs für angemeſſen hielt, daß ihre Söhne zu dem Ende die Stufenreihe der Kirchenämter von unten herauf durchmachten, gerade in dieſer Zeit faßte man den Clerus mit Vorliebe als einen eigenen ſocialen Stand auf. Welch ſeltſame Verwirrung der Begriffe, welche Trübung des ſocialen Bewußtſeyns iſt darin ausgeſprochen, daß dieſe beiden ſchnurſtracks einander widerſprechenden Anſichten gleichzeitig bei denſelben Leuten in Geltung ſtanden. Man rühmt es im Gegenſatz hierzu dem bekanntlich hochtoryiſtiſchen weſtphäliſchen Adel nach, daß er gegenwärtig ſeine nachgeborenen Söhne wieder häufig dem geiſtlichen Berufe zuführe, und zwar in der Art, daß ſich dieſe jungen Männer, um zu den höhern Würden aufſteigen zu können, den Anfang mit einer beſcheidenen Landpfarrei nicht verdrießen laſſen. Der dermalige

Bischof von Mainz, Freiherr von Ketteler, hat in dieser Weise seine geistliche Laufbahn begonnen.

Der Clerus sollte schon um seiner kirchlichen Stellung willen, als einer über die socialen Besonderheiten hinausgehenden, die Anmuthung zurückweisen, daß er einen eigenen gesellschaftlichen Stand bilde.

Wahrhaft wunderbar fügt es sich, daß der katholische Clerus mit seiner festen, selbst über die Schranken der Nationalität hinwegspringenden körperschaftlichen Organisation, mit seinem abgeschlossenen Ordenswesen ꝛc., wo also alle Vorbedingungen eines sehr fest begränzten Standes gegeben zu seyn scheinen, dennoch in dieser Organisation selber wieder ein Element birgt, welches ihn niemals zum vollen Abschluß eines eigenen Standes kommen läßt. Ich meine den Cölibat. Denkt man sich bei dem merkwürdigen Organismus des katholischen Priesterthums den Cölibat weg, so würde aus jenem längst eine geschlossene, erbliche Priesterkaste geworden seyn. Der Cölibat entrückt den einzelnen Priester beinahe ganz der bürgerlichen Gesellschaft, damit das Priesterthum nicht ganz derselben entrückt werde. Die bürgerliche Familie ist eine der obersten Voraussetzungen des socialen Standes. Eine gesellschaftliche Gruppe ohne dieses Familienleben kann ihr Corporationsbewußtseyn niemals zu dem eines selbständigen Standes potenziren. Vielleicht fehlt dem katholischen Clerus keine weitere Voraussetzung zur Bildung eines besondern Standes als die der bürgerlichen Familie.

Bei der protestantischen Geistlichkeit ist hingegen diese Voraussetzung im reichsten Maße vorhanden. Namentlich bei den Landpfarrern erbt fast in der Regel der geistliche Beruf vom Vater auf den Sohn fort. Man spricht da wohl gar von „geistlichem Blute". Aber hier fehlt wieder die feste und ausschließende priesterliche Organisation der Genossenschaft, Papst und Ordenswesen. So ist von beiden Seiten bestens dafür gesorgt,

daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen und die Pfarrer im Bürgerthume bleiben.

Der „Gelehrtenstand" hat für unsere Darstellung nur ein historisches Interesse. Denn die Beweisführung, daß ein solcher „Stand" ein socialer Unsinn sey, wird uns nach dem bisher Gesagten wohl jeder Leser erlassen. Und dennoch haben sich in unseren Verfassungen bis auf die neueste Zeit Bestimmungen heraufgeerbt, welche gelehrten Corporationen (z. B. den Universitäten) social-politische Rechte sichern. Wenn der Clerus fast alle Vorbedingungen zu einem Stande bis auf eine einzige in sich trägt, so fehlen dem sogenannten Gelehrtenstand geradezu alle diese Bedingungen bis auf die einzige bedeutungslose, daß er einen Beruf darstellt. Im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert bildeten sich eigene gelehrte Standessitten heraus. Aber während die natürliche Standessitte überall das belebende, kräftigende zusammenhaltende Element der socialen Gestaltungen ist, war diese Standessitte das austrocknende, abzehrende, erschlaffende. Das war schon die sicherste Probe, daß man sich mit dem Gelehrtenstande verrechnet hatte. Die künstlich gemachte Gelehrtenzunft hat weit mehr zu dem Mißcredit des Zunftwesens beigetragen als die historisch gewordenen Gewerbeinnungen selbst in ihrer äußersten Entartung. Die Gelehrtensitte der Zopfzeit war die Carricatur einer ächten Standessitte. Selbst die einzelnen Berufszweige der Gelehrsamkeit schlossen sich von einander wieder standesmäßig ab, setzten sich oft genug in Neid und Mißgunst gegenseitig herunter. Der „Classenhaß", von dem uns die modernen Gleichmacher so schreckliches zu prophezeien wissen, war allerdings zeitweilig im „Gelehrtenstande" vollauf verwirklicht. Der Classenhaß ist die alte Roccoco-Komödie vom Doctor und Apotheker, nicht das moderne Drama von dem Ankämpfen der natürlichen socialen Gruppenbildungen wider die unnatürliche Ausgleichung der individuellen gesellschaftlichen Lebensformen. Die natürlichen Stände sind wahre Blitzableiter für den Classenhaß. Wo man die bürgerlichen Berufsarten, auch die Gewerbe wider-

natürlich zu Ständen geſtempelt, wo man unächte Geſellſchaftsgruppen octroyirt hat, da hat das Donnerwetter des Claſſenhaſſes auch immer am ärgſten eingeſchlagen.

Eine höchſt beachtenswerthe Thatſache der ſocialen Selbſterkenntniß ſind für unſern Standpunkt die Gelehrtencongreſſe geweſen, welche in dem letzten Jahrzehent eine ſo große Rolle ſpielten. Da geſchah es, daß wenigſtens die beſſere Majorität der deutſchen Gelehrten die freie Aſſociation des wiſſenſchaftlichen Berufes an die Stelle einer falſchen Standesabgeſchloſſenheit zu ſetzen wußte.

Was war es denn, was z. B. dieſe Germaniſten vereinigte, die doch Leute von allerlei gelehrter Zunft, Geſchichtsforſcher, Sprachforſcher, Rechtsgelehrte und Fachphiloſophen unter ſich zählten? Vor fünzig Jahren, wo der praktiſche Juriſt ein Ding wie etwa „germaniſche Sprachwiſſenſchaft" für eine unnütze, brodloſe Kunſt anſehen mochte, und der Sprachforſcher die Juriſterei als ein Handwerk der Erfahrung und Ueberlieferung, als ein Gemiſch von römiſchem Recht und Mutterwitz wohl gar nicht zu den „rechten" Wiſſenſchaften gezählt hätte, vor fünfzig Jahren würden dieſe Elemente wie Waſſer und Oel miteinander geſchwommen ſeyn. Und nun einigten ſich Sprachforſcher, Geſchichtſchreiber und Rechtsgelehrte, des Claſſenhaſſes und des falſchen Standesgeiſtes vergeſſend, im nationalen Princip und nannten ſich Germaniſten! Dieſe Verſammlungen waren eingegeben von dem vorwärtsſtrebenden univerſaliſtiſchen Geiſte des Bürgerthumes im Gegenſatz zu dem alten Sonderweſen des uſurpirten Gelehrtenſtandes. Man hat die Germaniſtenverſammlungen mit Recht als Vorboten jenes berechtigten edleren Kernes der Bewegung von 1848 aufgefaßt, welcher hauptſächlich von dem deutſchen Bürgerſtande gehegt wurde. Ein bloß wiſſenſchaftlicher Congreß würde ſolche Bedeutung nicht gehabt haben, wenn derſelbe nicht zugleich Form und Ausdruck für eine entſcheidende ſocial-politiſche Thatſache geweſen wäre.

Es war nicht erſt ſeit geſtern, daß die germaniſtiſchen Wiſſen-

schaften theoretisch zusammenwirkten, um den geschichtlichen Gang unserer nationalen Entwickelung zu ergründen und auf dieser sicheren Grundlage die nationale Zukunft erbauen zu helfen; aber daß sich die eifrigsten Förderer dieser Arbeit zu einer freien Genossenschaft zusammenthaten, sey es auch nur, um sich einmal im Jahr ein Stückchen der schönen Heimath gemeinsam anzusehen, gemeinsam zu berathen, gemeinsam zu tafeln und zu zechen, das war etwas ganz neues und entscheidendes.

In einem deutschen Kleinstaate wurde es selbst der harmlosesten dieser gelehrten Genossenschaften, den deutschen Land- und Forstwirthen, verwehrt, ihre Versammlung abzuhalten. Der Polizeistaat hatte die sociale Bedeutung dieser Congresse gewittert. Aber die Vergeltung blieb nicht aus. Beiläufig fünf Jahre später veranstalteten Raveaux und Genossen in demselben Saale einen Congreß ganz anderer Art, wo das Polizeiregiment den friedlichen Land- und Forstwirthen zu reden und zu zechen verwehrt hatte.

Die Naturforscher, als der modernste Zweig des gelehrten Berufes, hatten den Reigen der großen Versammlungen eröffnet. Während es heute noch Zunftgelehrte gibt, die einen Denker und Forscher ersten Ranges wie Liebig doch nur für einen geschickt laborirenden Apotheker ansehen, rühmte man gerade den Naturforschern nach, daß ihre Zusammenkünfte die am freiesten gemischten gewesen und die scheinbar widerstrebendsten Richtungen in guter Geselligkeit vereinigt hätten. Der Philolog, im vorigen Jahrhundert noch die eigentliche Charakterfigur des standesmäßigen Gelehrten in Holzschnittmanier, brachte schon einen kleinen Zopf zu der collegialischen Versammlung mit, indem er sie den Congreß der „Philologen und Orientalisten" nannte. Denn dieses Und ist das letzte Zunftzeichen des „classischen" Philologen, der den Mann des unclassischen orientalischen Sprachstudiums doch gerne nur als einen Hintersassen ansehen möchte. Die Feindschaft der classischen Philologen und der Realisten wurde auf den Versammlungen sofort durchgefochten. Da sind solche

Ansätze von „Classenhaß", däucht mir, einem Haß der wohl über den Neid des Bürgers auf den Baron gehen mag, ja wohl gar über Doctor und Apotheker.

Am unglücklichsten erging es den Philosophen. Sie konnten über den engen Kreis der Schule hinaus gar nicht zum Zusammentritt der Genossenschaft kommen. Das sociale Interesse fiel weg, höchstens stand wie weiland bei den Scholastikern ein wissenschaftliches Turnier in Aussicht. So ist es denn auch geschehen, daß sich die deutschen Philosophen aller Farben regelmäßig bei der Versammlung der Naturforscher, oder der Germanisten, oder der Philologen, oder der Aerzte einfanden, nur auf ihre eigene sind sie nicht gekommen.

Wir gelangen zu der Fiction eines eigenen Beamtenstandes. Es liegt in der Natur der Sache daß Männer jedes bürgerlichen Standes berufen und befähigt seyn können, ein öffentliches Amt zu bekleiden. Man spricht von der Gefährlichkeit eines Staates im Staate. Wohl. Der „Beamtenstand" ist ein Stand in den Ständen, und darin liegt wohl noch eine weit größere Gefahr.

Bei den natürlichen Ständen schließt ein Stand den andern aus. Es kann niemand Edelmann, Bürger, Bauer und Proletarier zu gleicher Zeit seyn. Bei den gemachten, unächten Ständen ist das keineswegs der Fall. Der Gelehrte, Beamte, Geistliche, Soldat ꝛc. läßt sich recht gut gleichzeitig in derselben Person vereinigt denken. Ja eine dieser Berufsarten setzt wohl gar ausdrücklich das Vorhandenseyn der andern voraus.

So lange der Eintritt in ganze Classen von Staatsämtern gewissen bürgerlichen Ständen ausschließend vorbehalten war, erschien hierin wenigstens ein Ansatz zur Bildung eines besonderen Beamtenstandes gegeben, so lange überhaupt die Gesellschaft das Höhere und der Staat das Untergeordnetere war. Mit unserm modernen Begriff von der Stellung der Gesellschaft zum Staate verträgt es sich aber durchaus nicht, daß der Beruf des Staatsdienstes zugleich eine sociale Besonderung darstelle. Daß aus jedem wirklichen Stand Leute in den sogenannten Beamten-

stand treten, ist die Regel. Daß das Glied eines wirklichen Standes in einen andern wirklichen Stand übertrete, ist eine sehr seltene Ausnahme. Ein Bürger kann sich adeln lassen, aber ein Edelmann im socialen Sinne wird er nur gar selten. Ein Bauer, der das große Loos gewinnt und in die Stadt zieht, um von seinen Renten zu leben, mag wohl den ganzen Rest seines Lebens aufwenden um den Bauernstand vollends von sich abzustreifen, und wird doch damit nicht fertig. Erst dem Sohne gelingt es in der Regel, den Uebergang von einem Stande zum andern, worin der Vater stecken geblieben ist, zu vollenden. Noch schwieriger ist es aber für den Edelmann, ein Bürger zu werden, oder gar für beide, zu dem naiven Stande des Bauern zurückzukehren. Ackerbau treiben können beide wohl, verbauern können sie auch nicht unschwer, aber wirkliche, vollwichtige Bauern zu werden, wird ihnen in Europa niemals gelingen. Nur in den Urwäldern Amerika's ist es möglich, daß Edelmann und Bürger wieder ganze Bauern werden. Aber dort müssen sie auch vorerst Lesen und Schreiben, wohl gar ihre Muttersprache verlernt, sie müssen ihre ganze alte Civilisation untergeackert haben, ehe der neue Bauer aufkeimt. So tief sitzt der wirkliche Standesunterschied in des Menschen innerster Natur! Nur zu einem Stande ist der Uebergang allen andern Ständen gleich leicht gemacht, und sie brauchen deßhalb nicht nach Amerika zu gehen: zum Proletariate! Proletarier kann jeder werden, noch leichter als Beamter. Aber das Proletariat ist auch noch kein fertiger, es ist erst ein werdender Stand. Die Verneinung und Auflösung der Stände als positive sociale Erscheinung. Der Uebergang von einer Form der gesellschaftlichen Gesittung zur andern ist unendlich schwer, der Uebergang zur Vernichtung aller socialen Cultur erstaunlich leicht. Weitab liegt ein Stand dem andern, nur der Stand des Elendes liegt allen gleich nahe.

Durch die sociale Fiction eines eigenen Beamtenstandes war das politische Phänomen der Büreaukratie erst möglich gemacht. „Büreaukratie" ist ein über die Maßen charakteristisches Wort.

Aus Französisch und Griechisch zu sprachlicher Krüppelbildung malerisch zusammengekuppelt, bedeutet es nicht einmal Schreiberherrschaft, sondern „Schreibstubenherrschaft“. Darin ist ihr ödes mechanisches Wesen vortrefflich gezeichnet. Die politischen Thaten der Büreaukratie darzustellen ist ein um des Pikanten willen äußerst verführerisches Thema. Wir haben hier die Büreaukratie bloß als sociale Erscheinung ins Auge zu fassen.

Wenn die Regierungen seit dem Anbruch der neueren Zeit ein zäh beharrliches Streben aufgeboten haben, um einen eigenen Beamtenstand und daneben einen eigenen Soldatenstand herauszubilden, so lag dieser Politik principiell eine ganz richtige Voraussetzung zu Grunde, sie griff nur fehl in der Wahl des Objectes und der Mittel. Richtig war der leitende Gedanke, daß jede Regierungspolitik eine bestimmte sociale Macht herausgreifen müsse, um in derselben ihren besonderen materiellen Rückhalt zu finden. Verkehrt die Anwendung, daß man nun, statt sich auf die historisch gewordenen, natürlichen socialen Gruppen zu stützen, die freilich unter Umständen etwas eigenwillig und widerspänstig seyn mochten, sociale Gruppen künstlich machte, deren Willfährigkeit die Regierenden unter allen Umständen versichert zu seyn glaubten. Es liegt etwas kühnes in diesem Verfahren, aber eine Kühnheit, die über Naturgesetze hinausstrebt, ist Vermessenheit. So gemahnt der auf höheren Befehl gezeugte Beamten- und Soldatenstand an Wagner's Homunculus.

„Der zarte Punkt aus dem das Leben sprang,
Die holde Kraft die aus dem Innern drang
Und nahm und gab, bestimmt sich selbst zu zeichnen,
Erst Nächstes, dann sich Fremdes anzueignen:
Die ist von ihrer Würde nun entsetzt.“

Der Beamten- und Soldatenstand ist von oben her künstlich emancipirt worden vom Gesellschaftsbürgerthum, sorglich eingehegt als Stand in den natürlichen Ständen. Die Rangordnung des Officiers zählt nach ganz anderen Normen als die der natürlichen Rangstufen des übrigen gesellschaftlichen Lebens, und auch

der jüngste bürgerliche Unterlieutenant und Fähnderich ist ausnahmsweise hof- und tafelfähig. Bis auf unsere Tage nahm man in die Cadettenschulen hier und da nur die Söhne bestimmter Rangklassen auf. Bürgerlichen Officieren ist die Verehelichung mit allzubürgerlichen Bräuten geradezu verwehrt worden. Das geht über die „organische" Gliederung der Gesellschaft hinaus. Exclusive Beamten- und Militärcasinos wurden von oben her aus social-politischen Rücksichten gerne gesehen. Nicht bloß die Officiere, auch die Beamten sollten ihre Dienstkleidung zugleich als Standestracht tragen. Noch am Vorabend der Märzbewegung hat es der Regierung eines deutschen Kleinstaates großen Kummer gemacht, den sie in einem damals durch alle Blätter gehenden Rescript niederlegte, daß die Staatsdiener den unmodisch gewordenen dreieckigen Dienstthut nicht mehr tragen wollten, noch den Dienstdegen, der doch weder zum Hauen noch zum Stechen gut war.

Die menschliche Natur müßte eine ganz andere seyn, wenn solche Aussaat überall hätte auf steinigen Boden fallen sollen. Der Begriff des Standes löste sich auf in den Begriff des Ranges. Jener rangsüchtige Kastengeist, den man den natürlichen Ständen häufig mit Unrecht vorwirft, trat in diesen künstlichen als die Regel zu Tage. Vornehme, standesstolze Leute und Beamte nimmt der Bauer noch vielfach als gleichbedeutend. Statt der historischen Gruppen zerfiel dem Beamten die ganze Gesellschaft in zwei große Halbschiede: „Dienerschaft" und „Bürgerschaft." Für die „Dienerschaft" ward dann auch die prächtige Bezeichnung der „Honoratioren" erfunden, ein Epigramm in einem einzigen Worte.

In der vormärzlichen Zeit brauchte der Beamte, welcher eine Familie gründen wollte, in vielen deutschen Staaten nicht einmal irgendwo Gemeindebürger zu seyn, er war bloß Staatsbürger in abstracto, er nomadisirte unter dem Zelte des Staates und bedurfte des festen Daches in der Gemeinde nicht, während bei jedem andern das Staatsbürgerrecht erst einen Sinn, erst

ſeine praktiſche Bedeutung dadurch bekam, daß das Gemeindebürgerrecht hinzutrat. Die Aufhebung dieſes Mißverhältniſſes iſt ein großer ſocialer Fortſchritt geweſen.

Es galt vielfach für ſtaatsklug, gerade die jüngeren, die ärmeren Beamten recht häufig zu verſetzen, damit ſie ſich an keinem Orte recht einbürgerten, damit ſie, bürgerlich heimathlos, bloß in dem Abſtractum des Staates ſich feſthaft dächten. Aus demſelben Grunde liebte man es, katholiſche Beamte in proteſtantiſche Landſtriche zu ſetzen und umgekehrt. Aber ſtatt den mittelloſeren Beamten loyaler zu machen durch dieſe koſtſpielige Heimathloſigkeit, durch dieſes unſtäte Umherzieben, über welchem nur die dunkle höhere Macht unberechenbarer Miniſterialverfügungen ihre regelnde Hand hielt, ſtempelte man ihn vielmehr unwiderruflich zu einem Candidaten des vierten Standes!

Dieſe Organiſirung des Beamtenthums als eines eigenen Standes gemahnt auffallend an das Vorbild der clericalen Hierarchie. Aber im Beamtenſtande gilt kein Cölibat. Wenn darum der Clerus nur als das unfertige Bruchſtück eines beſonderen Standes ſich darſtellt, ſo mag die Bürokratie immerhin auch einen ganzen Stand bilden, aber es iſt ein Stand der ſich zu den natürlichen Ständen verhält, wie der Homunculus, den Wagner in der Phiole reſultirt zu dem natürlich gezeugten Menſchen. Selbſt der arme Beamte wendet in der Regel ſeinen letzten Pfennig auf, um ſeinen Sohn wieder in den Staatsdienſt zu bringen. Das iſt an ſich nicht zu tadeln, aber zu tadeln iſt die dem Lebensgeiſte entſpringende Auffaſſung, welche in dem Staatsdienſte lediglich eine privilegirte Verſorgungsanſtalt ſieht. Namentlich iſt es die Mütter, welche ſchon frühzeitig den Söhnen den unſittlichen Gedanken einzuimpfen wiſſen, daß der Staatsdienſt ein Mittel zum Zweck, jenem Zwecke der mit Penſionen und Wittwengehalten garantirten Exiſtenz ſei. Dieſe durch das wohlbeſtandene Examen für alle Zukunft kampflos erbeutete Exiſtenz iſt recht eigentlich das goldene Kalb, um welches das bürokratiſche Philiſterthum anbetend tanzt.

In der römischen Kaiserzeit tauchte die Fiction eines besonderen Staatsdienerstandes zum erstenmale auf. Unsere Geschichtschreiber finden dort in dieser Thatsache ein Wahrzeichen, daß eine ganze Nationalentwickelung ihrem Bankerott entgegenging. Und in der Gegenwart — ?

Die gemachten, unächten Stände und die ungeheure sociale Confusion, welche sich an ihre Scheinexistenz knüpft, haben nicht nur das meiste dazu beigetragen auch jedes Zurückgreifen auf die natürliche Gruppenbildung unpopulär zu machen, sie haben zugleich zu den zahllosen praktischen Verirrungen der socialen Reformversuche geführt. Wie man hier Standesgebilde vor sich sah, bei denen willkürlich von außen das Krumme gerade gereckt, das Ueberwüchsige zugestutzt werden konnte, so glaubte man auch mit dem gleichen Verfahren den natürlichen Ständen sich nähern zu können, während dieselben durch höchstens subtile Anregungen zur eigenen Entwickelung von innen heraus dulden.

Um die alte edle Selbstbeschränkung der einzelnen Stände in Bedürfnissen, Sitten und Bräuchen wieder zurückzuführen, brachte im Jahre 1819 ein hochgestellter Redner in der ersten badischen Kammer folgenden historisch merkwürdigen Antrag ein:

„Wenn ich auch die Einführung einer Nationaltracht hier nicht in Vorschlag bringe, indem die hier und da schon angestellten Versuche bis jetzt nicht geglückt sind, und wir auch nicht eine Nation in dem Grade noch bilden, um eine derartige Einrichtung für jetzt wenigstens mit Erfolg für ganz Deutschland hoffen zu können, so dürften doch allgemeine Bestimmungen in jedem einzelnen Bundesstaate darüber nothwendig werden: Welche Art von Kleidung und aus welchen Stoffen bestehend jedem Stande und jedem Geschlechte zu tragen erlaubt sey? Wer berechtigt sey, Wagen und Pferde zu halten und wer nicht, und welcher Gattung von Möbeln sich jede Classe bedienen dürfe, wobei immer eine billige Rücksicht bei der deßhalb zu entwerfenden Classification auf die vermögenderen nicht Berechtigten zu nehmen, und bei diesen

unter gehöriger Nachweiſung ihrer guten Vermögensumſtände eine Ausnahme von der Regel zu machen ſeyn würde."

Hier haben wir den ganzen Spuk der unächten Stände. Was man dem „Beamten-Stande" wohl vorſchreiben mag, daß er nämlich einen eigenen Standesfrack trägt, das wollte der Redner nun auch dem „Bürger-Stande" vorſchreiben. Warum auch nicht?

War es möglich vor dreißig Jahren eine ſolche ſociale Cur zur Zurückführung der alten Selbſtbeſchränkung der Stände im Ernſte noch vorzuſchlagen, dann können wir in der That ſtolz ſeyn auf die großartigen Fortſchritte, welche die Wiſſenſchaft vom ſocialen Leben inzwiſchen gemacht hat.

Viertes Capitel.

Das Bürgerthum im politischen Leben.

Das politische Gebilde der constitutionellen Monarchie ist hauptsächlich von dem Bürgerthum herausgearbeitet und verfochten worden. Mag man sich Ursprung und Form des Constitutionalismus noch so verschiedenartig denken, im Wesenhaften wird er immer auf den Gedanken zurücklaufen, daß im Staatsleben der Gesellschaftsbürger im Staatsbürger aufgehen müsse. Dem Bauer ist das sehr gleichgültig, dem Proletarier höchstens eine mißverstandene und mißbrauchte socialistische Wahrheit, dem Aristokraten eine Irrlehre. Der Bürger dagegen, der sich als die zum politischen Bewußtseyn gekommene überwiegende Masse der modernen Gesellschaft weiß, wird bei dem nivellirten Staatsbürgerthum am besten seine Machtvollkommenheit erproben. Jede politische Frage ist eine Machtfrage, dieweil wir nicht im tausendjährigen Reiche leben, wo alle Politik nach dem Naturrecht gemacht wird. Der Constitutionalismus ist die Machtfrage des Bürgerthums.

Das Aufleben des Constitutionalismus und des modernen Bürgerthums fällt historisch zusammen am Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts. Von da an haben die constitutionellen

Ideen im Bürgerſtande ſich ununterbrochen fortgebildet, gemehrt, gezeitigt. Man mag über ihre Anwendung, mehr noch über ihre Alleinherrſchaft verſchieden geſinnt ſeyn, das Recht geltend zu machen wird man dieſen Ideen nicht mehr wegdisputiren können.

Der Conſtitutionalismus, als die Theorie der politiſchen Mitte, der bewegenden Mitte, entſpricht dem Bürgerſtande als dem Mittelſtand. Das gegenſeitige Abwägen der Machtvollkommenheit der Staatsgewalten entſpricht der Scrupuloſität des Bürgers. Ein nie ganz zum Ziele führendes und doch auch nie ganz reſultatloſes Ringen um den Beſitz der Macht liegt den verſchiedenen conſtitutionellen Gewalten gleich nahe, durch die flüſſigen Gegenſätze erhält ſich der Staat lebendig, den feſten Beſitz der Macht hat niemand. Das iſt bürgerthümlich. Aber verhehlen wir es uns auch nicht, daß der Conſtitutionalismus dem politiſchen Philiſterthum eben ſo nahe ſteht als der Bürger dem ſocialen Philiſter.

Ohne das Bürgerthum würden dem großen Bilde der Geſellſchaft die Mitteltinten fehlen. Die Maler wiſſen aber, daß nicht die ungebrochenen Farben, ſondern gerade die Mitteltinten, welche immer die vorwiegende Maſſe bilden werden, zumeiſt entſcheidend ſind für den Ton des ganzen Gemäldes.

„Rettende Thaten" widerſtreben dem Geiſte des Bürgerthums, namentlich wenn ſie ſtatt der Ausnahmen zur Regel werden. Die Art des Erwerbes des politiſchen Rechtes ſteht dem ächten Bürger höher als die Thatſache des Erwerbes ſelber. Die bürgerlich liberale Partei iſt ſchon oft darum erlegen, weil ſie mit dem Verfolgen einer formellen Verfaſſungs-Politik im entſcheidenden Augenblick nicht abzubrechen wußte. Eine nicht unrühmliche Niederlage. Die Politik der Ariſtokratie iſt gleichſam ein überliefertes hiſtoriſches Beſitzthum; zur Bewahrung derſelben angeſichts der Revolution ſind ihr die rettenden Thaten viel näher gelegt. Andererſeits iſt das demokratiſche Proletariat lediglich auf die rettenden Thaten angewieſen, denn es hat noch

gar kein historisches Recht, und nur was es sich nimmt, gehört ihm.

Die Stände sind nicht gleichbedeutend mit den politischen Parteien, darum ist es nicht gesagt, daß alle Bürger Scheu vor rettenden Thaten hätten oder überhaupt monarchisch-constitutionell gesinnt seyen. Ich spreche nur von den Majoritäten und dem was sie vertreten, nämlich dem Geiste des Standes.

Aus dem Schooße des deutschen Bürgerthums ging der ideelle Anstoß zu der Märzbewegung von 1848 als einer nationalen und constitutionellen Reformbewegung hervor. Es waren die Chorführer der bürgerlich-freisinnigen Richtung, welche an der Spitze standen, ja es waren vorzugsweise jene bürgerthümlichen Germanisten, denen wir oben schon einmal begegnet sind. Erst als die aus dem Boden aufwachsenden, auf proletarischen Anhang gestützten Republicaner mit „rettenden Thaten" eingreifen wollten, ward aus der bürgerlichen Reformbewegung ein Stück Revolution. Auf den damaligen classischen Listen der „Volksforderungen" standen an vielen Orten ursprünglich nur die gemäßigten Punkte von den Männern der bürgerlichen Partei bezeichnet; von den Führern des Proletariats wurden erst bei der Debatte die maßlosen hineincorrigirt.

Während die Männer des Vorparlaments in der Paulskirche beriethen, prügelten sich die Parteigänger auf den Gassen Frankfurts um zwei Fahnen, auf der einen stand „Republik", auf der andern „Parlament." So hörte man damals überhaupt häufig die bange Frage aufwerfen, ob sich das Volk für Republik „oder" Parlament entscheiden werde. In dieser drolligen Gegenüberstellung lag ein tieferer Sinn. Unter dem Parlament dachte man sich die verfassungsmäßige Fixirung der öffentlichen Angelegenheiten im Anschluß an die bestehenden Rechtsverhältnisse und im Geiste eines alten freien Bürgerthums, unter Republik die rettende That der socialen Demokratie. In dem Stichwort des Parlaments zielte der Bürger ganz richtig auf

ein conſtitutionelles Verfaſſungsleben der Nation als die beſte Verbriefung ſeiner ſtändiſchen Hegemonie.

Als das Bürgerthum die Märzbewegung wenige Tage lang noch allein im theoretiſchen Zügel hielt, trug dieſelbe einen durchweg idealen Charakter, viele Neuerungen waren vortrefflich. Als der vierte Stand das Bürgerthum in der Praxis überrumpelte, herrſchte die gemüthliche Anarchie. Weil Bürger, Bauern und Edelleute nicht vereint dem vierten Stande Widerpart hielten, kamen die Regierungen mit den Soldaten dazwiſchen. Durch das eigene Verſchulden der Paſſivität wurden jene drei ſocialen Mächte gezwungen, zurückzutreten und verloren die Früchte des Sieges. Aber auch erſt als das Bürgerthum zurückgetreten war, konnte die Reſtauration kommen.

Leuchtet da nicht die Bedeutſamkeit einer ſocialen Politik, oder, um mißliebig zu ſprechen, einer Standespolitik eindringlich genug hervor?

Der vielberufene Kammerliberalismus der vormärzlichen Zeit wurzelte im bürgerlichen Geiſte, wohl auch etwas im Geiſte des Philiſterthums. Nicht ohne Grund hat man ihn auch „Bourgeoisliberalismus" genannt. Er trieb vorwärts, ohne ſelber von der Stelle zu kommen. Zu reden und zu rathen lag ihm näher als zu thaten. Als parlamentariſcher Heißſporn der formellen Verfaſſungspolitik unterſchätzte er die ſocialen Mächte, ja das Intereſſe der Partei ging ihm wohl gar über die Intereſſen der Nationalität. Trotzdem bekundete dieſer phraſenreiche Liberalismus, deſſen ehemaligen Einfluß auf die Menge man heutzutage, wo das alles anders geworden, leicht vergißt, den Trieb der ſocialen und politiſchen Bewegung im Bürgerthum zu einer Zeit, wo alles öffentliche Leben ſtagnirte. Wenn uns die poſitiven Reſultate, welche dieſe Richtung erzielt, vielfach nicht behagen, ſo verkennen wir wenigſtens keineswegs, daß ſie ſich durch das Aufrütteln der faſt gänzlich eingeſchlummerten ſocialen Mächte ein großes mittelbares Verdienſt erwarb.

In erhöhter Potenz ſetzte ſich dieſelbe Richtung mit all

ihren Gebrechen und Vorzügen auch in den beiden Revolutionsjahren fort. Dieser constitutionelle bürgerliche Liberalismus charakterisirte gerade in selbiger Zeit zu treffend den Dualismus des deutschen Bürgerthums, als daß wir uns versagen könnten, seinen damaligen politischen Ideenkreis in einigen drastischen Zügen anzudeuten.

Der bürgerliche Liberalismus wollte Fürsten — aber nicht von Gottes Gnaden. Constitutionelle Monarchie, aber doch zugleich eine demokratische — „auf breitester demokratischer Grundlage". Einen König, der herrscht aber nicht regiert. Der freisinnige Bürger war froh, daß es nebenbei noch Fürsten gab, er erschrak aber, als der König von Preußen beim Kölner Dombaufeste laut sagte, es gebe noch Fürsten. Er wollte eine Kammer, die den Minister in die Tasche stecken könne, aber darum doch nicht selber regiere. Politische Vertretung der Gesellschaft im allgemeinen — aber nicht im besonderen. Eine Republik in Frankreich, damit die deutschen Fürsten Respect vor dem Constitutionalismus behalten möchten. Deutsche Grundrechte — aber mit Ausnahmen. Religionsfreiheit, aber keine Jesuiten, Klöster und Freigemeindler. Volksbewegung, Volksforderungen, Sieg des Volkes — aber keine Revolution. Bürgerwehr, aber keine allgemeine Volksbewaffnung. Bürgerliche Ministerien. Als dieselben geschaffen waren, wurden sie übrigens von dem bürgerlichen Liberalismus im Stiche gelassen. Der Philister that dieß aus Neid, aber viele gute Bürger aus einer eben so ehrlichen als unpraktischen Skepsis, aus kritischer Gewissenhaftigkeit. Beamte und Soldaten sollte es geben, aber keinen Beamten- und Soldatenstand. Man wollte, wie der beliebte technische Ausdruck lautete, gleich weit entfernt bleiben „von der Anarchie wie von der Reaction." Dadurch verfiel man zuerst der Anarchie und nachher der Reaction. Durch den Drang nach beiden Seiten gerecht zu seyn, durch die Consequenz der Doctrin, wo doch die gegebenen Thatsachen keineswegs gleich consequent blieben, ging alles Spiel verloren. Wer die Geschichte des deutschen Bürgerthums auch in früheren

Jahrhunderten nachschlägt, wird finden, daß es sich unzähligemal aus gleich edlen Motiven gleich tragische Schicksale bereitete. Der bürgerliche Liberalismus forderte die deutsche Einheit, aber unbeschadet der bestehenden Sonderthümlichkeiten. Mediatisirungen, über deren Gränzlinien niemand einig werden konnte. Oder es war auch kleinstaatlicher Individualismus und großstaatliche Centralisation einem und demselben Manne gleich verhaßt. „Patrioten" wünschten die Niederlage der Deutschen auf den Schlachtfeldern in Ungarn, damit die neue Verfassung der Deutschen auf dem Papier keine Niederlage erleide.

Man muß nicht meinen, daß dieser stete Gegensatz von Vorwärtsdrängen und Zurückhalten wie bei einem Divisionsexempel mit gleichen Factoren in Null aufgehe. Im einzelnen mag die Bewegung resultatlos geblieben seyn, aber die Thatsache, daß die Bewegung überhaupt existirt hat, ist das wichtigste und unumstößliche Resultat.

Der ächte Bürger blieb sich consequent in seiner Skepsis, in seiner theoretischen Gewissenhaftigkeit. Der Philister, auf Falstaff's Katechismus über die Ehre gestützt, konnte viel thatkräftiger erscheinen, denn er lief überall der Macht nach, und schlug los wo er sich sicher wußte.

Darum war das Bürgerthum in einer Bewegung, die es doch selber großentheils heraufgeführt, dennoch keineswegs bedeutsam in der Vordergrund. Das ist bei ihm allezeit nicht anders gewesen. Der Bürgerstand, wo er als eine Macht der socialen und politischen Bewegung auftritt, hält nicht die glänzende heroische Rolle des [illegible], nicht die abenteuerliche des [illegible], nicht die gemüthliche des Bauern. Er muß [illegible] und [illegible] nicht [illegible], [illegible] [illegible] wegen seiner [illegible] [illegible], seines [illegible], [illegible] Anscheins. [illegible] [illegible] mag der in der Kämpfer des [illegible] [illegible] Bürger [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] Lieder und [illegible]

zehnmal ausgiebigere Gestalten. Der Bauer schiert sich in Revolutionszeiten den Teufel um ein Princip; was ihm für seine Verhältnisse im Kleinen und Großen vortheilhaft scheint, sucht er sich herauszuholen. Der liberale deutsche Bürger ficht so lange für das Princip, bis alle andern sich hinter seinem Rücken in den realen Nutzen getheilt haben. Er kann Staatsumwälzungen anspinnen, aber er kann sie nicht ausbeuten, ganz wie die Männer des bürgerlichen Gewerbes in Deutschland industrielle Erfindungen machen, damit andere Nationen den Vortheil davon ziehen.

Im Mai 1849 trat in Frankfurt ein Congreß der constitutionellen und Bürgervereine Süddeutschlands zusammen, um über das Verhalten dieser zahlreichen Associationen des liberalen Bürgerthums bei den damaligen „Reichsverfassungskämpfen" Raths zu pflegen. Als der Congreß eben eröffnet werden sollte, platzte die Nachricht von dem Ausbruch der Empörung in Karlsruhe und Rastatt, von der Flucht des Großherzogs von Baden wie eine Bombe in die Versammlung, und die badischen Mitglieder beschlossen sofort wieder nach Hause zu gehen. Das war menschlich, denn die Leute besaßen Haus und Familie. Aber Proletarier würden nun erst recht auf dem Congreß geblieben seyn. Bauern wären vermuthlich auch abgezogen, hätten aber wohl lieber den ganzen Congreß gleich mit nach Baden genommen, weil sich selb fünfzig jene knurrende Defensive, die oberste Bauerntaktik, sicherer durchführen läßt als selb zwei oder drei. So war also der Congreß von vornherein gelähmt. Nun berieth man sich über die Vereinigung mit den demokratischen Märzvereinen zur Durchführung der Reichsverfassung. Es gedenkt dem Verfasser noch sehr lebhaft, daß ein Redner auftrat, denn er selber war dieser unglückliche Redner, den man auslachte, weil er warnend darauf hinwies, daß bei ihm zu Land die bürgerlich Constitutionellen durch eine ähnliche „Vereinigung" erst kürzlich von der Demokratie ins Bockshorn gejagt worden seyen. Es war sicherlich klug zu lachen, denn warum hatten

sich jene auch ins Bockshorn jagen lassen? Die also lachten, wünschten übrigens vielleicht in ihrem stillen Sinn die Reichsverfassung sammt allen Märzvereinen dahin wo der Pfeffer wächst. Sie beschlossen aber doch die „Vereinigung mit den Märzvereinen zur Durchführung der Reichsverfassung." Denn um der Ehren- und Gewissensache der politischen Consequenz willen mußten sie zu der Reichsverfassung halten, und in abstracto war gegen den Wortlaut der demokratischen Programme zur „Durchführung" dieser Verfassung durchaus nichts einzuwenden. Man sah welchem Abgrund man zueilte, man wußte recht gut daß hinterdrein lediglich die Demokraten lachen würden, blieb aber doch in der Consequenz des Princips stehen. Das war bürgerlich. Tief bewegt verließen wir diesen Congreß: er hatte im kleinen Raume das ganze Drama dargestellt, welches der bürgerliche Liberalismus während jener Jahre auf der großen Bühne der vaterländischen Geschichte abspielen sollte.

Um der Consequenz des oppositionellen Princips willen spricht man im Sommer 1851 schon wieder von einer Union der constitutionellen Partei mit den Demokraten. Man sieht voraus daß die constitutionelle Partei ruinirt würde, falls ein solcher Bund zu Stande käme. Man unterschätzt nicht die Breite der Kluft, welche die sociale Frage zwischen beiden Parteien aufgerissen hat. Aber steif stehen bleiben bei dem theoretischen Princip, das ist Bürgertrotz, steif stehen bleiben bei der Sitte, Bauerntrotz, beim geschichtlich überlieferten Rechte, Adelstrotz, und steif stehen bleiben bei der absoluten Majestät des Elendes, welches Bürger, Bauern und Barone zusammen auffressen werde, der Trotz des vierten Standes.

Es ist dermalen sehr wohlfeil geworden, auf die „Professoren" zu schelten. Man versteht darunter jene Politiker der Schule, welche, statt von den Realitäten des Volkslebens auszugehen, wie es nun einmal historisch geworden vorliegt, und statt von der jeweiligen gegebenen politischen Weltlage, von

den allgemeinen Sätzen ihrer meinetwegen vortrefflichen Doctrin ausgehend das kranke öffentliche Leben curiren wollten. Man vergesse nicht, daß diese Professoren bei dem gebildeteren Bürgerthum die Autorität ersten Ranges gewesen sind. Man vergesse auch nicht, daß fast alle die größten reformatorischen Geister des neueren Bürgerthums von Luther bis auf Lessing und Goethe gar viel und just nicht das schlechteste von dieser Professorenart an sich gehabt haben. Nur vergaßen diese Professoren der letzten Jahre über dem gebildeten Bürgerthum die Totalität der Gesellschaft, im Besitze so vieler Wissenschaften übersahen sie die „Wissenschaft vom Volke," sie vergaßen, daß es auch noch Proletarier, Bauern und Edelleute gibt, und es war kein König von Preußen da, der sie, wie die Demokraten an die Existenz der Fürsten, an die Existenz dieser Mächte erinnert hätte.

Nicht alle Bürger huldigten dem constitutionellen Fortschritt dieser Schule. Aber ächt bürgerlich ist es, daß keiner dem „Fortschritt" als solchem abhold seyn will, nur denkt sich jeder bei diesem Fortschritt etwas anderes. Es gibt höchst conservative Bürger, nicht vereinzelt, sondern in großen Gruppen, die noch lange nicht bis zum Constitutionalismus gekommen sind. Aber gleich mächtig ist im ganzen Bürgerstande das tiefgewurzelte politische Rechtsbewußtseyn, welches sich weit eher mit einer mißlichen Politik der Verfassungstreue befreundet, als mit einer noch so erfolggekrönten Politik der Gewalt. Wenn der französische Dichter seinen König als einen Bürgerkönig preist, der die Franzosen gezwungen habe glücklich zu werden, so wird der deutsche Bürger schwerlich viel bürgerliches an solch sanftem Zwange finden. In der meisterlichen Scene im Egmont, wo der versoffene Schreiber Vansen, so ein Stück von einem literarischen Proletarier alten Styles, die Bürger aufstachelt, geht er von „dem Herkommen, den Rechten des Regenten und der Staaten und Provinzen" aus. Sowie er von den „Landrechten" und ihrer Verletzung spricht, werden die Bürger mißtrauisch, denn „die alten Fürsten haben's auch schon probirt", wie Soest der Krämer sagt. Die Exegese der alten gesetzlichen

Freiheiten und Privilegien, welche Vanſen zum beſten gibt, wird mit den Ohren verſchlungen von dem lauſchenden Volk. Und als er endlich betheuert: „Ich will's Euch geſchrieben zeigen, von zwei, dreihundert Jahren her" — da geht der Lärm los und die Bürger rufen: „Und wir leiden die neuen Biſchöfe? Und wir laſſen uns von der Inquiſition in's Bockshorn jagen? Der Adel muß uns ſchützen, wir fangen Händel an!"

Die ganze Kraft, die ganze Schwäche des Bürgerthumes iſt in dieſer Scene unübertrefflich gezeichnet.

Möchten unſere Staatsmänner nicht vergeſſen, daß dieſes zähe Feſthalten des Bürgers am geſchriebenen Recht, die vorzügliche Bedeutung, welche er der formell exacten Fortbildung der formellen Politik beilegt, ganz derſelbe ehrenfeſte Charakterzug iſt, der als die formellſte Gewiſſenhaftigkeit in Handel und Wandel den Bürgerſtand reich und ſtark gemacht hat. Die „rettende That" läßt ſich der friedliebende Bürger in der höchſten Noth, wenn es dem Staate und der Geſellſchaft an Hals und Kragen geht, wohl auch einmal gefallen; aber in ruhigeren Zeiten taſten ſie an das kaufmänniſche Rechtlichkeitsgefühl des Bürgers. Wenn man öffentliche Contracte ſo ohne weiteres einſeitig auflöſen kann, warum ſollte man nicht auch unbequeme Privatcontracte einſeitig löſen dürfen? Das iſt eine ganz einfache bürgerliche Frage.

Es iſt dieſes kaufmänniſche Rechtlichkeitsgefühl des Bürgerthums in der Politik dafür geſetzt, damit die Wahrung der politiſchen Formalitäten als ein Damm gegen allerlei Willkür feſt ſtehen bleibe, und wir ſehen mit Freuden, wie dieſe bürgerliche Richtung mehr und mehr bei allen Ständen Eingang findet. Aber einſeitig iſt die Auffaſſung, daß mit dieſen Formalitäten nun auch ſchon irgendeine poſitive Politik geſchaffen ſey. Solche Einſeitigkeit hängt vielen Conſtitutionellen an.

Das Bürgerthum fühlt ſich überall ſolidariſch verbunden in dem Einſtehen für die formelle Rechtlichkeit des Verfaſſungslebens. Der realiſtiſche Bauer weiß nichts von dergleichen eini-

genden politischen Kerngedanken des Standes. Bürger und Bauer sind überhaupt die entschiedensten socialen Gegensätze. Wenn einmal die Nivellirung der Gesellschaft wiederum einen großen Ruck vorwärts machen würde, wenn die gegenwärtigen natürlichen Gruppen sich nochmals centralisirten, dann würden wohl immer noch zwei Hauptschichten übrig bleiben: Bürger und Bauern.

In dem Festhalten an dem Gedanken des Rechtsstaates mag eben so gut eine conservative als eine liberale Tendenz liegen. Dem Dualismus des Bürgerthums ist hier wiederum der freieste Spielraum gelassen, und die aus dem Bürgerstande hervorgehende Neuerung wird immer nur mäßigen Schrittes vorwärtsschreiten. Was das Bürgerthum erringt, ist meist scheinbar gering, aber es bleibt auch sitzen. Man mag z. B. die Reformen des Gerichtswesens aus den letzten Jahren noch hier und da beschneiden und verkürzen, ganz wegtilgen wird man sie niemals wieder. Darum ist es die größte Kunst des Staates, der social und politisch bewegenden Kraft des Bürgerthums Zugeständnisse zu machen, nämlich die rechten Zugeständnisse und zur rechten Zeit. Je genauer dieser Punkt getroffen wird, um so conservativer wird das Bürgerthum. Dem Philister aber, den bald der Bewegungsschwindel, bald ein Stillstands- oder Rückschrittsgelüsten erfaßt, soll man niemals das mindeste Zugeständniß machen, denn je mehr man ihm zugesteht, desto unverschämter wird er. Hätten die Regierungen im Jahre 1848 in ihrer Herzensangst den Philistern nicht so viele Zugeständnisse gemacht, so würden die Bürger vielleicht die Kraft und den Muth behalten haben, die Bewegung, welche sie heraufbeschworen hatten, auch wieder zu bannen.

Fünftes Capitel.

Reſultate.

Als eine Ruine des alten Bürgerthums ragt der Handwerkerſtand in die moderne bürgerliche Welt. Iſt der Bürgerſtand das verkleinerte Abbild der modernen Geſellſchaft, dann fällt dem Handwerker darin die ſociale Rolle zu, welche der Bauer in dem großen Originalgemälde ſpielt. Der Handwerker iſt der conſervative Mann par excellence unter den Stadtbürgern. Ein ſolcher wird er aber nicht bleiben, wenn er verarmt oder verkommt. Gerade wegen der einflußreichen Stellung des Gewerbes im Bürgerthum iſt das materielle Gedeihen des Kleingewerbes eine Lebensfrage für die erhaltende Politik. Reichthum hat noch keinen Bürger zum Demagogen gemacht, deſto öfter die Armuth.

Aber für den ſocialen Politiker hat der Gewerbeſtand noch ein ungleich tieferes Intereſſe. Hier ſind nicht bloß Trümmer noch des alten Corporationsweſens, an denen man ſtudiren mag, ſondern auch viele kräftige, lebensfähige Triebe eines geſunden Innungsgeiſtes, an welchen ſich die pädagogiſche Kunſt des Staatsmannes erproben kann.

Wo iſt denn noch ein gleiches corporatives Leben wie bei

den Handwerkern? Und doch wie tief erscheint dasselbe gegen früher gesunken! Aber die Innungen schließen sich unläugbar wieder fester zusammen, die Gewerbvereine mehren sich. Es ist in diesen Vereinen in Sachen der Reform des gewerbtreibenden Bürgerthums schon manch ein Wort vom Stuhle des Handwerkers herab gesprochen worden, welches die Weisheit der Katheder zu Schanden machte. Die Gewerbehallen hat man lange nach ihrer socialen Bedeutsamkeit weniger gewürdigt. Die Londoner Weltindustrieausstellung hat jetzt mit einemmale den Leuten eine thurmhohe Leuchte darüber aufgesteckt. Bemerkenswerth sind auch die jetzt so zahlreichen Versuche von Innungen oder auch nur von ganz losen gewerblichen Privatvereinen, Handwerkserzeugnisse auf gemeinsamen Verkauf zu fertigen. Die Kaufleute haben diesen Vortheil schon längst gekannt; die meisten großen Häuser sind durch gemeinschaftliche Unternehmungen das geworden was sie sind. Die Handwerksmeister werden bald einen Schritt weiter thun, sie werden genossenschaftlich je für die gewerbliche Existenz des einzelnen einstehen müssen, wo jetzt einer des andern Verderben ist. In Westphalen sollen die großen ritterschaftlichen Grundbesitzer bereits hier und da begonnen haben sich solidarisch zusammenzuthun, um ihre verschuldeten Standesgenossen von dem völligen Ruin und proletarischen Aufgeben des Grundbesitzes zu erretten. Kann das der Adel, dann kann es auch der Bürger. Dem Standesgeist des Adels hält er am sichersten die Wage, indem er ihn nachahmt. Wo aber die gewerbliche Genossenschaft des einzelnen Meisters Sicherheit geworden wäre, da würde auch bald wieder Gewerb und Stand seine Ehre werden. Und dieß ist kein Communismus, sondern nur die alte goldene Wahrheit, daß sechs mäßig bemittelte Leute zusammen einen reichen machen, aus dem mit der Zeit leicht sechs reiche Männer werden können.

Es ist eine sehr beachtenswerthe Erscheinung, daß der vormärzliche Polizeistaat, der gar keine Freiheit und am wenigsten eine absolute, gelten lassen wollte, die absolute Gewerbefreiheit

ganz allein in seinen Schutz nahm. Das muß wohl eine bedenkliche Freiheit seyn, die sich solcher Gönnerschaft erfreut. Der Polizei- und Beamtenstaat fürchtete sich vor einem selbständigen und kräftigen Gewerbestande, und er wußte wohl, daß die absolute Gewerbefreiheit der sicherste Zügel ist für das bürgerliche Gewerb, einer von den Zügeln nämlich mit scharfem, ins Fleisch schneidendem Gebiß, mit denen man selbst das feurigste Roß zum lendenlahmen Klepper zügelt. Da wurde die Dilettantenwirthschaft der sogenannten „Patentmeisterschaft" eingeführt, wornach jeder, auch ungelernt, ein beliebiges Gewerb treiben kann, wenn er sich nur für ein paar Gulden ein Patent löst und einen Gesellen hält, und ist er ein speculativer Kopf, so kann er's auch mit einem halben Dutzend verschiedenartiger Gewerbe zu gleicher Zeit probiren. Das hieß eine Staatsprämie auf die Pfuscherei und Schwindelei setzen. Der Staat versteigerte seine Bauten und öffentlichen Unternehmungen an den Wenigstfordernden. Das war abermals eine Prämie auf die Schwindelei. Er ließ — und läßt — gewöhnliche bürgerliche Handwerke von Züchtlingen betreiben, und drückt durch solche Concurrenz, die ihm kaum Arbeitslöhne kostet, den Verdienst des Bürgers herunter. Indem er den Verbrecher züchtigt, züchtigt er zugleich den redlichen Handwerksmann. Man muß in Ländern gelebt haben, wo solche zügellose Gewerbefreiheit galt, um sich recht gründlich von ihrer Verderblichkeit zu überzeugen. In solchen Ländern war es dann auch, wo die Handwerksmeister beim ersten Aufzucken der achtundvierziger Bewegung keine brennendere Frage kannten, als die der Errettung von solch mörderischer Freiheit.

Es gibt alte gewerbreiche Städte, in denen das alte Zunftwesen nicht untergegangen ist, wohl aber sich weiter gebildet hat zum Segen des Handwerks. Es gibt auch herabgekommene alte Reichsstädte, wo man heute noch an allem Zopf des alten Zunftwesens hängt und dasselbe in all seinen erstarrten Formen festhält. Dort ist gemeiniglich der Handwerker durch den

veräußerlichten Innungsgeist eben so träge, stümperhaft, verknöchert und mißvergnügt geworden, als er in den Ländern der absoluten Gewerbefreiheit träg, stümperhaft, verknöchert und mißvergnügt ist. Beide Extreme demoralisiren den Gewerbestand.

Man gebe den einzelnen Gewerben wieder eine Corporationsverfassung mit eigener Verwaltung, aber man marke auch streng ihre Gränzen ab und schütze ein Gewerbe vor den Uebergriffen des andern. Die Gränzlinie aufzufinden, wo sich das Recht der Fabrication von dem Rechte des Kleingewerbes scheidet, ist oft mißlich, aber die ganze Existenz des Kleingewerbes hängt auch nicht selten von der richtigen Feststellung dieser Gränzlinie ab. Die Scheidung der Gewerbe unter sich ist scheinbar eine kleine und leichte Sache, und unsere politischen Doctrinäre, deren scharfes Auge sieht wie dem Mann im Monde der Bart wächst, haben für solche Lappalien gar keinen Blick mehr übrig. Und doch handelt sich's auch hier wieder um eine gewichtige sociale Frage. Der Glaser z. B. muß etwas von Schreinerarbeit verstehen. Erlaubte man ihm aber, daß er diese, soweit er kann, auch selbständig betreibe, dann wird er bald ein gefährlicher Nebenbuhler des Schreiners in den einfachsten, d. i. in den einträglichsten Schreinerarbeiten seyn. Der letztere kann ihm dieß aber nicht heimgeben, denn die Glaserarbeiten liegen ihm ganz fern. So könnte es geschehen, daß in einem gewerbfreien Orte nur Kunstschreiner neben den Glasern aufzukommen vermöchten. Gerade die social wichtigsten, weil am zahlreichsten vertretenen Gewerbsklassen, werden durch solches Dilettantenwesen am gründlichsten verdorben.

Man möge sich auch verständigen, daß entweder den Kaufleuten der Handel mit Handwerksproducten untersagt, oder den Handwerkern der Verkauf von Rohstoffen ihres Gewerbes frei gegeben werde.

Dergleichen Dinge, wie die Feststellung der Gewerbebegränzung machen sich aber nicht auf der Schreibstube. Die

Gesammtheit der Gewerbsleute weiß hier am besten Rath und Auskunft. Wo die Behörden in Gewerbsachen entscheiden müssen, da sollte ihnen immer ein technisches Collegium von Gewerbetreibenden begutachtend zur Seite stehen. Es ist in diesem Betracht in den letzten Jahren in vielen deutschen Ländern vieles gebessert worden. Der Beamte meint zwar gemeiniglich, der Schuster solle bei seinem Leiste bleiben, für seine Person glaubt er aber, daß nicht bloß mit dem Actenleisten, sondern im Nothfall auch mit dem Schusterleisten fertig zu werden.

Schon aus socialem Conservatismus sollten Gemeinden und Innungen bei dem Meisterwerden und der Niederlassung zusehen, daß das nothdürftige Capital zum Gewerbebetrieb vorhanden sey. Neumodische Sentimentalität und Hoffart sieht in dem Gesellenstande nur das drückende Abhängigkeitsverhältniß, und nennt diese Forderung in ihrer Strenge inhuman. Der „Geselle" heißt aber so viel als der „Genosse" des Meisters; lächerlicher Weise aber wollen jetzt die Gesellen statt dieses viel ehrenwertheren und bedeutsameren Titels den der „Gehülfen" führen! Sonst gab es auch noch einen „Gesellenstolz", jetzt gibt es nur noch „Meisterstolz." Eines rechtschaffenen Meisters Gesell all seine Lebtage zu seyn ist lange so kein Unglück, als eines jämmerlichen Geschäftes Meister. Die Leute im Staatsdienste und sonstwo sind oft froh, wenn sie nur Gesellen seyn dürfen. Kann übrigens ein junger Handwerker Lohnersparnisse statt ererbten Vermögens nachweisen, so sollen sie ihm, wenn er um das Recht der Niederlassung anhält, bis zu doppeltem Betrage anzurechnen seyn, weil nämlich Fleiß und Sparsamkeit auch ein schönes Capital im Geschäfte ist. Das wäre zugleich ächt „bürgerlich" gehandelt, nach dem Grundsatze unseres Standes, daß die Kraft Reichthümer zu erwerben ein größerer Besitz sey als der Reichthum selbst.

Wenn einer Meister werden will, so soll er auch eine ordentliche Probe seiner Tüchtigkeit ablegen. Zum Meister gehört auch ein Meisterstück. Auch auf die besten Zeugnisse hin, daß der Meisterschaftscandidat so und so viel Jahre Lehrling und Gesell

geweſen, ſoll ihm das Meiſterſtück nicht geſchenkt werden. Aber auch die Meiſter ſelber ſoll man auf ihre Tüchtigkeit anſehen, und nur den tüchtigſten fremden Meiſtern ſollten die Gemeinden die Einbürgerung frei geben.

In der Gründung von Gewerbſchulen und Vereinen hat die neuere Zeit bereits Großes gewirkt. Wenn der Staat hierin den Gewerbecorporationen nur nicht hemmend entgegentritt, ſo iſt ſchon das Beſte gewonnen. Der Bauersmann wird niemals ſo geſcheidt ſeyn, ganz aus eigenem Antrieb ſich genoſſenſchaftlich zuſammenzuthun, um dergleichen Inſtitute zur Förderung ſeiner ökonomiſchen Verhältniſſe zu gründen. Dagegen hat er in anderen Dingen wieder vor den übrigen Ständen ſeinen apparten Verſtand. Das ſind eben die Gegenſätze der ſocialen Bewegung und des ſocialen Beharrens. Zur Zeit der alten Innungen hatte man Zunftverſammlungen, wo die gemeinſamen Angelegenheiten des Gewerbes zu gegenſeitiger Lehre und Förderung beſprochen wurden; man hatte Schauſtellungen der Meiſterſtücke, wo die Meiſter den Lehrlingen und Geſellen oft einen kritiſchen Unterricht gaben; ſelbſt das Haus des Meiſters war, in höherm Sinne als es jetzt ſeyn kann, eine Schule für ſeine Leute. Wie viel von dieſen trefflichen Bräuchen war verloren gegangen, und wie viel iſt in der neueren Zeit durch die Gewerbe bereits wieder erobert worden; an ſolchen Thatſachen mag man zumeiſt die Macht des Fortſchrittes im Bürgerthum erkennen und ehren.

Ueber das Wandern der Handwerksgeſellen iſt bereits eine kleine Bibliothek zuſammengeſchrieben worden. Uns kümmert hier bloß der ſociale Geſichtspunkt. Die Wanderjahre ſind die Univerſitätsjahre des Handwerkers. Es iſt die dringendſte Gefahr vorhanden, daß der Geſelle, welcher immer zu Hauſe bleibt, zum Spießbürger vertrockne, wohl gar zum ſocialen Philiſter entarte. Friſche Luft iſt das beſte Heilmittel wider beides. Viele, die wandern könnten, bleiben jetzt hinter dem Ofen ſitzen; das würde vor fünfzig Jahren noch als eine

Schmach angesehen worden seyn. Darum frißt die Seuche des Philisterthums auch im Gewerbstande von Tag zu Tag drohender um sich. Es war eine der äußersten Anmaßungen und zugleich eine der ärgsten social-politischen Verkehrtheiten des Polizeistaates, daß er den Handwerksburschen das Wandern ganz und gar verbieten wollte.

Solche und andere Hauptstücke zu einer aus dem Materiellen herausgearbeiten socialen Festigung des Gewerbstandes sind just nichts neues; sie sind aber auch nichts veraltetes; denn sie sind großentheils noch immer — fromme Wünsche.

Die Partei der altständischen Restauration ist dem Schutze der höheren einheimischen Industrie vor der Ueberfluthung durch die ausländische Concurrenz nicht hold. Die höhere Industrie ist der directest sociale Gegensatz zu dem geschlossenen großen Grundbesitz. Insofern die altständische Partei ihre stärkste Stütze bei den adeligen Gutsbesitzern sucht, kann sie freilich keine sonderliche Freude haben an dem großen socialen Vorsprung, den die Uebermacht des modernen Industrialismus dem Bürgerstande gewonnen hat. Das zahlt dann wohl der Industrielle wieder heim, indem er gar keine ständische Gliederung gelten lassen will, und am allerwenigsten den Regierungen gestatten möchte, daß sie dem geschlossenen großen Grundbesitz ähnlich Schutz und Gunst zuwenden, wie er sie doch für sich und seine Industrie fordert. Beide verfahren gleich einseitig, und das rechte Maß liegt in der Mitte. Der Staat muß jede berechtigte gesellschaftliche Macht und jeden Beruf zu stützen und zu fördern wissen. Es liegt so wenig im conservativem Interesse durch unmäßige Schutzzölle den Handel und den Grundbesitz zu ruiniren, als es in diesem Interesse liegt, aus purer Besorgtheit um das Gedeihen der Gutsbesitzer der Industrie den nothwendigen Beistand zu entziehen, der ihr mit mäßigem Schutze geleistet werden könnte.

Das ist der Fluch, welcher eben so wohl auf den Männern des abstract constitutionellen wie des altständischen Staats-

ideales lastet, und jede Verständigung unmöglich macht, daß beide nur je eine Hälfte der gesellschaftlichen Mächte als berechtigt und vorhanden anerkennen wollen; für jene gibt es nur noch Bürgerthum und Proletariat, für diese nur noch Bauern und Aristokratie.

Eine ins Uebermaß gesteigerte industrielle Entwickelung kann allerdings social gefährlich werden. Wir sind nicht der Ansicht daß man lediglich das materielle Wohlbefinden der Nation auf seine äußerste Spitze zu treiben brauche, um dieselbe nach außen mächtig, im Innern kraftvoll und gesund zu machen. Die Industrie gleicht die Gegensätze in der Gesellschaft weit gründlicher aus als es alle socialen Theorien vermögen, und die einseitige und übermäßige Pflege des Industrialismus würde alle Individualität der Gruppen des socialen Lebens zerstören, was nur die völlige Erschlaffung und Entartung der Nation zur Folge haben könnte. Das stellen wir jenem rohen Materialismus entgegen, der die Blüthe der Völker ausschließlich nach den Productionsziffern mißt, und kein weiteres Heilmittel der socialen Gebrechen kennt als Zölle, Handelsverträge, Fabrik- und Eisenbahnanlagen. Wir sind aber keineswegs der Ansicht, als ob sich die Industrie in Deutschland jetzt schon zu so verderblichem Uebermaß gesteigert hätte. Der Staat soll das Gefährliche im Industrialismus aufzuheben, das Segensreiche aber sich zu gewinnen wissen, und dieß geschieht, indem er der Industrie jenen mäßigen Schutz gewährt der ihr natürliches Gedeihen fördert, die übrigen Factoren der materiellen und socialen Existenz aber nicht gefährdet. In alten Zeiten drohten die Manufacturen und bürgerlichen Gewerbe dem Adel und den Fürsten nicht weniger, als der Industrialismus dem modernen Staat. Die offene Feindseligkeit zwischen beiden war auch leider häufig genug vorhanden. Aber mitunter finden wir auch, daß die Fürsten den Bürger in ihr Interesse zogen, indem sie durch klugen Gewerbeschutz als seine Freunde, nicht als seine Gegner auftraten.

Der Gewerbeschutz hat die alten Bürger so conservativ

machen helfen; und gab ihnen kein kaiserliches oder fürstliches Privilegium solchen Schutz, dann wußten sie ihn schon selber sich zu schaffen. Ihr müßt nur die alten Chroniken, dazu auch manche spätere Gesetzbücher und Landordnungen nachschlagen: da steht nicht nur von altmodischen Rechten und Freiheiten, sondern auch von einem Schutz der Arbeit zu lesen, der niemand beeinträchtigte. Die einschlagenden Maßregeln waren freilich für einen kleinen Haushalt berechnet, und passen nicht mehr für unsere Verhältnisse. Aber das Princip, welches ihnen zu Grunde lag, paßt für uns, das Princip, durch den mäßigen Schutz von Gewerb und Industrie den Bürger stark und wohlgesinnt zu erhalten. Und wenn wir durch so manches ehemals reiche, jetzt verkommene alte Städtchen wandern, wo ehedem viele reiche Gerber gewohnt, die ihr Leder auf hundert und mehr Stunden weit verführt, oder reiche Leineweber, oder Tuchmacher, oder Strumpfwirker, die mit ihren Waarenballen auf keiner großen Messe gefehlt und jetzt lauter proletarische Spießbürger sind: dann mögen wir die Frage nicht vergessen, ob der Verfall, neben anderen Ursachen, nicht vielleicht gleichzeitig gekommen sey mit der Aufhebung des alten Gewerbeschutzes.

Ich will ein lehrreiches Exempel hierher setzen.

Vor ein paar hundert Jahren herrschte in den weiland nassau-oranischen Städten Siegen und Herborn ein großartiger Gewerbfleiß. Nah und fern auf den deutschen Handelswegen gingen die wollenen Tücher dieser zwei Städte. Wenn ein räuberischer Ritter einen rechten Fang thun wollte, dann paßte er den Herborner Tuchmachern auf, die zur Frankfurter Messe zogen. Nun muß man aber auch zusehen, wie die alten oranischen Grafen ihre heimische Wollenindustrie geschützt und dadurch den tüchtigen Bürgerstand sich bewahrt haben.

Die auswärtigen Manufacturen drohten im sechzehnten Jahrhundert das Land mit ihren Erzeugnissen zu überschwemmen; Lundisches Tuch, Kirsai und Sammet that den Stoffen der Siegener und Herborner Tuchmacher großen Abbruch. Da

führte Graf Wilhelm von Nassau-Oranien eine ganz eigene Art von Schutzzoll ein, der freilich gerade so naiv erscheint, wie es die damaligen Zustände mit sich brachten. Er verordnete nämlich, daß fremdes Tuch zwar nach wie vor ins Land gebracht werden dürfe, allein — nur die einheimischen Tuchmacher sollten das Recht haben es feilzuhalten, während die eigentlichen Kaufleute und Zwischenhändler nur inländisches Erzeugniß ausbieten durften. Das wäre gerade, wie wenn man jetzt keinem anderen als den deutschen Eisenproducenten erlauben wollte, englisches Roheisen direct zu beziehen. Sie würden sich wohl nicht allzu eifrig ihres Vorrechts bedienen, und gerade so haben es die Herborner Wollenweber auch gemacht. So kam bald der Putz von fremdem Zeug stark aus der Mode, und die Leute trugen wieder was dem Bürger am besten steht, ein Kleid, das zu Hause gewoben war. Dann wurden aber auch die Tuchmacher immer geschickter. Denn anfangs mußten sie zwar noch die feinen Tücher aus der Fremde verschreiben, weil sie nie solche gefertigt hatten. Aber mit jedem Ballen, der herüber kam, sahen sie ihren Nebenbuhlern tiefer in den Profit, und nun ging ihnen erst recht ein Licht auf, wie viel besser es sey, wenn sie es selber versuchten, auch die feinen Stoffe zu weben. Die Verordnung wirkte wie ein Prohibitivzoll, ohne doch die schlimmste Wirkung eines solchen auszuüben, nämlich die Förderung der einheimischen Faulheit. Die Wollenmanufacturen nahmen lustig zu, und der Erfolg zeigte, wie brauchbar jene Verordnung gewesen. Denn sie hat nicht bloß ein paar Jahre gegolten, um dann unter die alten Acten zu kommen, sondern sie blieb Jahrhunderte lang in Kraft und ist zu drei verschiedenen Malen erneuert worden.

Neben der auswärtigen Concurrenz hatten aber die oranischen Tuchmacher noch mit einer andern Gefahr zu kämpfen. Die ausgezeichnete Wolle, welche man an der Sieg und Dill erzielte, führte fremde Käufer ins Land, die den Heerdebesitzern diesen Rohstoff für ausländische Manufacturen abkauften. Dadurch

konnten die Siegener und Herborner Meister kaum mehr das nöthige Material im Lande auftreiben. Ja manche gewissenlose Meister ließen sich sogar verleiten, die weit geringere Wolle der angränzenden Gegenden zu verarbeiten und dieß als ächtes Herborner Fabricat auszubieten. Dadurch war der Credit beider Städte bedroht. Da erließ der obengenannte Graf eine andere Verordnung, welche die Tuchmacher schützen und doch den Wollproducenten den Preis nicht verderben sollte. Um Pfingsten, hieß es, ist ein großer Wollmarkt abzuhalten, auf dem sich kein auswärtiger Käufer einfinden darf, bis die eingebürgerten Tuchmacher ihren nöthigen Jahresbedarf gekauft haben. Damit aber die Bauern nicht in Geldnoth kommen, weil sie auf diesen Markt warten müssen, sollen ihnen die gräflichen Rentmeister oder die Zunft der Tuchmacher schon vorher Vorschüsse auf ihre Wolle zahlen, wenn sie es verlangen. Ist der Markt überreich befahren, dann sollen die Rentmeister oder die Zunft auch über Bedarf Wolle aufkaufen, nur damit der Rohstoff im Lande verarbeitet und die Ehre des inländischen Tuches gewahrt werde. Und andererseits, damit nicht etwa ein Tuchmacher in Nachtheil komme, weil er auf den Tag des Marktes vielleicht noch nicht so viel baares Geld zusammenbringen kann, um seinen Jahresbedarf zu bestreiten, hat die Zunft ihm das nöthige Geld vorzustrecken. So waren die Heerdenbesitzer gut gestellt, weil ihnen die Verwerthung allezeit gesichert, ja durch die Berechtigung zu Vorschüssen gleichsam eine Prämie auf den Verkauf im Lande gesetzt war; die Tuchmacher aber doppelt gut, sowohl wegen des billigen Preises als auch, weil eine plötzliche Geldverlegenheit ihr Geschäft nicht sofort ins Stocken bringen konnte.

Wir sind wahrhaftig nicht der Ansicht, daß es gut wäre, auch heute noch durch solche Maßregeln den Markt zu beherrschen, aber man kann sich an denselben wenigstens abmerken, daß der Gewerbfleiß ehedem ganz anders nach innen und außen geschützt und gefördert war als jetzt; daß die Regierung wie die Gewerbegenossenschaft selber sich weit mehr zur solidarischen Haftbarkeit für

das gewerbliche Gedeihen des einzelnen Bürgers verpflichtet fühlte. Aus diesem Bilde eines höchst patriarchalischen Kleinlebens heimelt uns wenigstens jener Hauch der Zufriedenheit und des Behagens in den Gränzen des gesicherten Berufes und Standes an, welcher dem bürgerlichen Leben der Gegenwart fast ganz verloren gegangen ist.

Mit diesem Behagen im Stande ist der eigentliche Zauber des deutschen Bürgerthums geschwunden. Sich stolz zu fühlen in der nothwendigen Beschränkung seiner socialen Existenz ist eine wahre Bürgertugend. Wer besitzt sie noch? Von den Schranken nach oben will der moderne Bürger in der Regel nichts mehr wissen; die Schranken nach unten hält man dagegen in der That um so fester, je weniger man es vielleicht in der Rede Wort haben will. Darin liegt ein hoffärtiger Egoismus, sittliche Verderbniß. Der Mann des vierten Standes ist wenigstens so consequent, überhaupt keine sociale Schranke mehr gelten zu lassen. Das ist eine Phantasterei, aber sie kann ganz wohl einmal die Frucht einer idealen sittlichen Abstraction seyn.

Der Staatsmann soll alles anregen und fördern, was den Bürger dazu bringen kann, sich wieder stolz und behaglich in den Gränzen seiner gesellschaftlichen Stellung zu fühlen. Obenan steht hier ein möglichst reiches Maß socialen Selfgovernments. Steins preußische Städteordnung hat in diesem Betracht herrliche sociale Lichtpunkte. Die Städte erhielten das Recht zurück, ihre Magistrate wieder aus sich herauszuwählen. Die Stadtverordneten, gleichfalls aus der Wahl der Bürgerschaft hervorgegangen, als controllirende technische Behörde neben dem Magistrat. Als höhere Corporation über den Städten stehen die Landschaften mit einer auf das ständische Princip gegründeten Selbstverwaltung. Dann erst kommt als Spitze des Ganzen die Nationalvertretung.

Die zahlreichen Trümmer des früheren Corporationswesens im Bürgerthum sollte man in jeder Weise stützen, verjüngen, weiterbilden. Das gelehrte Corporationswesen und die Selbst-

verwaltung der Hochschulen betrachtet der Deutsche mit Recht als ein Heiligthum der Nation; wer es angreift, vergreift sich an dem Bürgerthum.

Die kargen Reste alter Bürgersitte vor gänzlichem Untergang zu retten, müßte eine noch viel angelegentlichere Aufgabe der Social-Politik seyn, als den Sitten des Bauernstandes besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Denn der Bauer erhält seine Sitte von selber, man braucht ihn nur einfach gewähren zu lassen. Der Bürger wird täglich mehr geneigt, jeden Schimmer früheren Herkommens wegzutilgen.

„Da wir noch sangen unsern Sang,
Da wir noch tranken unsern Trank,
Da wir noch trugen unser Gewand,
Stund es gut im deutschen Land."

Dieser alte Spruch drückt das Behagen des Bürgers in seiner Sitte, in seinem Stande aus, er wurde von Menschen gemacht und gesungen, die sich wohl in ihrer Haut fühlten. Er hat jetzt beim deutschen Bürgerstande kaum einen Sinn mehr. Als es in unsern protestantischen Städten noch Sitte war, daß jede Bürgersfamilie sich ihren Platz in der Kirche kaufte, ihren Namen auf dem Sitz anschlagen ließ, und nun für lange Generationen an diesem Platze als einem kostbaren Besitzthum festhielt, gingen die reichen Bürger auch regelmäßig in die Kirche. Ein solches Verpachten der Plätze im Hause Gottes widerstrebt gewiß unsern modernen Ansichten, und es wird niemand zur Wiedereinführung dieses meist erloschenen Brauches rathen. Aber ich bin überzeugt, das Bewußtseyn, an einem bestimmten Platze in der Kirche gleichsam zu Hause zu seyn, ein ganz bestimmtes Miteigenthum an diesem Tempel der Gemeinde zu besitzen, führte die Leute hundertmal zur Kirche, wo sie sonst nicht hingegangen wären, und weil sie sich auf diesem mit dem Namenszuge gezeichneten Stuhle heimisch fühlten, fühlten sie sich auch heimisch in der Gottesverehrung. So half eine ganz äußerliche Sitte eine weit tiefer gehende Sitte des inneren Menschen stützen.

Als die Bürger keine eigenen Stühle mehr in der Kirche hatten, wurden die Kirchen auch viel leerer. Ich führe dieses Exempel an gerade um seiner scheinbaren Geringfügigkeit willen. Der Mensch ist abhängiger von äußeren Einflüssen als man gemeinhin glaubt, und eben diese äußeren Einflüsse sind im socialen Gebiete der größten Beachtung werth. Sie sind die kleinen Hebel, mit denen der Social-Politiker die schwersten Lasten bewegt.

Respectirt man im Bauern die Kraft des Beharrens und zähen Festhaltens an dem Ueberlieferten, dann respectire man im Bürger die Macht der Reform. Der Staatsmann, welcher jenem strengen Rechtsbewußtseyn des Bürgers in Sachen der formellen Politik frivol ins Gesicht schlägt, der verletzt im Bürgerthum zugleich die öffentliche Moral. Und wer jenem Universalismus des Bürgerthums, der die Geistesbildung zum Gemeingut aller Stände gemacht hat, mit Fesseln und Schranken entgegentritt, der verübt in einem Attentat auf das Bürgerthum zugleich ein Attentat auf die ganze gebildete Gesellschaft. In der Anwartschaft jedes Gesellschaftsgliedes auf die höchsten Ehren und Würden der Kunst, der Wissenschaft und des Dienstes an Kirche und Staat, ist dem Einigungstrieb im deutschen Volke, wie er sich am entschiedensten beim Bürgerthum ausgebildet hat, der rechte Weg angewiesen. Wer diesen Weg versperrt, der wird diese berechtigte sociale Nivellirung in jene krankhafte und verkehrte verwandeln, welche alle natürlichen Gegensätze des Gesellschaftlebens in den großen Urbrei des allgemeinen Menschenthums auflöst.

Ich sprach vorwiegend von den „Bauern," als ganz bestimmten socialen Persönlichkeiten, weniger von dem allgemeinen principiellen Begriff des „Bauernthums." Dagegen habe ich weit seltener von „den Edelleuten" und „den Bürgern" geredet als von „der Aristokratie" und „dem Bürgerthum." Die gleiche absichtliche Inconsequenz ließ ich in den Ueberschriften der Abschnitte walten. Denn bei den Bauern ist die Persönlichkeit, die Charakterfigur des Standes das social Entscheidende, bei

Ariſtokratie und Bürgerthum der Standesgeiſt, der gemeinſame geſellſchaftsbürgerliche Beruf. Der ariſtokratiſche und der bürgerliche Geiſt hat ſich längſt auch über die Schranken des Standes hinaus verbreitet, der bäuerliche Geiſt kaum. Es erſcheint uns ſchon ſprachlich frembartig, von einem „bäuerlichen Geiſte“ zu ſprechen. Der bürgerliche Geiſt aber findet ſeit dem Mittelalter ſeine Ausgangspunkte in dem Voranſchreiten des Bürgerthumes in Gewerbe und Induſtrie, in Kunſt und Wiſſenſchaft, und in den religiöſen Kämpfen. Man überſehe nicht, welche tiefe Bedeutung das religiöſe Moment noch für den Bürger hat. Das deutſche Nationalgefühl war dem proteſtantiſchen Bürgerthum durch Jahrhunderte nur noch lebendig in dem Drang nach kirchlicher Unabhängigkeit vom Auslande, nach religiöſer Entwickelung von innen heraus. Bei einem großen Theil des Bauernſtandes hat die Kirche weſentlich das Amt eines Zuchtmeiſters zu verwalten, zur Abwehr gänzlicher äußerer Verwilderung. Wo ſie ihm nicht mit dictatoriſcher Autorität gegenübertritt, wird ein ſolcher Bauer wenig Reſpect vor der Kirche haben. Bei dem Bürgerthum ſchafft umgekehrt die eigene Theilnahme des Standes an den religiöſen, der Gemeinde an den engeren kirchlichen Entwickelungen erſt den rechten Eifer für das kirchliche Leben. Es lugt auch hier etwas conſtitutioneller Geiſt hervor. Die Einrichtung der Pfarrgemeinderäthe und ähnlicher Körperſchaften zur Mitberathung und Mitwirkung in Sachen der örtlichen Kirchenverwaltung und Verfaſſung iſt eine ächt bürgerliche, die, wenn ſie recht ausgeführt und gehandhabt wird, wohl eine ſegensreiche Erhöhung des religiöſen Lebens in der Gemeinde zuwege bringen kann.

In dem Maße als der ſociale Philiſter ausgerottet wird, muß auch das Behagen in den Gränzen des Standes bei dem Bürger wieder wachſen. In dem Maße als der Staat aufhört, die unächten Stände künſtlich zu hegen, wird er auch eine kräftigere Stütze an den natürlichen Ständen finden, namentlich an

dem Bürgerthum, welches von den unächten Ständen zumeist unterwühlt worden ist.

Der Staatsmann soll nicht bloß auf ein Bruchstück der Gesellschaft, er soll auf die ganze Gesellschaft schauen, dazu mahnt ihn besonders der Bürgerstand als der universellste. Jedes bestimmte politische Programm wird freilich auch in einer bestimmten socialen Gruppe seinen hauptsächlichsten Rückhalt suchen müssen. Aber es wird keinen langen Bestand haben, wenn es diese einzelne Gruppe darum für die ganze Gesellschaft nimmt. Die vorwiegend ständischen Bauern und Aristokraten haben uns gezeigt, daß es noch eine Macht der Gesellschaft neben dem Staate gibt; das Bürgerthum, welches in seinen so vielfach abgestuften constitutionellen Tendenzen den Gesellschaftsbürger mit dem Staatsbürger verschmilzt, zeigt uns, daß die Gesellschaft sich nicht trennen soll vom Staate, nicht den Staat bekämpfen soll. Der höhere Standpunkt über beiden wird darin liegen, daß die Gesellschaft ihre Interessen in den Interessen des Staates zur Geltung bringe, der Staat dagegen seine Entwickelung niemals absperre von der breiten Unterlage der Gesellschaft in ihrer natürlichen, historischen Gliederung.

Die Gegensätze, deren Ausgleichung wir angedeutet, sind erst möglich geworden, indem sich das Bürgerthum an den Mächten des socialen Beharrens rieb und ihr Princip bekämpfte. Die Kämpfe über das ständische oder constitutionelle Staatsideal oder ein drittes, in welchem beide Gegensätze versöhnt werden, sind kein Unheil, sie sind ein Segen, denn sie haben erst Leben in die moderne Gesellschaft gebracht, individuellere Gestaltung, ja man kann sagen, in diesen Kämpfen ist die Gesellschaft aus ihrem bisherigen Traumleben erst wieder zum hellen Selbstbewußtseyn erwacht. So erwies sich auch hier das Bürgerthum, indem es diese Kämpfe angeregt, recht eigentlich als die „Macht der socialen Bewegung."

II. Der vierte Stand.

Erſtes Capitel.

Weſen und Entwickelung.

Eine Art von phyſikaliſch-chemiſchem Proceß in der neueſten Culturgeſchichte liegt unſerer Unterſuchung vor. Die organiſchen Gebilde der alten Geſellſchaftsgruppen beginnen hier und da zu verweſen, von den uralten Geſteinſchichten der Stände, die ſo lange als die ehernen Säulen der Civiliſation feſtgeſtanden, wittert aller Orten die Rinde ab, und die künſtlich gebundenen Stoffe, welche das ſociale Leben in Blut und Mark und Nerven warm und lebendig erhielten, zerſetzen ſich, löſen ſich in ihre Grundbeſtandtheile auf, aber in dieſem Proceſſe der Zerſetzung ſelber einigen ſie ſich wieder zu neuen Stoffen, und aus den verwitterten Geſteinen und den verweſten Organismen ſprießt ein neues, frembartiges Leben auf.

Dieß iſt der Bildungsproceß des vierten Standes. In den aufgelösten Beſtandtheilen, die, ſeit mehr als dreihundert Jahren mürbe gemacht, nun endlich von der Ariſtokratie, dem Bürger- und Bauernthum abgefallen ſind, treibt er ſeine Keime. Die

Fahnenflüchtigen, die Marodeurs der alten Gesellschaft sammelt er unter sein Banner zu einer neuen furchtbaren Armee. Freilich ist diese zur Zeit noch ein wild einherbrausender Schwarm, der des bändigenden Führers harrt, ein Schwarm der sich selber noch nicht recht kennt, noch nicht recht hat, dem jetzt erst allmählich die Ahnung seiner zermalmenden corporativen Macht aufzugehen beginnt. Und mit dieser Ahnung fängt auch erst die Geschichte des vierten Standes an. Bewußtlos bestand er, seit die Menschheit besteht, aber daß er zum Selbstbewußtseyn zu kommen, daß er seine zerstreuten Glieder zu sammeln beginnt, dieß ist erst ein Act der neuesten Geschichte.

Nicht bloß die Proletarier bilden den vierten Stand, die Besitzlosen, die von der Hand zum Mund leben, die Heloten des Capitals, die beseelten Werkzeuge, welche als Rad, Walze, Kurbel von Fleisch und Blut neben den eisernen Rädern, Walzen und Kurbeln unlösbar und unerlösbar in den Mechanismus unserer märchenhaften Maschinenwelt eingekeilt sind: sie alle machen nur Ein Glied, und gerade das bewußtlosere des vierten Standes aus. Der vierte Stand umfaßt nicht bloß „Arbeiter," sondern auch Faullenzer, nicht bloß Arme, auch Reiche, nicht bloß Niedere, auch Hohe; er ist uns der Inbegriff aller derjenigen, die sich losgelöst haben oder ausgestoßen sind aus dem bisherigen Gruppen- und Schichtensysteme der Gesellschaft, die es für einen Frevel an der Menschheit halten, zu reden von Herren und Bürgern und Bauern, die sich selber für das „eigentliche Volk" erklären, und die da wollen, daß alle organische Gliederung der Stände sich auflöse in den großen Urbrei des eigentlichen Volkes. Wenn die sociale Demokratie vom eigentlichen Volke redet, so ist sie nicht so einfältig, wie man ihr das wohl angedichtet hat, darunter bloß die Gesammtsumme aller armen Teufel zu verstehen, sie meint vielmehr alle diejenigen, welche sich frei gemacht haben von dem historischen Begriff der Gesellschaft, welche nicht erst Bürger, erst Bauern, erst Herren und dann als solche Volk seyn wollen, sondern von

vornherein Volk, Volk sans phrase, pures Volk, das Volk an und für ſich — den Inbegriff des vierten Standes. Darum iſt mit dem Begriff des vierten Standes der Gedanke der Polemik gegen alle übrigen Stände untrennbar verknüpft. Darum wird er es auch für eine Verleumdung erklären, wenn man ihn überhaupt einen Stand nennt, allein wir kommen in der Bornirtheit unſerer corporativen Auffaſſung der Geſellſchaft leider nicht darüber hinaus.

Der vierte Stand will alſo kein Stand ſeyn, er will ja vielmehr die Verneinung aller Stände, die Allgemeinheit darſtellen, aber die eherne Fauſt der Nothwendigkeit, die Geſetze der Logik haben ihn bereits in die Beſchränkung eines Standes zurückgetrieben. Denn dadurch, daß er gegen die übrigen Stände Oppoſition macht, hat er dieſe bereits gezwungen, ſich wieder feſter in ihre Eigenthümlichkeit zuſammenzuziehen, und ſtatt ſich zur Allgemeinheit zu erweitern, muß er ſich um ſo mehr zu einem Beſondern beſchränken, je treuer er ſeinem Grundſatze der Bekämpfung jedweder Standesgliederung bleibt. So iſt überall dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen.

Jeder Stand hat das geheime Gelüſten, alle übrigen zu beherrſchen, jeder Stand hat ſeine Epoche, in welcher er deſpotiſch auftritt; aber weder die Ariſtokraten, noch die Bürger, noch die Bauern haben jemals die Tendenz gehabt, die ganze Geſellſchaft in den Kreis ihres Standes zu ziehen, weil ſie ja dadurch dieſen ſelber, der nur durch den Gegenſatz und die Beſchränkung exiſtirt, vernichten würden. Der vierte Stand ſtellt dagegen in der Theorie den Anſpruch, die ganze Geſellſchaft gleichſam mit Haut und Haaren aufzuſpeiſen. Das iſt aber eine ſehr unfruchtbare Theorie, die bloß verneinend und aufzehrend verfährt. Es iſt eine ganz neue Erſcheinung, daß ein Stand ſich weſentlich durch den allen Gliedern gemeinſamen Drang charakteriſirt, daß ſie das nicht ſeyn wollen was ſie ſind. Während in jedem andern Stande der Trieb, bei ſich ſelber zu bleiben, das Ganze zuſammenhält, wird hier die

Gemeinschaft bestimmt durch den Trieb, über sich hinauszugehen. Die übrigen Stände stellen das gesellschaftlich organisirte Behagen dar, der vierte Stand das gesellschaftlich organisirte Mißbehagen. Die ersteren wollen die historische Gesellschaft erhalten, der vierte Stand will sie zerstören. Seine Philosophie ist die jenes Mannes, der sein Haus in Brand steckte um das darinnen nistende Ungeziefer gründlich zu vertilgen, die Philosophie des Communismus. Nicht als ob alle Glieder des vierten Standes Communisten wären, allein die Theorien der socialen Nivellirung durch alle Schattirungen von den unschuldigsten, philantropischen Phantasien bis zum äußersten Wahnsinne der Gleichmacherei zündeten zumeist bei dem vierten Stande, er fand in denselben sein corporatives Bewußtseyn ausgesprochen, die Formel, in welcher seine tausendfältigen Glaubensbekenntnisse einig sind. Die Wortführer des theoretischen Socialismus und Communismus schufen den vierten Stand nicht, aber sie weckten ihn aus dem Schlafe.

Was ein Bauer ist, was ein Bürger, was ein Edelmann, ist leicht zu sagen, was der vierte Stand ist, unendlich schwer. Ich sage unendlich, denn die Fassung seines Begriffes ist vergleichbar dem Ausdruck einer Zahlengröße in genäherten Brüchen, wobei man dem wahren Werth bis auf eine unendliche kleine Differenz immer näher kommt, ohne ihn jemals ganz aussprechen zu können. Dieß schreibt sich daher, daß der vierte Stand noch keine abgeschlossene, sondern eine erst in ihrer Bildung begriffene Größe ist. In der staatlichen Praxis läßt sich vollends noch gar keine Norm, keine Handhabe für den vierten Stand finden. Und doch ist er da, pocht an die Thüre und fordert, daß man Notiz von ihm nehme. Der Statistiker kann dir sagen, wie viele Menschen im Staate zum Bauernstande, wie viele zum Bürgerstande zählen, für die Männer des vierten Standes wird er keine runde Summe finden, die rund genug wäre. Denn derselbe ist zur Zeit noch überall und nirgends, er steckt unter Bürgern, Bauern und Herren, vielleicht gar unter Fürsten und

Prinzen als unsichtbare Loge. Er hat kein Zunftzeichen, keine eigene Rubrik in den Classensteuerverzeichnissen, denn sein Gemeinsames ist nicht ein Beruf, nicht das Eigenthümliche des Besitzes, sondern ein soziales Princip, welches die Bürgermeisterei und das Steueramt zur Zeit noch nicht einzuregistriren versteht. Und doch muß das Gemeinsame wieder mehr als ein bloßes Princip seyn, denn sonst würde es sich ja nur um eine Partei handeln, nicht um einen Stand. Frage den kesselflickenden Zigeuner, der heimathlos im Lande umherzieht und am Mittag noch nicht weiß, ob er am Abend eine Stätte findet, wohin er sein Haupt lege, allen äußeren Wahrzeichen nach ein Glied des vierten Standes, nach seinen socialen Grundsätzen. Er wird dich auslachen über die Frage, die ihm sinnlos erscheinen muß. Die „Gesellschaft" ist ihm höchst gleichgültig, denn der einfache Begriff derselben geht schon über seinen Horizont. Auch die Gliederungen der Gesellschaft schieren ihn blutwenig; er fühlt sich vielleicht in seinem Vagabundenleben ganz behaglich. Und dennoch schlummert der Neid gegen die Glücklicheren in ihm, der Drang in ihre Rolle mit einzutreten; es fehlt nur einer, der ihn wach rufe. Erlebt er das nicht, dann erleben's seine Kinder, seine Enkel. Nennt ihn wenigstens einen Candidaten des vierten Standes, wenn ihr ihn kein Glied nennen wollt. Die Theologen würden sagen, er gehört potentia zu demselben, wenn auch nicht actu.

Das sind eben die unbestimmbaren, widerspruchsvollen Elemente eines noch trüb aufgährenden Neubildungsprocesses. Wäre der vierte Stand in sich selber klar und abgerundet, er würde vielleicht schon als eine sociale Völkerwanderung die alte Gesellschaft überfluthet und von Grund aus umgewurzelt haben. Allein er sucht sich selber noch, wie er auch vom wissenschaftlichen und staatsmännischen Standpunkte aus noch gesucht wird. Er ist für beide Theile das unbekannte X in dem großen socialen Regeldetriexempel, und keiner hat noch den richtigen Ansatz finden können, um dieses X vollkommen herauszurechnen.

Man eifert vielfach gegen die Bezeichnung „vierter Stand.“ In der That ist das ein sehr ungefügiger und anscheinend nichtssagender Titel. Er ist nur ein Nothbehelf, und wird über kurz oder lang einem concreteren Ausdruck weichen. Aber zugleich ein höchst charakteristischer und darum ganz vortrefflicher Nothbehelf! Man weiß diesen Stand noch nicht weiter zu bezeichnen, als indem man ihm eine Nummer gibt. Er hat noch gar keinen Namen, als ein ungetauftes Kind liegt er noch in der Wiege. Unpersönliche Dinge unterscheidet man nach Nummern. Und der vierte Stand ist auch noch keine fertige sociale Persönlichkeit. Mit dem dürftigen Worte „vierter Stand“ ist gerade dieß gesagt, daß er das noch zu findende X in der Gesellschaft sey. Darum behalten wir diesen Namen bei, der scheinbar nichtssagend, in der That aber höchst charakteristisch ist und ein Triumph des richtigen sprachlichen Instinctes.

Anfänglich hatten die Social-Demokraten ihre besondere Liebhaberei an der Bezeichnung des „vierten Standes“ und brachten dieses Fachwort recht eifrig in Schwung. Die „Emancipirung des dritten Standes“ durch die erste französische Revolution war sprüchwörtlich geworden, und es fügte sich zu einem bequemen Parallelismus der banalen Phrase, daß man nun von einer Emancipirung des vierten Standes als der Hauptaufgabe der gegenwärtigen Revolutionszeit redete. Jene äußerste Partei, welche in Paris im ersten Taumel der Februarrevolution den Grundsatz, daß alle Arbeit heilig sey, so weit ausdehnte, daß sie auch die Arbeit der Freudenmädchen heilig sprechen wollte, hatte dann noch nicht einmal genug an einem vierten Stand, und sprach in zarter Rücksicht auf die Insassen der Bordelle, Diebshöhlen und Zuchthäuser bereits von einem fünften, dem die nächste Revolution gehören solle!

Als aber auch die Gegner der Demokratie den „vierten Stand“ als Schlagwort fleißiger gebrauchten, merkten erst die Demokraten, welch ein reactionäres, die verhaßte „ständische Gliederung“ voraussetzendes Wort sie selber bevorzugt hatten,

und wollen nun ihre eigene frühere Ausdrucksweise durchaus nicht mehr gelten lassen. Uns aber wird das Wort darum nur um so viel werther, denn es legt jetzt Zeugniß ab, daß selbst die Demokratie im unbewachten Augenblicke dem Gedanken der Standes-Gruppen ihre Huldigung darbringen mußte.

Wir unterscheiden zwei große Gruppen des vierten Standes: er besteht aus solchen die noch nichts sind oder noch nichts haben, und solchen die nichts mehr sind oder nichts mehr haben, solchen die erst eintreten wollen in die vollgültige Gesellschaft, und solchen die von derselben ausgestoßen wurden. Diese beiden Gruppen stehen einander gegenüber wie Idealismus und Realismus, wie die socialistische Fraction der communistischen, wie der verneinende Trieb einer tollen phantastischen Jugend dem verneinenden Trieb eines diabolisch verbitterten Alters. Auf der einen Seite steht ein guter Theil der Arbeiter, der Handwerksgesellen, der Dienenden, der literarischen Jugend, des Beamtenproletariats; auf der andern bankerotte Kleinbürger, verdorbene Bauern, heruntergekommene Barone, Industrieritter, Strolche, Tagediebe und Vagabunden aller Farbe. Diese Elemente können nicht einträchtig Hand in Hand gehen; nur die Stunde des Kampfes gegen den gemeinsamen Feind, gegen die historische Gesellschaft, macht sie jezuweilen zu Verbündeten.

So ist denn der vierte Stand auch in sich selber zerfahren, wie er hervorgegangen ist aus der Zerfahrenheit der Gesellschaft. Alle bindenden Elemente der andern Stände fehlen ihm. Die Gemeinsamkeit der geschichtlichen Existenz, der historischen Sitte fesselt seine Glieder nicht, denn gerade in dem Verfall der historischen Sitte keimte der vierte Stand erst auf, und die volle Zerstörung derselben ist sein eifrigstes Ziel. Der vierte Stand ist Kosmopolit, wo die andern Stände national, ja particularistisch sind. Der Bürger und Bauer trägt in jedem Lande sein besonderes Gepräge; der Mann des vierten Standes ist sich überall gleich. Die Civilisation und das Elend nivelliren bekanntlich am gründlichsten, und beide Kräfte sind es ja, die

im Verein den vierten Stand zumeiſt ans Licht gezogen und zum Bewußtſeyn gebracht haben. Das gebildete Glied des vierten Standes ſchwärmt in Deutſchland für die Polen, die Ungarn, die Italiener, die Franzoſen, nur für die Deutſchen nicht. Die Nationalität iſt ihm eine widernatürliche Schranke, vom ſelbſtſüchtigen Kaſtengeiſt gehegt; wie er das Standesbewußtſeyn vertilgen will, ſo auch das Nationalitätsbewußtſeyn. Und betrachten wir alle dieſe über ganz Europa zerſtreuten Glieder des vierten Standes, die ſich einig wiſſen in der Bekämpfung der Standes- und Nationalitätsſchranken, dann erhalten wir eine gewaltige unbekannte Nation neben den bekannten, ein X auch im Völkerſyſteme, ein Volk, welches ſich nicht auf der Landkarte unterbringen läßt und doch exiſtirt, deſſen Nationalität darin beſteht, keine zu haben, und deſſen Patriotismus die Zerſtörung des eigenen Volksthumes iſt. Jene Geſchichtsloſigkeit und Vaterlandsloſigkeit, welche man ſonſt bloß als das Ergebniß einer verſchrobenen Schulſtubenweisheit betrachtete, hat ſich im vierten Stand in einer großen Volksſchicht leibhaftig verkörpert. Es gibt daher keine größern Gegenſätze als den vierten Stand und die Bauern: jener iſt der unhiſtoriſche Stand als ſolcher, wie dieſer der hiſtoriſche. Daher rekrutirt ſich auch der vierte Stand in der Regel weit weniger aus den Reihen des Landvolkes als der Bürgerſchaft und Ariſtokratie.

Tiberius Gracchus, einer der großen Propheten des vierten Standes, ſprach, als er ſeine Vorſchläge einer neuen Ackervertheilung vor das verſammelte römiſche Volk brachte, von den Proletariern jener Tage: „Die wilden Thiere Italiens haben ihre Höhlen und ein Lager auf welchem ſie ruhen; die Männer aber, die für Italiens Herrſchaft auf Tod und Leben kämpfen, beſitzen nichts als den Genuß der Luft und des Tageslichts, weil man dieſe ihnen nicht rauben kann. Ohne Hütte und Obdach irren ſie mit Weib und Kind im Lande umher. Es iſt ein Hohn, wenn die Feldherren in der Schlacht ſie auffordern, für ihre Hausgötter und die Gräber ihrer Väter zu kämpfen;

denn unter allen iſt kaum ein einziger, der eine Grabſtätte der Seinen und einen eigenen Hausaltar beſitzt. — — Sie haben die Welt beſiegt und werden Herren derſelben genannt, ihnen ſelbſt aber gehört auch nicht eine einzige Scholle Land.“ Der römiſche Demagog wollte dem Proletarier Hausgötter, eine Scholle Landes und eine Grabſtätte wieder erwerben. Die moderne Demagogie dagegen trachtet den Mann des vierten Standes noch vollends zu befreien von der Feſſel der Hausgötter und des heimiſchen Bodens. Familie und Vaterland ſind auch ſo ein Stück alten Zunftzwanges, deſſen man quitt werden muß; Patriotismus iſt Reaction, Nationalſtolz gehört zum Ariſtokratenthum. So furchtbare Fortſchritte hat die Idee des vierten Standes, der alle andern verſchlingen ſoll, ſeit Gracchus Zeiten gemacht! Wir ſahen vor drei Jahren jene Schaaren der Sturmvögel, welche überall da heranzogen, wo ein Kampf gegen die beſtehende Ordnung des Staates und der Geſellſchaft begann, wir ſahen jene bunten Reihen von Streitern aus aller Herren Ländern, die auf allen Revolutionsſchlachtfeldern Europa's und im Solde aller Nationen kämpften, die nirgends zu Haus waren, außer in dem Getümmel des Umſturzes; ſie ſtellten uns die leibhaftig gewordene Vaterlandsloſigkeit des vierten Standes dar. Dieſe Erſcheinung iſt eine ganz neue. Wenn der Landsknecht des Mittelalters dem Banner folgte, darunter am meiſten Geld und Ehre zu gewinnen war, ſo gab er damit ſein Vaterland nicht auf, er ſtritt ja nur, um zu ſtreiten, er trieb ſein Handwerk daheim oder in der Fremde und wanderte mit dem Schwert zu fremden Meiſtern in die Lehre, wie unſere Handwerksburſchen mit friedlichem Werkzeug. Aber der gewappnete Proletarier des neunzehnten Jahrhunderts ſtellte ſich mit bewußtem Grimm gegen die Feſſeln des Vaterlandes unter Italiens und Ungarns Fahnen, er ſah keinen Frevel darin, die rothen Hoſen über den Rhein zu rufen, wenn ſie auch nur die rothen Mützen hätten mitbringen können; die Heiligkeit ſeiner fixen Idee, die Geſellſchaft, die ganze Menſchheit ausebnen und gleich machen zu wollen, ließ

ihm alles andere, was ſonſt uns heilig dünkt, profan werden. Die Kette der organiſchen Gliederung läßt ſich nirgends durchbrechen, ohne daß ſie ganz aus einander ſpringt; wer dieſe Gliederung bei der Familie, den Ständen, dem Staate aufgibt, der gibt ſie auch bei Nationen auf, und wer ſeine Standesehre darein ſetzt, keinem Stande anzugehören, der muß folgerecht auch ſeinen Nationalſtolz darein ſetzen, kein Vaterland zu haben. Weder das claſſiſche Alterthum noch das Mittelalter hat von dieſer Verläugnung aller natürlichen Stufenreihen der Menſchheit etwas gewußt, ſie gehört lediglich der neueſten Zeit an.

Man muß aber nicht meinen, es ſey nun in dem vierten Stande nichts weiter als Abfall und Verneinung, Verweſung und Zerfall dargeſtellt. Eine der Hauptrichtungen des modernen Geiſtes hat ſich in ihm verkörpert, nur iſt ſie vorerſt höchſt einſeitig und ſchief zu Tage gekommen, wie das bei dem Durchbruch jeder neuen Idee zu geſchehen pflegt. Seit dem Ausgange des Mittelalters dreht ſich der eigentliche Kern aller ſocialen Kämpfe um die Grundfrage, ob die Stände körperſchaftlich gegliedert bleiben ſollen, oder ob der Fortſchritt von der antiken und mittelalterlichen Geſellſchaft zur modernen nicht vielmehr darin beſtehe, daß die großen hiſtoriſchen Gruppen und Schichten derſelben in ein gleichartiges Ganze verſchmolzen werden. Der vierte Stand iſt das praktiſch handgreifliche Reſultat dieſes theoretiſchen Kampfes, er iſt in ſeiner dunklen und chaotiſchen Exiſtenz das Siegeszeichen, welches die Idee der allgemeinen Nivellirung bei ihrem dreihundertjährigen Weltgang gewonnen hat. Erſt ſtritt man nur für die freie Befähigung jedes Menſchen zu jeglichem Beruf, für das Recht der Theilnahme jedes Standes an Staatsangelegenheiten. Aber im Geiſte des vierten Standes fragt es ſich nicht mehr, ob ein Stand vor dem andern politiſch bevorzugt ſeyn ſolle oder nicht, ob einer den andern beherrſchen, ausbeuten ſolle oder nicht, ſondern ganz allgemein, ob nicht in der körperſchaftlichen Gliederung der Geſellſchaft an ſich zugleich der Deſpotismus der Geſellſchaft liege, ob eine

ſolche Gliederung eine Naturnothwendigkeit ſey oder ein ungeheurer Betrug, den durch Jahrtauſende der Menſch an dem Menſchen verübt.

Alle Schichten der Geſellſchaft, vom König bis zum Bettelmann, und alle politiſchen Parteien haben ſeit dreihundert Jahren nach einander — oft unbewußt — wider die körperſchaftliche Gliederung und zu Gunſten der allgemeinen Nivellirung gefochten, und doch vermochten ſie die Thatſache der hiſtoriſchen Gruppen niemals ganz umzuſtoßen. Alle wollten die Geſellſchaft gleich machen und brachten doch nichts weiter zu wege, als daß ſie den vierten Stand ſchaffen halfen.

Die Fürſten brachen die ſelbſtändige Macht des großen Adels, ſie verwiſchten die vielverſchlungene ſtaatsbürgerliche Gliederung des Mittelalters, ſie hoben die ſtändiſchen Privilegien auf und ließen die ſtändiſche Vertretung allmählig einſchlafen; die ganze Geſellſchaft ſollte ſich in den neuen Begriff der Unterthanen auflöſen. Sie nivellirten alſo freilich nur in ihre eigene Taſche, und dachten keineswegs daran ſich ſelber mit zu nivelliren, allein dieß thaten auch alle Nachfolger bis zu den modernſten Communiſten. Denn wo einer nicht zu gewinnen hofft, denkt er auch nicht ans Gleichmachen. Richelieu, indem er die Selbſtändigkeit der franzöſiſchen Ariſtokratie vernichtete, warb dem vierten Stande zahlloſe Rekruten. Wenn deutſche Fürſten ins Maßloſe Titel ohne Mittel verliehen, um dadurch den erblichen Würdeträgern die Spitze zu bieten, ſo gründeten ſie, ohne es zu ahnen, förmliche Pflanzſchulen des vierten Standes, welcher dereinſt gerade dem auf ſolchem Wege gefeſtigten Unterthanenbegriff am ſchärfſten zu Leibe gehen ſollte.

Der büreaukratiſche Staat faßte die Geſellſchaft nur unter dem Begriff der Adminiſtration. Alle Stände ſchmolzen ihm, wie ſchon bemerkt, in zwei große, unförmliche Gruppen zuſammen: die „Dienerſchaft“ und die „Bürgerſchaft“, d. h. Staatsdiener und Nichtſtaatsdiener. Der Hochmuth, welcher in dieſer Unterſcheidung ſteckt, brachte namentlich in kleinen Stätchen und

Städtchen das fröhliche Selbstbewußtseyn des Bürgers auf eine niederträchtige Weise herunter. Schaaren Verblendeter, die an der Hobelbank oder beim Schusterleisten höchst brauchbare und ehrenwerthe Menschen geworden wären, strömten dem gleißenden Elend des Schreibstubenproletariats zu. Der Handwerksmann verlor den Respect vor sich selber, wenn er sah, wie erhaben sich jeder Angestellte über ihn dünkte, der nur einen Dintenklecks auf einen Stempelbogen machen konnte.

Als ein erkünstelter Stand schob sich das Beamtenthum zersprengend und auflösend in die natürlichen Stände. Aus dem natürlichen, gesunden Corporationsgeiste ward ein verschrobener, widernatürlicher. Der rechtschaffene Stolz auf die Herrlichkeit des Berufes und die Würde der gesellschaftlichen Stellung ward zur ärgerlichen Anmaßung gegenüber dem bürgerlichen Standesgenossen, der statt der Uniformsknöpfe auf dem Amtsfrack nur das Schurzfell trug. Der bureaukratische Staat suchte aber auch aus politischem Grundsatz die körperschaftliche Gliederung der Gesellschaft auszuglätten, weil sich das Einförmige leichter administriren und registriren läßt, als das Mannichfaltige, weil die Centralisirung der Staatsverwaltung nothwendig auch die Centralisirung der Gesellschaft nach sich ziehen muß, weil ihm der Staat ein todter Mechanismus ist, während die geschichtliche Gliederung der Gesellschaft ein organisches Leben zu entfalten sucht, und allerdings rasch in Widerspruch treten wird zu dem todten Tabellenregiment der Bureaukratie. Da diese den Wohlstand der Bevölkerung nicht nach ihrer inneren Gesundheit und Kraft, sondern nach ihrer äußeren Corpulenz bemißt, so bot sie alles auf, die Zahl der Köpfe zu steigern, unbekümmert, ob die anschwellende neue Volksmasse nachgehends das gemeine Gut vermehren oder nur von demselben zehren werde. Absolute Freizügigkeit, schrankenlose Gewerbefreiheit, Patentmeisterschaft waren die Zaubermittel, durch welche die Bureaukratie den öffentlichen Wohlstand erhöhen wollte. Und als nun plötzlich ganze Schaaren von Proletariern den deutschen Staatshämorrhoidarius in gar

entſetzliche Verlegenheit ſetzten, konnte er gar nicht begreifen, wo dieſe Leute mit einemmale herkämen, da er doch ſelber die Brütöfen gebaut hatte, um ſo viel hunderttauſend Küchlein des vierten Standes höchſt kunſtreich auszubrüten.

Wir könnten uns hier überhaupt ganz kurz faſſen und brauchten eigentlich nur das Summarium aller der ſocialen Sünden zuſammenzuſtellen, die wir in den vorhergegangenen Abſchnitten als von den einzelnen Ständen und gegen dieſelben verübt aufgezeichnet haben, um die Mitarbeit aller Factoren des öffentlichen Lebens zur Herausbildung des vierten Standes anſchaulich zu machen.

Jener bürgerliche Altliberalismus, der die Bureaukratie in Kleinigkeiten befehdete, in der Hauptſache aber, ohne es zu merken, Hand in Hand mit derſelben ging, wollte von der geſchichtlichen Gliederung der Geſellſchaft nichts wiſſen. Geſchichtlos ſeyn hieß ihm freidenkend ſeyn, und die Geſellſchaft vergaß er überhaupt über dem Staat. Er erkannte nur Staatsbürger an. Der abſtracte Begriff eines freien Staates war der moraliſche Kopfabſchneider, welcher jegliche culturgeſchichtliche Beſonderheit im Völkerleben wegraſiren ſollte. Nur die Freiheit war das Recht, die Freiheiten das Unrecht. Dieſen Begriff einer bloß allgemeinen officiellen Staatsfreiheit hat aber das Volk niemals verdauen können; als es ihm endlich vergönnt wurde, frei zu ſeyn, führte es zwar „die Freiheit“ in Liedern und Reden im Mund, griff aber mit der Hand wieder nach „den Freiheiten.“ Der Altliberalismus nivellirte die Geſellſchaft im Namen der officiellen Freiheit, wie der Beamtenſtand im Namen der officiellen Bevormundung. Er war der Advocat des vierten Standes, weil er in jeder ſtändiſchen Gliederung Mittelalter und Reaction witterte. Als freilich der vierte Stand endlich als eine thatſächliche Macht auf die Bühne trat und mit der Staatsidee des Altliberalismus keineswegs ſehr ſäuberlich umſprang, verläugnete und bekämpfte ihn der letztere, wie der Menſch denn immer Conſequenz und Logik abſchwört, ſobald ihm die eigenen

Gedanken über den Kopf wachſen. Der Altliberalismus ging endlich wenigſtens negativ auf das ſociale Leben ein, er hielt den Socialiſten und Communiſten den Widerpart, da er doch ſelber ihren Theorien die Stege ins praktiſche Leben geebnet hatte, aber eine eigene poſitive Mitarbeit an der Organiſirung der Geſellſchaft vermochte er nicht zu liefern. Es läßt ſich überhaupt inſofern ein merkwürdiger Fortſchritt in der Entwicklung des Altliberalismus wahrnehmen, als er von ſeiner Abſtraction des alles verſchlingenden Staatsbegriffes mehr und mehr zurückkam, je mehr es ſeinen Stimmführern vergönnt wurde, an praktiſcher ſtaatsmänniſcher Thätigkeit Theil zu nehmen. So war er urſprünglich Kosmopolit, ſpäter leuchtete ihm die Nothwendigkeit einer geſchichtlich organiſchen Gliederung der Nationalitäten ein. Aber nun noch einen Schritt weiter zu gehen, und dieſe ſelbe Nothwendigkeit auch bei der Geſellſchaft einzuſehen, vermochte er nicht. So befürwortete er das allgemeine Stimmrecht, indeß er den Communismus und Socialismus bekämpfte, als ob nicht die revolutionäre Macht dieſer Theorien ein Kinderſpiel wäre, gegen die Macht der Thatſache des allgemeinen Stimmrechtes gehalten. Es erging ihm wie den Weibern, welche die Logik immer nur bis zu einem gewiſſen Punkte gelten laſſen, indem ſie die ganze Kette der Vorderſätze zugeſtehen, aber, wenn dann endlich der Schlußſatz daraus hervorgehen ſoll und muß, wieder abſpringen und ſagen, ſie meinten, es ſey doch anders.

Wie der conſtitutionelle Altliberale den Menſchen nur unter den Geſichtspunkt des Staatsbürgers faſſen wollte, ſo wollten die aufgeklärten Paſtoren nur von allgemeinen Chriſten etwas wiſſen, aber ja von recht allgemeinen, denn ſpecifiſch chriſtliche Chriſten würden eben doch wieder eine körperſchaftliche Gliederung ausgeſprochen haben. Die Philoſophen wollten nur Menſchen, reine Menſchen paſſiren laſſen, die Demokratie nur die Allgemeinheit des „eigentlichen Volks“, bei welch wunderlichem Ausdruck freilich ſogar der Verdacht hervorſpringt, als

erkenne man das unvermeidliche Fortbestehen einer zweiten Gruppe, des „uneigentlichen Volkes“ neben dem eigentlichen an. Alle diese Abstractionen halfen den vierten Stand hervorbilden. Die Befreiung des dritten Standes war nur der erste Keimgedanke der ersten französischen Revolution, die Ausgleichung aller Stände das Ziel ihrer höchsten Entfaltung, aber in dieser allgemeinen Ausgleichung eröffnete sie doch nur dem vierten Stand seine Zukunft, und all das Blut, welches in den Schreckenstagen vergossen wurde, ist dem vierten Stande zu gut geflossen.

Darin liegt eben ein ungeheurer Humor, daß so viele, so verschiedenartige und sonst in allen Stücken feindselige Mächte des öffentlichen Lebens als so treue Bundesgenossen gegen die Thatsache der körperschaftlichen Gliederung der Gesellschaft gekämpft, und doch nichts weiter zu wege gebracht haben, als ein neues Glied — den vierten Stand. Diese großartige Allianz konnte die bestehenden Corporationen verschlechtern und eine babylonische Verwirrung aller Grundbegriffe der gesellschaftlichen Existenz hevorrufen, aber die Corporationen selbst niederreißen, den Glauben an ihre Nothwendigkeit aus dem Bewußtseyn des „eigentlichen Volkes“ tilgen, das vermochten diese Souveräne, Bureaukraten, Liberale, Pastoren, Philosophen, Communisten und Demokraten doch nicht. Indem sie die bestehenden Stände vernichten wollten und statt derselben einen weiteren zu den bestehenden erschufen, erging es ihnen just wie vielen deutschen Landständen vor zwei Jahren, welche so lange über Ersparungen im Budget beriethen, bis die Berathungskosten selber zu einem neuen Posten desselben angelaufen waren, der alle Ersparnisse wenigstens um das Dreifache überstieg.

Drei folgenreiche Revolutionen in jenem Frankreich, welches doch seinen Nacken am tiefsten unter das Joch der Centralisation beugt, brachten es nicht einmal fertig, die Nivellirung auch nur der gesellschaftlichen Sitte im Sprachgebrauch durchzuführen. Und

Frankreich ist das gelobte Land des vierten Standes. Selbst eifrig social-demokratische Franzosen lächelten bereits im ersten Jahre der neuen Republik wieder, wenn sie sich noch jezuweilen mit „citoyen“ anredeten. Und gerade das „eigentliche Volk“, nämlich die untern Classen, hat sich am allerwenigsten in diese sprachliche Vernichtung der Standesunterschiede finden können. Sein Instinct ließ es nicht loskommen vom alten Sprachgebrauch, der ja nicht willkürlich gemacht, sondern zusammt seinen Lächerlichkeiten aus der innersten Natur des Menschen erwachsen war. Jedem Menschen ist sein Zopf angeboren, warum soll denn der sociale Sprachgebrauch nicht auch seinen Zopf haben? Wo man dem Volk den „Bürger“ und das brüderliche „Du“ durch Decrete aufdrängte, da wurde es sofort confus in der Handhabung der neumodischen Redeweise. So las man in Paris kurz nach der Februarrevolution an der Thüre eines Clublocals, dessen Besucher sich, wie die Studenten sagen würden, den „Du-Comment“ zur Pflicht gemacht hatten, die Aufschrift: „Ici tout le monde se tutoie; — fermez la porte, s'il vous plaît!“ Die unausrottbare Sitte kann wohl keinen größeren Triumph über ein äußeres Machtgebot feiern als in diesen drei Worten. Als in den neunziger Jahren die Stadt Mainz von den Truppen der französischen Republik besetzt und von den Clubbisten terrorisirt war. erging an die Nachtwächter der Befehl, fürder nicht mehr zu singen: „Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen“ ꝛc., sondern: „Hört, ihr Bürger“ ꝛc., mit der ausdrücklichen Motivirung, daß es keine Herren mehr gebe, sondern jedermann bloß Bürger sey. Die Nachtwächter merkten sich das, sangen aber ganz folgerecht von nun an auch am Schlusse statt: „Lobet Gott den Herrn“ — Lobet Gott den „Bürger.“ Und es mußte ein neues Decret erscheinen, welches ihnen befahl, den lieben Gott einstweilen noch im Genusse seiner alten Titulatur zu lassen.

Und doch waren jene Clubbisten in ihrem ersten Decret nur demselben Drange gefolgt, dem unsere ganze geistige Entwicke-

lung seit der Reformation sich hingegeben hatte, und die Nachtwächter, indem sie unbewußt eine Satire auf diesen weltgeschichtlichen Zug des modernen Geistes sangen, setzten das naive Volksbewußtseyn dagegen, welches nicht einsieht, warum man unsern Herrgott noch in seinem überlieferten Recht lassen müsse, wenn man einmal mit dem überlieferten Recht der Gesellschaft gebrochen habe.

Der Organismus der Gesellschaft war am Ausgang des Mittelalters erstarrt und veräußerlicht. Er mußte reformirt, neu belebt werden. Das Widerspiel zu den corporativen Beschränkungen der mittelalterlichen Gesellschaft entfaltete sich darum jetzt in seiner ganzen Breite und Tiefe. Aber gerade die Entstehung des vierten Standes, welche das Resultat einer dreihundertjährigen Arbeit der Nivellirung war, bürgt uns dafür, daß wir bereits über die bloße Verneinung des corporativen Lebens hinausgekommen sind und der Versöhnung beider Gegensätze entgegengehen.

Der vierte Stand ist nun einmal da. Die entfesselnden Fortschritte in allen Reichen der Geistesarbeit wie der industriellen mußten ihn naturnothwendig schaffen. Alle Sünder an der Gesellschaft helfen dem vierten Stande die Stätte bereiten, aber man hüte sich vor der frevelhaften Ansicht, als ob diese Gruppe darum in Sünden gezeugt, als ob sie an sich das böse Princip in der Gesellschaft sey! Der vierte Stand hat eben so gut sein historisches Recht, als irgendein anderer Stand. Er ist zum Bewußtseyn dieser seiner historisch berechtigten Existenz gelangt, er kämpft um seine gesellschaftliche Stellung und droht in diesem Kampfe die ganze Gesellschaft zu verschlingen. Diese sociale Gefährlichkeit des vierten Standes beruht aber lediglich darin, daß er nur erst ein werdender, nicht ein bereits fertiger in sich beschlossener Stand ist. So suche man ihn fertig und abgeschlossen zu machen. Man wirke dazu, ihm als Gruppe die naturgemäße Stellung in den großen Gruppen der Gesellschaft zu

verſchaffen und man wird ſeine zerſtörende Kraft gebändigt haben. Durch die Gerechtigkeit, welche er dem vierten Stande widerfahren läßt, kann der conſervative Social-Politiker ſich am glänzendſten des Ruhmes theilhaftig machen, daß er, in die Myſterien des Volksgeiſtes ſchauend, „alles Leben ehre.“

Zweites Capitel.

Das aristokratische Proletariat.

Der Schwerpunkt des vierten Standes liegt in Deutschland nicht bei den Taglöhnern oder Fabrikarbeitern, wie in Frankreich und England, noch weniger bei den verdorbenen Bauern. Denn nicht die untern Schichten der Gesellschaft sind bei uns am meisten zerbröckelt und verwittert, sondern die höheren. In der Aristokratie, im gebildeten Mittelstande Deutschlands ist die Existenz des Einzelnen durchschnittlich weit mehr gefährdet, die Concurrenz weit übermächtiger als bei den Handwerkern und im Bauernstande. Die Proletarier des Geistes sind für Deutschland dasselbe Schreckgespenst, was für Frankreich die brodlosen Handarbeiter, für England die Fabrikbevölkerung. Die gebildeten Proletarier sind bei uns der Sauerteig, der das gesammte übrige Proletariat immer erst in Gährung versetzt. Das eigentlich gefährliche Poletariat unseres Vaterlandes geht nicht in der Blouse, sondern in Oberrock und Frack, es fängt bei apanagirten Prinzen und mediatisirten Reichsfürsten an und geht bis zum letzten hungrigen Literaten abwärts.

Der verarmte und zurückgekommene Adel hat in Deutschland eine erstaunliche Ausdehnung gewonnen. Die Ursachen sind

von uns oben in dem Capitel von dem Adel bereits angedeutet worden. Der seit Jahrhunderten so widernatürlich erschwerte Uebergang des Edelmannes, der seinen aristokratischen socialen Beruf zu erfüllen nicht mehr im Stande ist, zum Bürger- und Bauernthum, erzeugte zuletzt das Vorurtheil, daß es nobler sey, als aristokratischer Proletarier zu vegetiren, denn als tüchtiger Bürger einem ehrenwerthen Erwerb sich hinzugeben. Ein proletarischer Baron aber ist ein Widerspruch in sich selber, er glaubt einem Stande anzugehören, dessen socialen Beruf er doch keineswegs mehr üben kann, und fällt durch diesen Gegensatz seiner scheinbaren und seiner wirklichen Existenz nothwendig dem vierten Stande anheim.

Denn wer ist in materiellem Betracht ein Proletarier? Dessen möglicher Erwerb ihm keine annähernde Gewähr für die dauernde Deckung seiner Bedürfnisse gibt. Aber diese Bedürfnisse sind höchst relativ. Vielleicht hat sich irgendein Socialdemokrat durch einen Physiologen ausrechnen lassen, wie viel Centner Kartoffeln, Brod, Fleisch der Mensch zum mindesten jährlich braucht, um seinen Verdauungswerkzeugen zu genügen und also sein Daseyn fristen zu können, und setzt nun eine Normalsumme von so und so viel Centnern Kartoffeln jährlich fest, bei deren Nichterwerb das Proletariat beginnt. Allein der Bettler, wenn er nur diese Portion Kartoffeln hat, ist ein Fürst, der Fürst aber, wenn er bloß eine solche Portion Kartoffeln hätte, wäre weit ärmer als der ärmste Bettler. Denn nicht da beginnt das sociale Elend, wo der Hunger in den Eingeweiden zu brennen beginnt, sondern wo die Kraft des Einzelnen nicht mehr ausreicht, die körperlichen und geistigen Güter zu erwerben, welche ihm durch seine gegebene Stellung in der Gesellschaft — über die einmal keiner hinauskommt — als das geringste Maß des Bedürfnisses bezeichnet werden. Der Vornehme hat unter diesem Despotismus seiner eigenen Geschichte weit mehr zu leiden als der Geringe. Je höher er steht, um so näher ist ihm die Gränzlinie gerückt, wo er aus seinem Stand herausgestoßen wird,

ohne in eine andere Gesellschaftsgruppe eintreten zu können, wo er dem Chaos des vierten Standes verfällt. Ihr sprecht, indem das geringste Maß des Bedürfnisses des Menschen sich nicht nach so und so viel Centnern Kartoffeln bestimme, sondern bedingt sey durch seine gesellschaftliche Stellung, durch die Sitte, in welcher er aufgewachsen, sey es eben bedingt durch ein Vorurtheil. Ja wohl, alle gesellschaftliche Sitte ist ein Vorurtheil, und doch würde der Mensch zur Bestie werden, wenn ihr dieses Vorurtheil glatt wegrasiren könntet.

Es gedenkt mir aus meinen Knabenjahren eines armen Mannes. Ob er schon keinen Beruf hatte und nichts that und in abgetragenem Rocke umherging, hatten doch die Leute einen gewissen Respect vor ihm; denn der arme Mann war ein Reichsgraf und dazu der letzte unmittelbare Nachkomme eines großen Kriegshelden und gewaltigen Geistes, dessen Name unter den Besten in der deutschen Geschichte genannt wird. Das Besitzthum dieses Grafen war zerronnen bis auf einen kleinen Rest, auf dem nur noch ein einziger Pächter saß, und dieser kleine Rest so überschuldet, daß der Graf weit ärmer war als sein eigener Pächter. So ward dieses Gut zuletzt auch noch Eigenthum des Pächters. Und der vordem reichsunmittelbare Graf wanderte eines Tages zu Fuß auf jenes, einst sein kleinstes, Gut, um sich bei der Wohlthätigkeit seines frühern Pächters, der unlängst noch sein Unterthan gewesen, ein Unterkommen zu suchen. Dieser nahm ihn auf und gab ihm das Gnadenbrod von dem Acker den er einst von ihm zu Lehen getragen; allein der Acker hätte den Grafen auch nicht mehr standesmäßig nähren können. Und ob der Graf auch nichts mehr hatte, begleitete ihn doch noch — sein Privatsecretär! Er lebte von treuer ehemaliger Dienstleute Barmherzigkeit und lebte dennoch wie ein Graf, niemand konnte sagen, daß der Kostgänger des Hofbauern, der kein Gefolge mehr besaß als einen Privatsecretär, zur Aristokratie gehöre, und doch war er auch kein Bürger, kein Bauersmann. Die Bauern sagen heute noch, er sey so eigentlich kein Graf mehr gewesen, aber

wenn man ihn dann schlechtweg bei seinem Namen nannte, fielen sie einem doch gleich corrigirend ins Wort und sagten: der Herr Graf! Und in diesem Widerspruche deckten's die Bauern auf, weß Standes Glied der Graf eigentlich gewesen: er war ein Glied des Standes der Widersprüche, des vierten Standes.

Eines Tages bewegte sich ein Karren, davor zwei Kühe gespannt waren, von dem Hofe gegen das Dorf, des Hofbauern Junge führte das Fuhrwerk, auf dem Karren lag ein Sarg, und hinter demselben gingen der alte Hofbauer und der Privatsecretär als Leichengefolge. Der Sarg umschloß die Hülle des letzten Reichsgrafen aus einem der berühmtesten deutschen Geschlechter. So begruben sie ihn auf dem kleinen armen Kirchhofe zwischen versunkenen Bauerngräbern. Und auf den Kirchhof schaut die stolze Burg herab mit ihrer geborstenen Warte; es war die letzte Burg, die der Reichsgraf da unten besessen, freilich nur, da sie schon halb in Trümmern lag. Das Grab stand längere Zeit ohne Zeichen und Schmuck, und ward vergessen wie die versunkenen Bauerngräber zur Rechten und Linken. Da kamen eines Morgens Steinmetzen in das stille Thal, brachten einen Grabstein, setzten ihn auf des Reichsgrafen Grab, und keiner weiß bis auf diesen Tag, wer den Stein hat setzen lassen.

Auf der Vorderseite des Steines ist in goldenen Lettern des Verstorbenen berühmter Name zu lesen. Darüber das Wappen des stolzen Geschlechtes. Auf der Rückseite aber steht in schwarzen Lettern: „Er starb im Elend." Und am Sockel sind die Worte eingegraben: „Von einem Freunde vaterländischer Geschichte."

Das ist die Mähr vom aristokratischen Proletariat. Der Reichsgraf, welcher zuletzt auf der Welt nichts mehr besaß, war an seiner Geburt gestorben; seines Geschlechtes große Geschichte hatte ihn nicht erhalten, nicht ernähren können. Und ein Unbekannter, ein Freund eben jener zermalmenden Geschichte, nicht ein Freund des Hauses oder des Verstorbenen, erweist ihm die letzte Ehre, weil die Tragödie dieses hochgeborenen Proletariers,

den er vielleicht nie mit Augen gesehen, ihn erschüttert hat. Er starb im Elend! Zu dieser Lapidarschrift wollte ich den Socialdemokraten führen, dem das Elend da anfängt, wo das geringste Maß der Kartoffeln aufhört, welches zur Beschwichtigung der Verdauungswerkzeuge erforderlich ist. Dieser Reichsgraf, dem noch ein Privatsecretär folgte, hatte lange Zeit ein schönes Besitzthum, und als er nichts mehr hatte, hatte er doch noch einen Freund, und wenn es auch nur ein geringer Bauersmann, ein ehemaliger Dienstmann war, der ihn pflegte, der ihm die Augen zudrückte; und doch war er unendlich ärmer gewesen als der arme Arbeiter, den oft genug der wirkliche Hunger beißt, den man ohne Hemd begräbt, und dem man trotzdem nur auf sein Grab schreiben würde: er entschlief im Herrn — und nicht: er starb im Elend!

Nicht bloß der Kampf der Arbeit mit dem Capital bedingt das Proletariat, sondern auch der Schicksalskampf mit der Geburt, mit dem Stande, mit der historisch gegebenen Stellung in der Gesellschaft. Die Geburt ist nichts zufälliges, nichts willkürliches, so wenig als Körperstärke und Geistesbegabung; sie ist vielmehr die ehernste Nothwendigkeit, sie ist die erste und festeste historische Schranke, welche das Einzelwesen gefangen hält, damit ihm für's ganze Leben die Lehre im Gedächtniß bleibe, daß alles menschliche Streben an geschichtlichen Vorbedingungen hängt, über die keiner hinaus kann und auf welche er, als auf etwas gegebenes, weiterbauen muß. Wollt ihr, daß der Mensch, aller historischen Voraussetzungen bar, bloß nach den todten, allgemeinen Grundsätzen des abstracten Rechtes und der Billigkeit zur Verwirklichung seiner Ziele Vollmacht habe, dann zertrümmert erst die historische Fessel der Geburt — wenn ihr könnt. Der Arbeiter kämpft nicht gegen die Herrschaft des Capitals, er kämpft gegen die Herrschaft des Erbrechts, also abermals gegen die eherne Schranke der Geburt. „Vom Rechte, das mit uns geboren ist," will der Despot des historischen Rechtes nichts wissen; vom Elend, das mit uns geboren ist, weiß

der Despot des philosophischen Rechtes nichts. Dieses Elend kann uns vielleicht im Kittel des Arbeiters, es kann uns aber ebenso gut unter einer Grafenkrone mitgegeben seyn.

Der vierte Stand steigt in Deutschland hoch hinauf. Es gibt deutsche Prinzen und Prinzessinen, welche ein Jahreseinkommen von ein paar tausend Gulden besitzen, und die mit ihren meisten Bedürfnissen auf das Wohlwollen und die Freigebigkeit ihres regierenden Vaters oder Bruders angewiesen sind, dessen Einkünfte selber vielleicht wiederum bloß in einer knapp zugeschnittenen Civilliste bestehen. Würden solche fürstliche Personen sich unter einander verheirathen und neue, weiter auseinander gehende Familienzweige begründen, so käme zu der bereits vorhandenen Candidatur des vierten Standes im zweiten, dritten Glied bereits der leibhaftige vierte Stand. Denn in den Bürgerstand eintreten und die Rente, vor welche mit jedem neuen Sprößling ein weiterer Divisor gesetzt würde, durch einen bürgerlichen Erwerb wieder steigern, könnten und würden diese armen Leute nicht. Das Bedürfniß würde fürstlich bleiben, das Einkommen immer bürgerlicher werden. Solche Prinzen werden sich mit Fug und Recht nicht einmal verheirathen wollen und sollen. Ein Tagelöhner aber, dem man das Heirathen untersagen möchte, muß schon sehr arm und hülflos seyn. Indem den fürstlichen Familien der große Grundbesitz mehr und mehr abhanden kommt, wird ihnen zugleich das einzige Mittel entzogen, ihr Vermögen zu mehren und für eine ausgebreitetere Nachkommenschaft zusammenzuhalten. Die Domänenfrage, über welche man hier und dort so heftig gestritten, ist nicht bloß eine staatswirthschaftliche, sie schließt zugleich die Frage in sich, ob die weitere Descendenz des Fürsten dem vierten Stande verfallen oder in den Reihen der Aristokratie bleiben solle. Ein kleiner Fürst ohne Privatbesitz wird durch seine Civilliste mit der Zeit zur Abdankung gezwungen werden, eine Civilliste ohne erhebliche landesherrliche Domänen ist das natürliche Gegengift wider den dynastischen Particularismus. Wer mag seinen Kindern und Kindes-

kindern ein so unsicheres Brod wie eine moderne Prinzenapanage in Aussicht stellen! Der constitutionelle Staat hat den nachgeborenen Prinzen, namentlich in den kleineren und kleinsten Ländern, nicht nur die Basis einer festen aristokratischen Existenz entzogen, sondern ihnen meist auch die Möglichkeit irgendeiner Berufsübung abgeschnitten. Denn rechnen wir den Kriegsdienst ab, so fällt jede andere praktische Thätigkeit, der in alten Zeiten ein Prinz mochte obgelegen haben, jetzt den verantwortlichen Ministern zu. Ein nachgeborener Prinz ist in der Regel gezwungen, berufslos zu bleiben gleich dem bedenklichsten Theile der Proletarier, und wenn er auch noch so eifrig musicirt, malt, dichtet oder den Wissenschaften obliegt, so wird er doch niemals ein rechtschaffener Musikant, Maler, Dichter, Gelehrter, ja nicht einmal ein Literat von Fach, man wird seine Thätigkeit eine „Passion" nennen, keinen „Beruf", und wo er etwas angreift, bleibt er sein Lebtag zum Dilettanten verurtheilt. Die Begeisterung aber für einen festen, praktischen Beruf allein kann den strebenden Menschen in sich befriedigen. Diese Befriedigung erzeugt den ächtesten Conservatismus; sie ist den nachgeborenen Prinzen versagt, wie einem großen Theile der Proletarier. So ragt die Candidatur zum vierten Stande überall auch in die höchste Schichte der Gesellschaft. Nicht als ob dort das wirkliche Proletariat schon eingebrochen sey, aber die Vorbedingungen desselben kündigen sich bereits an: der Geist des vierten Standes, der durch die ganze moderne Welt geht, hat auch die Thür zu den Königsschlössern gefunden, auch zu den Fürstensöhnen ist das Mißbehagen im eigenen Stande, die Berufslosigkeit und Zerfahrenheit, der Zwiespalt zwischen der äußeren Existenz und der gesellschaftlichen Stellung durchgedrungen, und wenn just die Prinzen auch nicht den Kampf gegen die historische Gesellschaft beginnen werden, so legen sie doch Zeugniß ab von der Gewalt der alles umstrickenden Idee des vierten Standes.

Die früheren Erwerbsquellen der hohen und niedern Aristokratie sind mehr als zur Hälfte vertrocknet. Die Bedürfnisse

haben ſich verdoppelt. Der Eintritt in den geiſtlichen Stand ſicherte vordem Tauſenden von Adeligen eine Exiſtenz. Sie trachteten nicht bloß, wie das heutzutage in katholiſchen Ländern freilich auch noch der Fall iſt, die oberſten Würdeträger der Kirche zu werden, ſondern griffen im Mittelalter auch zu der wirklichen geiſtlichen Arbeit in Klöſtern und an kleinen Pfarreien. In dem rheingauiſchen Dorfe Lorch war noch im ſechzehnten Jahrhundert ein Pfalzgraf und Herzog — Georg von Bayern — Pfarrer. Eine ſolche Dorfpfarre würde jetzt ſelbſt dem neueſten Baron zu gering ſeyn. Von der ehrenvollen Ausnahme, welche hier immer noch einzelne Adelsgruppen machen, haben wir oben bereits geredet. Das eben iſt der Fluch der nobeln Faullenzerei, der ſich der Adel im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert in den zahlloſen damals neu geſchaffenen Hofämtern und Sinecuren aller Art hingab, daß faſt alle Berufsarbeit, welche früher noch innerhalb der Gränzen der Ariſtokratie ſtand, jetzt aus denſelben herausgetreten iſt. Solange ein Baron des Mittelalters noch ein Brevier leſen oder einen Degen führen konnte, gab es für ihn kein Proletariat. Walther von Habenichts war auch ein armer Teufel, er führte die Proletarier nach dem gelobten Land und ließ ſie von den Türken todtſchlagen, aber er ſelber war darum noch lange kein Proletarier. Die Ritter, welche vom Stegreif lebten und wegelagerten, wußten wenigſtens was ſie thun und treiben ſollten, um zu exiſtiren, und das weiß das moderne Adelsproletariat eben nicht. Der Bauer, den jene beſtohlen und geſchunden, erkannte immer noch das Ariſtokratiſche ihres Berufes an; denn in ſeinem Glauben ſausten ſeine Quälgeiſter nach ihrem Tode doch wiederum als feurige Ritter durch die Flur, und die Hölle ſelber mußte alſo Reſpect vor ihrem Rang und Wappen gehabt haben. Bei dem Ariſtokraten des Mittelalters war die Erfüllung des adeligen Berufes durchaus nicht in dem Grade durch den materiellen Beſitz bedingt, wie bei der modernen Ariſtokratie. Der alte Ritter verpfändete Burg und Hof und Wams und Treſſen dazu und blieb doch ein Ritter,

wenn dagegen der moderne Baron seinen Mantel aufs Pfandhaus trägt, so ist damit seine aristokratische Stellung jedenfalls sehr zweifelhaft geworden.

Das aristokratische Proletariat ließ sich seit langer Zeit am besten in den deutschen Kleinstaaten beobachten. Dort drängte es sich aus aller Welt Enden zusammen, um Hofämter und Officierstellen zu erhalten. Auch die kleinsten Höfe wollten sich mit dem Glanze alter Namen umgeben. Ein eigentlicher Landesadel war oft nicht mehr vorhanden, die weiland reichsunmittelbaren Familien blickten mit dem ganzen Groll der Mediatisirten auf ihre ehemaligen Collegen, die so glücklich waren ihre Souveränetät zu retten, und würden sich's nie und nimmer verziehen haben, bei denselben Hof- und Militärdienste anzunehmen. Wie die Büreaukratie alle Schleußen aufzog, damit das bürgerliche und bäuerliche Proletariat ins Land einströme, und durch die Erhöhung der Bevölkerungsziffer den Schein des Staatswohlstandes erhöhe, so wurde von den Höfen die ganze Fluth des adeligen Proletariates in diese kleinen Ländchen geleitet. Aber diese Versorgung eines armen Barons, dessen Güter, wie die Bauerngüter zu Zeiten des armen Konrad, auf der Fehlhalde und dem Hungerberg, am Bettelrain und zu Nirgensheim lagen, mit einer Lieutenants- oder Kammerjunkersstelle führte eigentlich nur wieder zu einer neuen Sorte von Proletariat, die auf das vorhandene gepfropft wurde. Denn das militärische Proletariat, wie es in den Tagen der Landsknechte Deutschland in Schrecken setzte, ist von den Gemeinen zu den Officieren avancirt, und fängt jetzt bei den Cadetten, Fähndrichs und Lieutenants an, wie vordem bei den Troßbuben und Sattelknechten. Bekanntlich sind unsere niederen Officiersgagen darauf berechnet, daß der Inhaber der Stelle etwas eigenes Vermögen mitbringe, aus welchem er zusetzen könne. Die meisten Militärverfassungen sprachen es selber aus, daß diese Stellen proletarisch dotirt seyen, indem sie nur Söhne der vermögenderen Classe in die Cadettenschulen zuließen, und die niederen Officiere, außer gegen Hinterlegung einer hohen

Caution, zum Cölibat verurtheilten. Ein Bürgerlicher schlägt sich noch am ersten durch in diesem Officiersproletariat, da ihm Entsagen und Arbeiten von Haus aus näher liegt. Statt dessen nun besetzte man in den kleinen Ländchen solche Stellen fast durchgehends mit den von nah und fern herzugerufenen verkommenen und verdorbenen Adeligen. Diese kamen in einen Beruf und fanden doch keinen. Da sie nicht wegen ihrer Kriegstüchtigkeit, sondern wegen ihres Namens herbeigezogen worden waren, so lag ihnen gemeiniglich die Kriegswissenschaft zu hoch, die Gamaschenknöpferei aber zu niedrig. So recht bequem lag dagegen das Wirthshaus. Sie glaubten eine Existenz gefunden zu haben, und hatten doch keine, da schon der „Standesaufwand" allein, den man von ihnen forderte, die schwindsüchtige Gage überstieg. Proletarier im Besitz, Aristokraten im Genuß, sind diese Officiere bereits wirkliche Mitglieder des vierten Standes. Mit gränzenloser Frivolität nahm man seitens der obersten Militärbehörde in der Regel die Sache hin wie sie eben war, und stellte wohl gar „halboffiziell" die Behauptung auf, ein Lieutenant, der keine Schulden mache, sey ein schlechter Officier.

Nicht wenige Glieder des Officiersproletariats haben wir wiedergefunden in den Insurgentenheeren der Jahre 1848 und 1849. Der Schritt von dem geheimen Zerfallenseyn mit der Gesellschaft zum offenen Kampf gegen dieselbe war diesen Männern wahrlich weit leichter gemacht als den verführten Handarbeitern und Taglöhnern, die unter ihrem Commando fochten. Der Casernendienst mit ein paar hundert Gulden Gage ist freilich noch eben so gut eine Zufluchtstätte für den heruntergekommenen Adel, wie es das ritterliche Kriegshandwerk für den in der Erbschaft todtgetheilten Junker des Mittelalters war. Aber es ist dieß eine Zufluchtstätte, die in andern Formen uns allen offen steht — die Zufluchtstätte des vierten Standes. Viele mittellose adelige Subalternofficiere haben das empfunden und sind in den Friedensjahren nach Amerika gegangen, wo sie das wenigstens ganz seyn können, was sie hier seyn müssen

und doch zu seyn nicht scheinen dürfen — Proletarier. Noch mehr, ein heruntergekommener Edelmann kann in Amerika sogar Bürger oder Bauer werden, er kann dort die Last seines Namens, seiner Geburt, seiner Geschichte von sich werfen, und es bleibt ihm noch ein Drittes übrig neben der Wahl, ein vornehmer Herr oder ein Lump zu seyn.

Indem die kleinen Fürsten das aristokratische Proletariat hegten und seine Ausbreitung förderten, haben sie zugleich die ganze sociale Stellung der Aristokratie verrückt. Nur durch möglichste Concentrirung des ganzen Standes kann man die conservative Macht der Aristokratie erhöhen. Sie ist nur in ihrer Beschränkung stark, und in diesem Betracht das gerade Widerspiel des vierten Standes, der in seinem riesigen Wachsthum nach außen, in seiner Corpulenz so erstaunlich sich kräftigt. Wenn Karl Vogt in der Paulskirche den Antrag stellte, man möge, um den Adel aufzuheben, nur jedwedem freigeben den Adelstitel anzunehmen, so könnte man glauben, er habe den kleinen Höfen das Verfahren abgelauscht, wie man die Aristokratie am besten um den Credit bringt. Die Privilegirung des aristokratischen Proletariats — nicht der Aristokratie — ist es, was vorzugsweise den Groll aller andern Stände gegen den Adel erzeugt hat. In Marburg hatten die adeligen Studenten bis vor kurzem — vielleicht auch noch — nur ein einziges Privilegium, nämlich — doppelte Immatriculationsgebühren bezahlen zu müssen. Ein solches Privilegium ist jedenfalls der Aristokratie am förderlichsten. Wir deuteten schon in dem Abschnitte von der Aristokratie an, wie oft gerade der solide, conservative Bürger, der nichts weniger als Staat und Gesellschaft umstürzen will, einen gründlichen Haß auf den Adel geworfen hat. Diese Stimmung, welche mit dem ganzen übrigen socialen Charakter jener Bürger in Widerspruch steht, ist hervorgerufen durch das aristokratische Proletariat; die Feindseligkeit gegen dieses überträgt sich unbewußt auf die ganze Aristokratie. Es muß den Zorn des ehrenfesten Bürgers herausfordern, wenn er sieht,

wie etwa der hergelaufene proletarische Hofcavalier in nobler Verschwendung sich anläßt, als seyen ihm die Thaler in Scheffeln zugemessen, indeß er Brod und Fleisch auf jahrelangen Borg nimmt; es muß sein sittliches Gefühl empören, wenn er bemerkt, wie der proletarische Baron aus dem achtzehnten Jahrhundert nicht bloß die Tradition der adeligen Berufslosigkeit und Sinecurenjägerei überkommen hat, sondern wie er dazu auch an der weitherzigen Moral der höhern Stände aus jener verderbten Zeit mit dem Conservativismus der Liederlichkeit festhält, und wie der zerfahrene militärische Müßiggänger, alten Namens, aber nicht alter Ehrenfestigkeit, den subtilen Betrug an einem armen Handwerker durch Schuldenmacherei für einen Zug vornehmen Wesens hält. Es reizt den Spott des Bürgers und Bauern, der in seinem reichlichen Erwerb sich behaglich fühlt, wenn er auf den erwerblosen Adeligen blickt, der auf silberner Schüssel täglich Kartoffeln mit Salz ißt.

Der trefflich gezeichnete proletarische Baron in Immermanns Münchhausen speculirt auf die Fabrication von Luftsteinen, indeß die wirklichen Steine seines Ritterſitzes an allen Ecken auseinanderberſten. Aber der Leſer wird sich erinnern, daß dieſer Immermann'sche Baron keineswegs unſere ſittliche Entrüſtung herausfordert, im Gegentheil, ſeine harmloſe Erſcheinung erregt in uns ein Gemiſch von Heiterkeit und Mitleid. Dieſer Baron iſt aber auch kein Proletarier, er iſt nur ein armer Teufel, er bleibt dabei ein ächter Ariſtokrat; in dem Maße, als ſeine Beſitzthümer mehr und mehr dem Reiche der Phantaſie anheimfallen, treten auch ſeine Bedürfniſſe und Anſprüche mehr und mehr in das Reich der Phantaſie hinüber; in ſeinen Ueberlieferungen, in ſeiner Gedankenwelt, in ſeinen Grillen hat er die genaueſten Gränzmarken ſeines Berufs und ſeines Standes gefunden, und er fühlt ſich über die Maßen behaglich innerhalb derſelben; die Pfeiler ſeines baufälligen Hauſes wanken unter ſeinen Füßen, aber die Pfeiler ſeiner ſocialen Exiſtenz ſtehen ihm, in ſeiner Einbildung, feſt wie die ewigen Berge.

Dieſes Bild bezeichnet uns nicht bloß eine einzelne Figur, es ſchildert eine ganze Gattung. Der heruntergekommene grundbeſitzende Adel wird höchſt ſelten dem vierten Stande verfallen, er wird in Armuth und Entſagung an dem Schattenbilde ſeiner geſellſchaftlichen Stellung und an der überlieferten Sitte feſthalten und nicht, wie mehrentheils der proletariſche Hof- und Militäradel, dieſelbe in Unſitte verkehren, er wird allenfalls den Humor herausfordern, gemiſcht mit einer Rührung des Mitleids, aber nicht den Haß und die Erbitterung der übrigen Stände. Er iſt dem ordentlichen Bürger und Bauern nur ein verblaßtes Abbild der vollgültigen Ariſtokratie, vor deren geſchichtlichem Charakter, vor deren Beruf als der ſelbſtändigſten Hüterin des erhaltenden Princips im Staate, als betraut mit den Intereſſen des großen Grundbeſitzes, der großen Induſtrie, des maſſenhaften Capitals, der Repräſentant des kleinern Gewerbs und des kleinern Ackerbaues immer Reſpect gehabt hat. Aber gerade darum iſt ihm das ariſtokratiſche Proletariat in tiefſter Seele verhaßt, denn hier tritt ihm die Bevorzugung eines Standes entgegen, der kein Stand, kein Beruf mehr iſt, nur noch eine alte Formel, ohne allen reellen Rückhalt. Und weil das ariſtokratiſche Proletariat leider zahlreicher geworden iſt als die Ariſtokratie ſelber, ſo kommt er leicht dazu, beides untereinander zu mengen.

Als die heſſiſchen Bauern im März 1848 die Standesherren im Vogelsberg ſo hart bedrängten und ihre Beſitzungen plünderten, konnten viele dieſe Wuth der Bauern nicht begreifen, welche ſich plötzlich gegen Leute richtete, von denen die ganze Gegend ſchon lange weit mehr Vortheil gezogen, als die unbedeutenden beſondern Laſten der ſtandesherrlichen Bezirke ausmachten. Die Feindſeligkeit der Bauern zielte aber gar nicht auf die Standesherren als ſolche, ſie zielte auf die Idee der Bevorzugung des ariſtokratiſchen Proletariats, welche ihnen gleichbedeutend geworden war mit dem Begriff der Ariſtokratie überhaupt und ihren Vorrechten. Die Herren auf dem Lande erhielten den Streich und

den Herren in der Stadt galt er. Man ſieht daraus, daß es ein Act der Selbſterhaltung für die Ariſtokratie iſt, den in der rauhen Luft dieſer Zeit immer reichlicher abwitternden Theilen ihres Standes den Uebertritt in die Bürgerſchaft und das Ergreifen einer bürgerlichen Hanthierung zu vermitteln, und nicht durch Anſprüche und Zugeſtändniſſe ohne Sinn und Verſtand die verdorbenen Ariſtokraten für die Reihen des vierten Standes ſyſtematiſch zu preſſen.

Mit Decreten kann man auch hier nicht einſchreiten. Nun es einmal zur Sitte geworden, daß auch der nachgeborne Sohn den Adelstitel führe, läßt ſich das nicht flugs auf dem Wege der Geſetzgebung abſchaffen, denn die Sitte iſt gewaltiger als das Geſetz. Aber der Adel ſelber muß dazuthun, wie wir ſchon oben angezeigt, ſtatt verkehrter Sitte rechte Sitte herauszubilden. Und wohl können auch die Höfe und Miniſterien dahin wirken, daß die Bevorzugung des ariſtokratiſchen Proletariats aufhöre, welche dem Bürger ein Aergerniß iſt, dem Adel ein Ruin. Wenn die künſtlichen Hegungsſtätten des ariſtokratiſchen Proletariats, wie wir ſie namentlich in den kleinen Ländchen finden, allmählich eingehen, dann wird es auch der verdorbene Baron nachgerade klüger finden, in die neue Welt zu wandern, oder in der alten einer nährenden Thätigkeit ſich zu widmen, als berufslos von eines kahlen Namens hungrigen Renten zu zehren. Der Haß des Bürgers gegen den Adel wird mit dem ariſtokratiſchen Proletariat von ſelber ſchwinden, und die ganze geſellſchaftliche Stellung der Ariſtokratie eine würdigere und einflußreichere werden. Oder ſollte dieß gerade das dämoniſche Schickſal des Adels ſeyn, daß ihm nur die Wahl gelaſſen bleibe zwiſchen des Beſitzes Fülle und dem Bettelſtab?

Drittes Capitel.

Die Proletarier der Geistesarbeit.

Die Proletarier der Geistesarbeit sind in Deutschland die eigentliche ecclesia militans des vierten Standes. Sie bilden die große Heersäule der Gesellschaftsschicht, welche offen und selbstbewußt mit der bisher überlieferten socialen Gliederung gebrochen hat. Die Beweise liegen jetzt genugsam vor, daß der proletarische deutsche Handarbeiter im Großen und Ganzen noch keineswegs zum hellen Bewußtseyn seiner socialen Stellung gekommen ist. Das Geistesproletariat dagegen weiß und fühlt sich als vierten Stand, es stellt die Idee der Ausgleichung der alten Gesellschaftsordnung in der Praxis wie in der Theorie dar.

Ich fasse auch diese Gruppe des vierten Standes in ihrer ganzen Consequenz und weitesten Ausdehnung. Beamtenproletariat, Schulmeisterproletariat, perennirende sächsische Predigtamtscandidaten, verhungernde akademische Privatdocenten, Literaten, Journalisten, Künstler aller Art, von den reisenden Virtuosen bis zu den wandernden Comödianten und den Drehorgelleuten und Bänkelsängern abwärts. Ueberschlägt man in Gedanken diese Legion der deutschen Geistesproletarier, dann muß man wohl zu dem Resultate kommen, daß in keinem Lande Europa's die

in Rede ſtehende Gruppe des vierten Standes zahlreicher und mannichfaltiger vertreten ſey als bei uns. Es liefert dieß den Beweis, daß der Umſatz des materiellen und namentlich induſtriellen Capitals der Nation unverhältnißmäßig zurücktritt neben dem Groß- und Kleinhandel, Schacher und Wucher, der mit dem geiſtigen Pfunde getrieben wird. Deutſchland erzeugt mehr geiſtiges Product als es brauchen und bezahlen kann. Eine ſolche Ueberproduction, die nicht bloß vorübergehend iſt, ſondern andauernd, ja ſtets im Wachſen begriffen, zeugt von einem krankhaften Zuſtande der geſammten Nationalarbeit, von einer widernatürlichen Vertheilung der Arbeitskräfte. Das Geiſtesproletariat iſt eine weit ſchärfere Satire auf den Nationalwohlſtand als alles Fabrikarbeiter- und Bauernelend. Wir ſtehen hier vor einem Zirkel. Die geiſtige Production ſchießt ins Kraut, weil ihr der materielle Erwerb nicht hinreichend breite und tiefe Wurzel bietet, und dieſe Wurzel kann wiederum nicht zur rechten Entfaltung kommen, weil jeder Ueberſchuß von Kraft aufwärts in das endloſe Blätterwerk treibt. Hier liegt das eigentlich Gefährliche von Deutſchlands ſocialen Zuſtänden. Wie der vierte Stand in andern Ländern durch den plötzlichen und übergewaltigen Aufſchwung der Induſtrie erzeugt wurde, ſo iſt er in Deutſchland weſentlich das Ergebniß übergewaltiger geiſtiger Erhebung. Wir ſahen oben, daß auch der deutſche Bürgerſtand ſeinen überwiegenden Einfluß in der modernen Geſellſchaft den zwei großen Thatſachen der geiſtigen Erhebung durch die Reformation und die claſſiſche Periode der neueren Nationalliteratur verdankt, während erſt in jüngſter Zeit die Induſtrie ihre Entſcheidung zu Gunſten des Bürgerthums in die Wagſchale zu werfen beginnt. Das Ueberwuchern des Geiſtesproletariates iſt die Kehrſeite jener Erſcheinung im Bürgerthum. Wir ſehen hier recht klar, wie jene Kriſen des Bürgerthums eine Schicht des vierten Standes als nothwendiges Product zugleich mit erzeugten, wir erblicken die zwiefache ſociale Rückwirkung eines und desſelben geiſtigen Aufſchwunges der Nation, dort die poſitive, hier die negative.

Andere Völker brauchen uns aber nicht zu beneiden um das Uebergewicht des Geistesproletariates über die Proletarier der materiellen Arbeit. Denn der Mensch wird viel leichter überstudirt als er sich mit seinen Händen krank arbeitet, und gerade das Geistesproletariat erzeugt die bösartigeren Krankheitsstoffe. Der Widerstreit des Erwerbs mit dem Bedürfnisse, der eingebildeten gesellschaftlichen Stellung mit der wirklichen ist bei dieser Gruppe des vierten Standes am unversöhnlichsten.

Die Proletarier der Geistesarbeit haben existirt seit man überhaupt des Geistes Weben und Schaffen als Arbeit zu betrachten und auf den Markt zu bringen begann, und gar viele Männer, deren Bildsäulen die Geschichte in dem Pantheon des nationalen Ruhmes aufgestellt, waren nichts anderes als solche Proletarier. Aber in dem Maße, als die ganze nationale Existenz Deutschlands mehr und mehr zu einer bloß literarischen zusammenschrumpfte, mußten die Proletarier der Geistesarbeit eine immer höhere Meinung von ihrer Bedeutsamkeit bekommen, und immer schneidender den Widerspruch empfinden, worin ihre materielle Stellung hierzu stand. Weil das Zeitalter die Intelligenz auf den Thron gehoben, glaubten die großen und kleinen Leute, welche aus der Intelligenz Profession machten, daß sie selbst nun auch wenigstens auf Sammetpolstern sitzen müßten. Was von socialen Bewegungen im Sinne des vierten Standes in neuester Zeit in Deutschland vorgekommen ist, das ist von den Proletariern der Geistesarbeit ausgegangen oder angeregt worden. Es ist eine furchtbare Ironie auf unsere Staatseinrichtungen, wenn man erwägt, wie im Jahre 1848 Subalternbeamte — also die speciellsten Pflegekinder des Staates — in Masse für die Zerstörung der historischen Gesellschaft agitirten, während Bürger und Bauern und Taglöhner sich ruhig verhielten; und man könnte kein beißenderes Epigramm auf unsere öffentliche Erziehung schreiben, als wenn man die Durchschnittsziffer der verdorbenen Literaten ermittelte, welche alljährlich durch unsere gelehrten Staats-

ſchulen zum Kriege gegen die Geſellſchaft eingeſchult werden. Gerade diejenige Geſellſchaftsſchicht, mit welcher ſich der Staat in Deutſchland ex officio am meiſten befaßt und an der er faſt ausſchließlich ſeit Jahr und Tag gedoctort hat, das ſtudirte Bürgerthum, iſt am gründlichſten der ſocialen Zerfahrenheit verfallen. In Frankreich erlebten wir neuerdings auf anderm Gebiet ein Gegenſtück hierzu. Je mehr ſich zur Zeit der proviſoriſchen Regierung der Staat als ſolcher mit den brodloſen Arbeitern befaßte, um ſo proletariſcher, um ſo gefährlicher für die Geſellſchaft wurden ſie.

Das ariſtokratiſche Proletariat erſchien uns als der verwitternde Abfall einer längſt beſtehenden und abgeſchloſſenen Gruppe der Geſellſchaft; in dem Proletariat der Geiſtesarbeit dagegen erblicken wir eine ganz neue Gruppe, die ſich, durch neue Vorausſetzungen der Culturgeſchichte ans Licht gerufen, erſt zur Exiſtenz emporringt. Daher konnten wir die ariſtokratiſchen Proletarier nur nach dem ſchildern was ſie nicht mehr ſind, während wir die vorliegende Gruppe hauptſächlich nach dem ſchildern müſſen was ſie werden will. Dort bedingte der Mangel an Lebensthätigkeit den ſocialen Krankheitszuſtand, hier die Ueberfülle des widernatürlich auf einen Punkt gehäuften Schaffensdranges. Das ariſtokratiſche Proletariat geht zu Grunde, weil es am unrechten Orte in der Vergangenheit lebt, die Geiſtesproletarier, weil ſie über dem Phantaſiebild einer ſocialen Zukunft die Gegenwart vergeſſen. Während aber bei dem ariſtokratiſchen Proletariat, wie bei dem der vorzugsweiſe ſogenannten Arbeiter immer noch eine Erinnerung von geſellſchaftlicher Organiſation des Standes übrig geblieben iſt, indem jene noch an der Tradition der vollgültigen Ariſtokratie, dieſe an der Ueberlieferung des Handwerks, dem ſie verwandt, in gewiſſem Grade feſthangen, fehlt bei dem Geiſtesproletariat auch jede Ahnung einer geſchichtlichen Gliederung des Standes und der Arbeit, weil hier überhaupt alle geſchichtlichen Vorausſetzungen erſt geſchaffen wer-

den sollen. Es ist dieses daher in der That der vollendetste Mikrokosmus des ganzen vierten Standes, die Idee desselben ist hier am umfassendsten verwirklicht.

Das Geistesproletariat rekrutirt sich aus allen Ständen, es ist die einzige Verwirklichung schrankenlosester Gewerbefreiheit. Nicht bloß verdorbene Schneider, wie Weitling, auch verdorbene Grafen, wie St. Simon, versuchten es, nachdem sie andere Formen des Proletariates bereits durchgemacht, zuletzt noch einmal unter den Literaten. Und es ist, beiläufig bemerkt, charakteristisch genug, daß diese dunkle, unmeßbare Größe des vierten Standes, in welcher die Gegensätze zertrümmerter und neu aufsprossender Gesellschaftsschichten vereinigt liegen, in neuerer Zeit ihren ersten begeisterten Propheten in eben diesem Grafen St. Simon fand, dem heruntergekommenen Aristokraten, dem phantastischen Schwärmer, zur Hälfte selber in geistiger Auflösung begriffen, zur Hälfte in jugendkühnem idealistischem Aufschwung, und schon halb im Todeskampfe sein letztes Buch, „das neue Christenthum" verfassend.

Es schien uns lehrreich, eine aus dem Kleinen herausgarbeitete Musterung des Künstlerproletariates dem Leser vorzuführen. Nicht als ob dessen sociale Bedeutung so hervorragend wäre. Aber gerade in der Art und Weise wie sich aus den einzelnen Künstlerberufen die Ansätze zum Proletariate entwickelten, schien uns so anziehendes Material zur Erkenntniß der Genesis des vierten Standes überhaupt gegeben, wie kaum irgendwo anders.

Es wird uns nämlich die beachtenswerthe Erscheinung begegnen, daß der Künstler, je mehr er sich von seinem alten und natürlichen Zusammenhang mit dem bürgerlichen Handwerk losgerissen, je mehr er sich von der strengen äußerlichen Zucht technischer Lehr- und Gesellenjahre frei gemacht hat, und je mehr die alten künstlerischen Genossenschaften sich auflösten, immer entschiedener dem Proletariat in geistiger und materieller Beziehung verfallen ist.

Die Männer der bildenden Kunst, die durch die ganze Technik ihres Kunstbetriebes gezwungen sind auf dem festen Boden des Handwerks zu stehen, haben bis zu dieser Stunde den Geist des vierten Standes am meisten aus ihren Reihen fern gehalten. Die Musiker dagegen und Schauspieler, welche sich von der alten socialen Zucht der Corporation und des Handwerkes fast ganz emancipirten, haben dadurch förmliche eigene Familien des Künstlerproletariates ausgebildet.

Wir werden von den social gebundensten Künstlerberufen zu den social am meisten entfesselten vorschreiten.

Bei den bildenden Künsten kommen vorweg die Jünger der Baukunst hier kaum in Betracht. Der innigste Zusammenhang ihrer Kunstübung mit dem Handwerk und der Wissenschaft hat sie seit dem Mittelalter aufs entschiedenste in die gesellschaftliche Gliederung des Bürgerstandes eingewiesen. Der zünftige Charakter war bei den Baukünstlern des Mittelalters aufs förmlichste ausgebildet. Die Bauschulen und Bauhütten sorgten dafür, daß nicht jeder konnte zugelaufen kommen. Je leichter das Lehrgeheimniß einer Kunst zu ergründen scheint, desto mehr wird sie dem Zulauf solcher Leute ausgesetzt seyn die nachgehends auf halbem Wege stehen bleiben, um sich dann als künstlerische Proletarier der wirklichen Künstlerschaft beizugesellen. Wenn die mittelalterlichen Baugewerke ihr Lehrgeheimniß mit größter Eifersucht bewahrten, dann lag wenigstens der einfache Sinn darin, daß keiner sich für einen Eingeweihten der Kunst halten solle, der sich nicht in strenger Zucht zur Künstlerschaft hinaufgearbeitet habe. Das Mittelalter hatte in seinen Corporationen ein Organ, um das Maß dieser Zucht festzustellen. Uns fehlt ein solches Organ und an dem Mangel desselben klebt das künstlerische Proletariat.

Man wird noch keine Sylbe von einem Proletariat der Baukünstler als einer socialen Gruppe gehört haben, während sich uns ein ganz speciell geprägtes Musikantenproletariat, ein Schauspielerproletariat bemerklich genug aufdrängt. Man wird

auch nirgends von einem besondern Proletariate der Bildhauer hören, obgleich es schier mehr verdorbene als gerathene Bildhauer in Deutschland gibt. Denn auch bei diesem Künstler ruht die Hälfte seiner Meisterschaft im Handwerk. Er hat harte Lehrjahre durchzumachen, er arbeitet mühselig und langsam, während das Proletariat nur da sich einnistet wo man gleich ernten kann, nachdem man gesäet hat. Sowohl das Studium als die Ausübung der plastischen Kunst setzt einen gewissen Capitalbesitz, eine „Auslage" voraus. Der Volksmund classificirt die Gediegenheit der Berufsgeschäfte nicht mit Unrecht nach dem Maße dieser Auslage, und stellt im Sprüchwort das Geschäft der Barbiere und der Musikanten als die leichtesten und liederlichsten hin, weil beide keine Auslage haben. Der plastische Künstler errichtet eine Werkstätte, wo Lehrling und Geselle unter den Augen des Meisters arbeiten; dadurch ergibt sich schon ein Anflug von natürlicher Organisation in dieser Künstlergenossenschaft. Er kann auch nicht, wie der Musiker und Schauspieler, bei unstetem Vagabundiren seine Kunst ausüben, sondern ist dazu an den bestimmten Ort gefesselt. Durch seine Verbindung mit dem Handwerk ist zugleich seiner Existenz ein fester Boden geschaffen. Er meißelt ja nicht bloß griechische Götter, sondern, wenn es etwa augenblicklich mit den reinen Kunstwerken nicht recht gehen will, achtet er es seiner Ehre nicht zu gering, auch im künstlerischen Handwerk sein Heil zu suchen. Und mit einer so realen Grundlage der Kunst geht immer die gesellschaftliche Solidität Hand in Hand.

Man kann es nicht genug preisen, daß die meisten alten Maler, namentlich die deutschen, sich so erstaunlich concentrirten in der Wahl ihrer Stoffe. Es gehört zum Wesen des Geistesproletariates, daß es nicht bloß in allen Ländern umher vagabundirt, sondern auch in allen Zweigen seiner Kunst oder Wissenschaft. Die Literaten, welche alles wissen und auf Verlangen in allem arbeiten, bezeichnen darum den Gipfel dieses Proletariates. Ein Meister, der bloß Madonnen und Heilige, oder bloß nüch-

terne und betrunkene Bauern, oder bloß Hirsche, bloß Rindvieh, bloß Schafe malt, wie das meist die alten gethan, kann gar nicht von dem auf weitester Peripherie herumtaumelnden Schwindelgeiste des vierten Standes angesteckt werden. Indem er seine Künstlerthätigkeit energisch auf Einen Punkt zusammenfaßt, wird ihm auch im socialen Leben der Gedanke der breiten Verschwemmung und Verallgemeinerung ein Gräuel seyn. Die treffliche künstlerische und sociale Rückwirkung einer strengen technischen Schulzucht zeigt sich leuchtend bei den Meistern der altitalienischen und altdeutschen Malerschulen. Diese Leute wußten ganz bestimmt, was sie lernen und bei wem sie lernen sollten; die Meister einer Kunstrichtung hielten auch äußerlich als in einer festgeschlossenen Genossenschaft zusammen, sie setzten ihrem Wirkungskreis aufs genaueste Maß und Schranke, und standen darum in der Kunst wie im socialen Leben fest auf den Beinen. Bei dem modernen Geistesproletariat wird man niemals von einer bestimmten „Schule" reden können, da stäubt alles auseinander. Es wird z. B. niemand einfallen, von einer Berliner, Leipziger ꝛc. Literatenschule zu sprechen, weil hier zuletzt wohl doch wieder nur die allgemeine Zerfahrenheit das gemeinsam Charakteristische wäre. Es ist sehr bemerkenswerth, daß von dem Augenblicke an, wo man wieder von besondern Schulen der modernen Malerei zu reden begann, nicht bloß der proletarische Geist der Kunsteinrichtung schwand, sondern auch ein großer Theil der Maler, die vordem in der wirklichen Vasallenschaft des vierten Standes gestanden, sich wiederum zu größerer wirklicher bürgerlicher Selbständigkeit aufzuringen begann. In einer langen Zeit künstlerischen Verfalles war der Maler, sofern er nicht in Hofdiensten stand, dem ganzen Jammer des vierten Standes fast rettungslos preisgegeben. Mit den Malerschulen ist wieder corporatives Leben, genossenschaftliche Hülfe erwacht. Der Corporationsgeist bei den Malern hat bereits die Anforderung einer strengen technischen Schulzucht bedeutend gesteigert, damit die engere Genossenschaft rein erhalten bleibe von dem Eindringen autodidaktischer Schwindler, welche überall die wahren Apostel

des Künstlerproletariates sind. Mit Freuden bemerkt man, daß seit dem höheren Aufschwung der modernen Malerei jene Schwärme halbreifer Porträtmaler bedeutend abgenommen haben, die ohne irgendeine feste Existenz gleich Irrlichtern im Lande umherfuhren, namentlich die Provinzialstädtchen und reicheren Dörfer brandschatzten und mit dem leichterworbenen Verdienste von der Hand zum Mund lebten, bis sie allmählich im Elend untergingen. Dagegen lebt jetzt eine verwandte Art des Proletariats unter den zahllosen Daguerreotypisten und Photographen auf. Allein insofern bei ihnen der Erwerb gewisser Handfertigkeiten fast ganz an die Stelle der künstlerischen Begabung tritt, gehören sie mehr dem Proletariate jener Fabrikarbeiter an, deren ganze Existenz von einer einzigen Manipulation abhängt die nur so lange ihren Werth behält als die Maschine, woran sie arbeiten, in ihrem jeweilig unvollkommenen Zustande bleibt.

Bei den Musikern stoßen wir zuerst auf ein vollständig ausgeprägtes Künstlerproletariat. Die Musiker bildeten bis tief ins achtzehnte Jahrhundert hinein eine ziemlich festgeschlossene Genossenschaft. Wer ein Meister der Tonkunst werden wollte, der mußte als Calicant, als Chorsänger, als Stadtpfeifer oder Zinkenist — also beim Handwerk — seine Künstlerlaufbahn beginnen; dann stand ihm aber auch in den zahlreichen fürstlichen und gräflichen Privatcapellen, die fast sammt und sonders eingegangen sind, und in den gleichfalls bedeutend verminderten Cantoren- und Organistendiensten die Aussicht einer gesicherten bürgerlichen Existenz offen. Man pflegt so selten vom socialen Standpunkte aus einen Blick auf die Kunstentwickelung zu werfen, und doch ist es z. B. unzweifelhaft, daß der Verfall des heiligen römischen Reiches nicht wenig zum Verfall der ächten deutschen Kammermusik beigetragen hat; denn als nicht mehr so viele Fürsten im Reiche existirten, wie Tage im Jahr, existirten auch nicht mehr so viele Hofcapellen; dadurch ward wiederum der Instrumentalmusik recht eigentlich ihr festes Brod entzogen, der alte solide Kammermusikus verwandelte sich in den modernen fahrenden Vir-

tuosen, und mit der socialen Stellung der Künstler ward Weg und Ziel der ganzen instrumentalen Kunst vollständig verrückt. Der musikalische Lehrling des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts suchte die Meister auf und arbeitete bei ihnen ganz so, wie es bei den Gewerken, wie es bei den alten Malerschulen Sitte war. Der musikalische Dilettantismus war erst im dürftigsten Keime vorhanden, und es fiel keinem Dilettanten ein, der etwa in seiner bürgerlichen Existenz Schiffbruch gelitten, nun flugs unter die Musiker zu gehen und da als Meister sein Brod zu gewinnen, wo er doch niemals als ordentlicher Lehrling gearbeitet hatte. Die musikalischen Körperschaften schlossen sich sehr strenge ab. So hatten z. B. die sogenannten „gelernten Trompeter," welche durch eine strenge, aufs subtilste normirte technische Schulzucht gegangen waren und ihre Zungenstöße als ein heiliges Lehrgeheimniß bewahrten, ihre besondern bis Josephs II. Zeit erneuerten kaiserlichen Privilegien und ließen keinen „ungelernten" mit sich blasen, der nicht zur Zunft oder, wie sie es nannten, zur „Camerabschaft" gehörte. Das mag Zopf gewesen seyn; es steht aber doch kunstgeschichtlich fest, daß es diese Leute bei ihrer strengen Disciplin zu einer fabelhaften Kunstfertigkeit brachten, und einem modernen Trompeter müssen sich die Haare sträuben, wenn er liest, mit welch wunderbaren Fanfaren so ein alter gelernter Hoftrompeter die hohen Herren alltäglich zur Tafel blies. Und wenn man erwägt, daß Händel und Bach und die andern ehrwürdigen Altmeister in der Zucht eben solch strenger technischer Schule aufgewachsen sind, und in der Beschränkung einer kleinen, aber gefesteten bürgerlichen Existenz gewirkt haben, dann müssen diese zopfigen Verhältnisse doch wohl auch mit der freien künstlerischen Genialität verträglich gewesen seyn.

Gegen all dieses halte man nun einmal die Spitze des modernen musikalischen Proletariats, das fahrende Virtuosenthum. Künstler, die heimathlos durch die alte und neue Welt ziehen, nicht aus ihrer Kunst selber, sondern aus der systematischen Veräußerlichung derselben Profession machend, angespornt

durch den Ehrgeiz des augenblicklichen Erfolges, in das Abenteuerliche ihrer Maske nicht selten die ganze Anziehungskraft ihres Künstlerthums setzend, nach raschem, leicht verdientem Gewinn begierig, in ihrer ganzen Existenz der Grille eines täglich wechselnden Publicums preisgegeben! Die Erntetage des Virtuosenproletariats traten immer da ein, wo die Nation in ihre tiefste Erniedrigung versunken war. So florirte das Proletariat der Gesangsvirtuosen, das Kastratenthum, an den Höfen zur Zeit ihrer größten Verderbtheit im achtzehnten Jahrhundert, während sich die gediegene Tonkunst gerade damals in den Schooß des tüchtig gebliebenen Bürgerstandes zurückgezogen hatte. Die Instrumentalvirtuosen hatten ihre besten Tage in den beiden Restaurationsepochen der zwanziger und dreißiger Jahre. Mit dem höhern Aufwallen des nationalen und politischen Lebens in dem eben verstrichenen vierten Jahrzehent nahmen diese Nomadenzüge zusehends ab. In den Tagen des literarischen und musikalischen „jungen Deutschlands" war jenes Virtuosenproletariat, welches in der Koketterie mit der eigenen kleinen Persönlichkeit die Spitze seiner Kunstleistungen fand, zum letztenmale wie Unkraut an allen Wegen aufgesproßt. Schlägt man in den Geschichtsbüchern der Tonkunst die Lebensläufe der fahrenden Virtuosen nach, dann ist es einem als ob man in ein großes Spital von bürgerlich, sittlich und künstlerisch Kranken träte, in ein Musterhospital, bequem eingerichtet zu lehrreichen culturgeschichtlichen Demonstrationen. Es gibt nur eine Gruppe, die in dieser pathologischen Beziehung vielleicht noch etwas lehrreicher ist, die Gruppe der fahrenden Literaten. Die fahrenden Virtuosen klammern sich an einen Beruf, der nie und nimmer eine ganze Existenz ausfüllen kann, sie sind dabei genöthigt, einen Glanz des äußern Lebens zu erheucheln, der ihnen in Wirklichkeit gar fern liegen mag, und gelangen durch diesen innern Widerspruch zu jener bürgerlichen und künstlerischen Zerfahrenheit und Blasirtheit, welche heute in der Stimmung eines Opiumrausches auf Welt und Menschen herabblickt, und morgen in der Stim-

mung eines Opiumkatzenjammers. Der fahrende Virtuose will sich emancipiren von der bürgerlichen Beschränkung des Künstlers, er will seine Kunst emancipiren von der Zucht der Schule wie des Gedankens, er ist das schlagendste Exempel des vierten Standes unter den Künstlern, der über sich selber hinaus, der alle geschichtliche Organisation der Künstlerthätigkeit und des Künstlerlebens niederreißen will.

Als ein merkwürdiges Phänomen erscheint es übrigens, daß das fahrende Virtuosenthum bei den Musikern historisch ist, und sich durch die ganzen zwei letzten Jahrhunderte verfolgen läßt. Wir finden im siebzehnten Jahrhundert musikalische Abenteurer in ferne Meere verschlagen, wir lesen im achtzehnten von „Kunstreisen" nach der Türkei, nach Armenien. Und in der Regel begegnen wir dabei denselben Charakteren voll innern Zwiespaltes, in bürgerlicher und künstlerischer Zerfahrenheit zu Grunde gehend, wie bei dem modernen Virtuosenproletariat, nur mit dem Unterschiede, daß jene proletarischen Musiker der alten Zeit als Ausnahme, wenn auch in stätiger Reihenfolge auftreten, während sie bei uns zur überwiegenden Masse zu werden drohen. Der alte Neubauer, der, um als freier Künstler zu leben, bettelnd von Kloster zu Kloster zieht, und, mit Schillers Geiger Miller zu reden, „das Concert für was warmes gibt," und für eine Nachtherberge seine Compositionen verschleudert, die er anfangs im Weinrausche, später branntweintrunken in Kneipen oder auch auf den Hausfluren liegend, abgefaßt hat — dieses denkwürdige Exempel einer tief angelegten, aber verliederlichten Genialität ist der rechte Repräsentant des alten fahrenden Musikantenproletariats. Und als hätte dieser wunderliche Mann empfunden, daß es mehr ein socialer als ein künstlerischer Zwiespalt sey, der in seiner und seines Gleichen Person in die Künstlerwelt geschleudert werde, forderte er seinen entschiedensten socialen Antipoden zum musikalischen Zweikampfe heraus, den ehrsamen Bückeburger Bach, der ein so systematischer Bürger und Musiker war, daß er sich ein für allemal die Stunden festgesetzt hatte,

in welchen an jedem Tage componirt werden mußte. Hier öffnet ſich dem Freunde der Culturgeſchichte eine ganz neue Welt voll der ſchroffſten Gegenſätze. Die gemeine Redeweiſe ſagt: jeder Muſikant habe einen Sparren zu viel im Kopfe; das heißt ins Schriftdeutſche überſetzt: die Geſchichte der Muſik iſt unendlich reich an ſocialen Originalſtücken — und keiner hat ſie noch bis jetzt nach dieſer Richtung ausgebeutet.

Das fahrende Virtuoſenproletariat zieht ſich durch alle Stufen des Ranges abwärts vom feinſten Salonsſpieler bis zu den wandernden Kirmesmuſikanten und den Drehorgelleuten. Man hört bei den Landleuten neuerdings wieder häufig die Klage, daß ſeit der Revolution „Alles von der Muſik leben wolle.“ Dieß zielt auf die eben bezeichnete unterſte Hefe des muſikaliſchen Proletariats, welches ſich in der That erſtaunlich zu mehren beginnt. Der Bauer empfindet das Unheimliche dieſer Erſcheinung, denn er weiß, daß jeder dieſer Jahrmarktsvirtuoſen eine gebrochene bürgerliche Exiſtenz darſtellt.

Es gibt aber auch eine Claſſe fahrender Muſiker, die keineswegs zum vierten Stande zählt, ob die Leute gleich nur in Kitteln aufziehen. Dieß ſind die ſeßhaften Dorfmuſikanten, die in einer außerordentlich großen Zahl über ganz Deutſchland verbreitet ſind, und entweder im Sommer den Ackerbau treiben und im Winter die Muſik, oder im Winter ein Handwerk und die Muſik im Sommer. Da ſelbſt in den kleinſten Dörfern in der Regel wenigſtens Ein ſolcher Künſtler ſitzt, der dann in den ſtatiſtiſchen Tabellen als „Muſikant“ aufgeführt wird, wo er doch viel richtiger unter die Bauern oder Handwerksleute zu faſſen wäre, ſo kommt gewöhnlich bei den Bevölkerungsliſten eines Landes eine ganz fabelhafte Zahl von Tonkünſtlern heraus. Es liegen uns z. B. ſolche Liſten über das Herzogthum Naſſau vor, wornach in dieſem ackerbautreibenden, von großen Städten ganz entblößten Lande je auf tauſend Einwohner — alſo Weiber und Kinder mitgerechnet — Ein Muſikant käme, was ein entſetzliches muſikaliſches Proletariat erwarten ließe, wenn nicht

dieſe Ueberzahl von Künſtlern nebenbei an der Hobelbank, am Webſtuhl oder hinter dem Pfluge einer ganz leidlichen bürgerlichen Exiſtenz ſich erfreute. So ſind die meiſten jener böhmiſchen und fuldiſchen Muſikanten, welche in ſo großer Zahl die Welt durchziehen, keineswegs vagabundirende Proletarier, ſondern meiſt Leute, welche daheim eine Werkſtätte oder ein kleines Gütchen wieder finden, wenn ſie nach jeder Wanderfahrt auf eine Weile nach Hauſe gehen. Dieſe vielbeſungenen wandernden Muſikanten tragen daher auch nichts weniger als das Gepräge der Blaſirtheit und ſocialen Zerriſſenheit, vielmehr finden wir bei ihnen meiſt die geſunde Natur des Bauern oder Handwerksmannes wieder, nur durch die künſtleriſche Beſchäftigung in eine gemüthlichere und liebenswürdigere Form gegoſſen.

Wir kommen zu den Schauſpielern. Sie waren früher das Künſtlerproletariat als ſolches, die von der bürgerlichen Geſellſchaft Ausgeſtoßenen, die Parias der Künſtlerwelt, der hiſtoriſche und uranfängliche vierte Stand unter den Künſtlern. Das ganze Weſen der dramatiſchen Kunſtübung drängt zum Corporationsleben, und in der That hatte ſich früher ein ziemlich ſtrenger Zunftorganismus bei den Komödiantentruppen, die unter dem deſpotiſchen Scepter des „Komödiantenmeiſters" ſtanden, durchgebildet. Allein dieſes ſchauſpieleriſche Zunftweſen vermochte höchſtens für die ſchärfere techniſche Disciplin der Bühne einige gute Früchte zu tragen, ſonſt ſind die alten Schauſpieler dabei ſo proletariſch und armſelig geweſen wie nur irgendwann. Dieß iſt ganz natürlich. Nicht aus dem Drang, ſich in der Genoſſenſchaft eine feſtere bürgerliche Stellung zu gründen, waren die alten Komödiantenbanden zu einer Zunftordnung getrieben worden, ſondern einmal durch die gebieteriſche Nothwendigkeit der Bühnendisciplin, und dann durch die ſociale Verrufserklärung, welche ihnen die ganze bürgerliche Geſellſchaft entgegengeſchleudert hatte. Die Bürgerſchaft ſelbſt hatte den Schauſpielern den vierten Stand octroyirt, indem ſie dieſelben aus ihrem Kreiſe ausgeſchloſſen hatte. Die körperſchaftliche Organiſation des

Schauspielerstandes war also etwas rein formelles, von socialem Einfluß konnte dabei gar keine Rede seyn. Der Komödiant, dem man kein ehrlich Begräbniß gönnte, zählte überhaupt nur negativ im socialen Leben. Schon das ewige Wanderleben, zu welchem die ganze Genossenschaft verdammt war, mußte den proletarischen Geist bei derselben einbürgern. Erst allmählich begann durch die Gründung der Hoftheater und der stehenden Stadttheater für den Schauspieler die Möglichkeit sich bürgerlich seßhaft zu machen und aus den proletarischen Verhältnissen herauszutreten. Allein die Wandertruppen haben wohl heute noch, wenigstens der Masse, wenn auch gottlob nicht dem künstlerischen Einfluß nach, das Uebergewicht. Und daß die Vorliebe für die Seßhaftigkeit selbst unter den Mitgliedern der stehenden Bühnen noch nicht allzugroß geworden, dafür bürgt wenigstens der Umstand, daß das einzige gemeinsame Band, welches bis jetzt die größeren Bühnen Deutschlands umschlingt, ein Kartellvertrag — wider das Durchgehen der Schauspieler ist!

So arm und elend aber die wandernden Schauspieler in der Regel sind, so deutlich alle Wahrzeichen des vierten Standes bei ihnen hervorleuchten, so finden wir hier doch durchschnittlich keineswegs jenes gefährliche Proletariat, welches aus Neid, Zorn und Aerger die ganze Gesellschaft über den Haufen werfen will, oder wenigstens gleich dem nobeln musikalischen Proletarier im Wechsel krankhafter Anspannung und Ueberreizung übernächtigen Blickes dreinsieht, als habe es, wie die Rheinländer sagen, die Pfalz vergiftet. Der wandernde Komödiant ergibt sich in sein Elend mit Humor, er hat es gar nicht besser haben wollen, er ist in dem Bewußtseyn zu seiner Truppe gegangen, daß er hiermit jeder Anwartschaft auf eine feste bürgerliche Stellung entsage; er hat wohl gar seinen Familiennamen mit einem fingirten vertauscht, weil er selbst den Zusammenhang mit seiner Familie im Bühnenleben vergessen will. Ob er gleich in der Regel blutwenig historische Kenntniß von der Entwicklung seiner Kunst und seines Berufs besitzt, so weiß er doch das eine mindestens, daß

die wandernden Komödianten seit unvordenklichen Zeiten die vollgültigsten Proletarier gewesen sind. Er stellt sich geflissentlich auf jenen naiven Standpunkt der guten alten Zeit, wo der Elende sein Elend hinnahm als etwas Gegebenes, bei welchem man nicht nach dem Warum fragt, als eine Thatsache der ewigen Weltordnung, darüber kein Grübeln und kein Protestiren hinaushilft. Obgleich diese fahrenden Schauspieler vielleicht die allergrößte Ursache hätten, über einen durch Jahrhunderte an ihnen verübten Frevel der historisch-privilegirten Gesellschaft empört zu seyn, so verfallen sie doch am wenigsten auf diesen modernen Gedanken. Wie der mittelalterliche Proletarier sein Elend hinnahm aus Gottergebenheit, so nehmen sie das ihrige hin aus Leichtsinn. Diese wandernden Komödianten, welche nicht einmal über den Jammer ihres Standes hinaus wollen, sondern gerade in ihrer Pariastellung sich ebenso behaglich fühlen wie der Zigeuner in seinem Landstreicherleben, sind eine der seltsamsten Ausnahme-Erscheinungen in dem modernen socialen Leben und darum der höchsten Beachtung werth. Viele der fahrenden Schauspieldirectoren, namentlich bei den kleinern und wildern Truppen, welche man in Oesterreich „Schmieren" nennt, machen ihren periodischen Bankerott, der alljährlich im Frühjahr so gewiß eintritt, als etwas später der Wald grün wird. Wenn sich die Mitglieder im Herbste zu einer solchen „Schmiere" anwerben lassen, dann wissen sie recht gut, daß sie trotz ihres Contractes in den ersten Monaten auf volle, in den spätern auf halbe Gage und in den letzten auf Theilung spielen werden. Sie nehmen das vorweg als eine vollendete Thatsache hin, über welche kein Mensch hinaus kann, und werden durch dieses proletarische Leben mindestens nicht zum Communismus bekehrt, denn sie wissen aus alter Erfahrung, daß bei dem Spielen auf Theilung noch weniger für den Einzelnen herausspringt, als bei dem vorhergegangenen Stadium der halben Gage. Mit dem einbrechenden Lenze, wo ja überhaupt die Wanderlust erwacht, wandert dann die versprengte Truppe in dem großen Collectantenschwarm, der die

festangestellten und gutbesoldeten Collegen in den Hauptstädten periodisch heimsucht, ins Weite. Dieses Collectiren der Schauspieler, wobei oft weit erklecklichere Summen herauskommen als wenn man auf Theilung spielt, ist ein höchst interessanter Ueberrest des alten genossenschaftlichen Wesens. Selbst dem geizigsten Mitgliede der Hof- und Stadttheater ist es in der Regel Ehrensache, dem collectirenden Bruder in Apollo reichlich zu geben; bei vielen Theatern bestehen nebenbei auch noch eigene Unterstützungscassen zu diesem Zweck, und nur wenn man sich einmal überzeugt hat, mit welch schönen Ziffern diese Collectantenlisten meist bedeckt sind, begreift man, wie es zugeht, daß nicht ein bestimmtes Procent der wandernden Komödianten allsommerlich Hungers stirbt. Dem Hofschauspieler erscheinen diese Spenden wie eine Art progressiver Einkommensteuer, die von der gesammten deutschen Bühnengenossenschaft stillschweigend auf seine hohe Gage gelegt ist. Man sieht also, daß hier in aller Unordnung und Auflösung doch wieder ein Schatten von körperschaftlicher Organisation herrscht, an welchem manche andere Gruppe des vierten Standes sich immer noch ein Exempel nehmen könnte. Bei diesem Schatten hat es dann freilich sein Bewenden. Die im Großen und Ganzen wenigstens als gescheitert zu betrachtenden Bemühungen neuester Zeit zur Herstellung umfassender Pensions- und Hülfscassen für den gesammten deutschen Schauspielerstand, und überhaupt zu einem durchgebildeten, die materielle Existenz des Einzelnen festigenden Corporationswesen, haben abermals den Beweis geliefert, daß mit den stehenden Bühnen noch lange nicht der ins Weite schweifende proletarische Geist bei der großen Mehrheit des begünstigteren Schauspielerstandes gebrochen ist. Man kann mit Kreuzern, man kann auch mit Louisd'ors von der Hand zum Mund leben. Wenn ein Hofschauspieler, der sich mit seiner zahlreichen Familie einen vergnügten Neujahrsabend machen will, sechs Flaschen Champagner kommen läßt, dazu aber auch für sechs Kreuzer Scheitholz einzukaufen befiehlt, damit man den Feuerwein im Warmen genießen könne, so ist

damit das Proletariat im Schooße des Ueberflusses wohl drastisch genug gezeichnet. Und dieses Beispiel ist nicht erfunden, es ist geschichtliche Thatsache, zu der sich noch viel pikantere auffinden ließen. Nirgends sehen wir häufiger aus baarem Muthwillen eine festbegründete materielle Existenz aufgeben, als bei den seßhaften Schauspielern, für die das Wanderproletariat noch seine Poesie hat. Männer, die sich von der Pike heraufgearbeitet und bürgerliche und künstlerische Ehren die Fülle gewonnen hatten, haben sich noch in alten Tagen zurückgesehnt nach dem Vagabundenleben der Wandertruppe, sie haben die alten Genossen wieder beneidet, welche auf Martini volle Gage beziehen, zu Weihnachten auf halben Sold gesetzt werden, um Lichtmeß auf Theilung spielen und um Johannis betteln gehen.

Wir haben nach alle dem in den wandernden Komödianten eine Gruppe des vierten Standes vor uns, welche von Alters her wie außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft stehend angesehen wurde und dennoch auf diese historische Gesellschaft keinen Groll wirft — Proletarier, welche in Leichtsinn und Humor ihr sociales Elend verwinden, wie die andern in Groll und Rachsucht oder in dem harmloseren Schwindel einer allgemeinen Weltverbesserung, Leute, welche mit der historischen Gesellschaft zerfallen und doch nicht mit ihr verfeindet sind, indem sie die geheime Schmach in ihrer Pariastellung wegspielen, weggaukeln, wegträumen, wegtrinken und den seßhaften Philister verachten, den sie nicht beneiden können. So war es schon vor Jahrhunderten, als Kaiser Heinrich III seinen Palast zu Ingelheim bei dem Zuströmen einer „unendlichen Menge" der histriones und joculatores nicht anders rein halten konnte, als indem er befahl, diesen dramatischen Künstlern nichts mehr zu essen und zu trinken zu geben; so ist es heute noch. Weil gegen die lange Leidensgeschichte dieses Standes sein modernes sociales Elend wie eine Spielerei erscheint, so ist es ihm leicht gemacht, spielend die socialen Kämpfe der Gegenwart zu verlachen.

Die Leute, welche auf die Dichtkunst ihren ausschließlichen

Erwerb gründeten, sind, wie bekannt, allmählich ausgestorben seit im sechzehnten Jahrhundert die Zunft der Hofpoeten in die Zunft der Hofnarren aufzugehen begann. Das weitgespannte Zelt des Literatenthums herbergt jetzt auch denjenigen, der vordem als poeta laureatus in fürstlichem Brod gestanden haben würde. Wir gehen also zu dem wunderlichen socialen Phänomen der modernen Literaten über.

Man kann sagen, das Literatenthum in Deutschland ist erst beiläufig zwanzig Jahre alt. Denn so lange mag es ungefähr her seyn, daß eine ganze zahlreiche Classe von Gebildeten die Schriftstellerei als Gegenstand des alleinigen Erwerbes, als das Fundament einer vollen materiellen Existenz aufzufassen begann. Zu unserer Großväter Zeiten noch war mit Büchern und Zeitungen für den Schriftsteller blutwenig Geld zu verdienen, und wenn sich ja einmal ein armer verunglückter Student ausschließlich in den Tagelohn der Buchhändler begab, so verstand sich bei ihm das obligate Loch im Rockärmel und die Dachstube von Hogarths gequältem Dichter ganz von selber. Die kümmerlichen Honorare, welche die Heroen unserer classischen Literaturepoche für ihre dem Verleger mitunter sehr einträglichen Meisterwerke bezogen, sind vielfach im einzelnen bekannt. Wer sich überzeugen will, daß selbst die geistvollste Tagesschriftstellerei in den hierfür doch am empfänglichsten gestimmten Tagen der ersten französischen Revolution nur einen gar mageren Verdienst gewährte, der mag Georg Forsters kummervolle Briefe nachlesen. Dabei darf man aber auch nicht vergessen, daß zu selbiger Zeit in den zahlreichen Sinecuren von Historiographen, Bibliothekaren, fürstlichen Privatsecretären und besoldeten Titularräthen aller Art dem bekannteren Schriftsteller nicht selten eine sorgenfreie literarische Thätigkeit vergönnt wurde, und daß diese Stellen jetzt in eben dem Verhältniß zusammengeschrumpft sind, wie die ehemaligen Hofcapellisten- und Organistendienste, und, wollte man sie erneuern, gewiß die landständische Censur nicht mehr passiren würden. In etwas späterer Zeit sehen wir wohl eine Reihe publicumsbeliebter

Roman- und Schauspielschreiber auftreten, die sich ein ganz hübsches Auskommen zusammengeschrieben haben mögen; allein das waren dazumal eben so rare Ausnahmen, wie heutzutage ein Literat, der durch seine Feder reich wird. Kein Mensch dachte bis gegen die neueste Zeit daran, durch ein Zeitungsunternehmen schriftstellerische Existenzen zu garantiren. Die Originalartikel jener literaturgeschichtlich bedeutenden Zeitungen des achtzehnten Jahrhunderts sind wohl größtentheils milde Gaben gewesen, wenn auch aus den Federn der gefeiertsten Schriftsteller. Vollends bei den meisten politischen Tageblättern vertrat bis tief in die Gegenwart herein das Rothstift und die Papierscheere ausschließlich die Stelle des Honorarbudgets. Die Periode des eigentlichen modernen Journalismus hatte sich seit den Befreiungskriegen vorbereitet; sie brach herein als mit der Julirevolution die Geister aufs neue aufgerüttelt wurden. Mit dem Journalismus kamen die eigentlichen Literaten, und ihre Masse wuchs mit der von Jahr zu Jahr mehr anschwellenden Corpulenz desselben. Aber der Journalismus war noch keine selbständige Macht, und doch hatten wir nun schon eine Journalisten-Genossenschaft, welche eine selbständige Macht seyn wollte. Es hätte von Rechtswegen umgekehrt gehen müssen. Der Journalismus war im vormärzlichen Staate nur geduldet wie weiland die Schutzjuden; die Literaten aber wollten keineswegs Schutzjuden seyn. In dem Seitenblick auf englische und französische Preßverhältnisse schwelgend, begann das deutsche Literatenthum sich zu fühlen, und doch waren solche Zustände in Deutschland noch gar nicht vorhanden. Die Nation war reicher geworden an politischer Begeisterung; aber reicher für die Publicisten war sie darum durchaus nicht. Nicht die Steigerung der buchhändlerischen Rente, sondern der sehr unangenehme äußere Zwang der gesteigerten Concurrenz hatte die Buchhändler bestimmt, der schriftstellerischen Industrie mindestens einen Bettelpfennig zu garantiren. Das Literatenthum als Profession, als Stand war in Deutschland eine anticipirte Erscheinung, eine sociale Frühgeburt.

Daraus läßt sich folgern, daß die deutschen Literaten, ob sie gleich mit den ersten Anfängen des Journalismus gleichzeitig auftauchten, doch nicht durch denselben ans Licht gerufen worden seyen. Im Gegentheil könnte man vielleicht richtiger sagen, das vor der Zeit zur Welt gekommene Literatenthum habe selber erst im Drang der Noth die gleich ihm halbreife Zangengeburt des modernen Journalismus zu Tage gefördert.

Das deutsche Literatenthum war in seinen Anfängen das Resultat einer socialen Krankheit. Die Ueberschätzung der geistigen Arbeit, die Mißachtung der gewerblichen hatte sich seit dem Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts — von wo die alte kernfeste Tüchtigkeit des Gewerbsmannes allerdings in dem Maße zu wanken begann, als der gelehrt-literarische Aufschwung der Gebildeten seinem Höhepunkte zustrebte — wie ein zehrendes Fieber der ganzen Generation bemeistert. Das ist die Kehrseite der geistigen Erhebung des deutschen Bürgerthums. Von oben und unten ward diese krankhafte Einseitigkeit unterstützt, in der wir selber wohl zum größten Theile noch in unserer Jugend befangen waren. Der büreaukratische Staat ignorirte möglichst die selbständigen Mächte der Industrie und des Handels, weil seinem Princip gemäß die Gelehrten- und Beamtenwelt den politischen und socialen Ausschlag geben sollte. In der ganzen langen Restaurationszeit seit den Befreiungskriegen waren die jeweiligen Helden des Tags Beamte (nicht Staatsmänner), Literaten, Virtuosen und Sängerinnen. Wie in den Tagen der Kreuzzüge alles zum Schwerte griff, und wer kein Schwert gewinnen konnte, wenigstens zum Stecken, wie damals Kinder selbst sich zu einem Kreuzesheere zusammenthaten und die Weiber sich in die Reihen der Kämpfer mischten, so stürmte jetzt alles zum wissenschaftlichen Studium; die Weiber strickten und spannen Bücher, und Kinder spielten mit der Geige und mit der Literatur und wurden künstlerische und wissenschaftliche Celebritäten. Die Donquixotetie der literarischen Ehrsucht ist einer der bedeutsamsten socialen Charakterzüge der neuesten Zeit. Der Handwerksmann, welcher

vordem seinen größten Stolz darein gesetzt hatte, daß Kinder und Kindeskinder in seinem eigenen Gewerbe fortarbeiteten, glaubte jetzt seinem Sohne keinen besseren Freibrief durch's Leben mitgeben zu können, als indem er ihn studiren ließ. Arme Wittwen hungerten und bettelten, um nur ihre Kinder studiren zu lassen, sie weinten vor Freude, wenn sie dieselben für das also gewonnene Schmerzensgeld dem Privilegium — des Beamtenproletariats entgegenführen konnten. Es war als ob der einzige menschenwürdige Beruf nur aus dem Besitz der fadenscheinigen Weisheit irgend einer Brodwissenschaft — oder auch einer brodlosen — quellen könne, als ob andererseits der nur ein halber Mensch sey, der nicht acht Jahre lang seinen Bröder und Buttmann gelernt, um ihn im neunten wieder zu vergessen.

Eines der naturnothwendigen Producte dieser krankhaften Zeitstimmung war das vorzeitige Entstehen des deutschen Literatenthums. Bei tausend Unberufenen war der Ehrgeiz zum ausschließlichen Motiv der Geistesarbeit geworden, und dieser Ehrgeiz konnte in der Tagesschriftstellerei ein rasch und mühelos errungenes, wenn auch noch so geringfügiges Genügen finden. Wer ernten wollte, ohne gesäet zu haben, wurde Literat. Wie das Literatenthum selber eine anticipirte Erscheinung war, so steckte es auch wiederum meistentheils sein Ziel dahin, das Idol des Zeitalters, den Ruhm der Geistesgröße zu anticipiren. Und der halbfertige Student z. B. anticipirte seinerseits als Literat sogar noch einen Beruf, eine Existenz, die ihm von Rechtswegen erst nach weiterer jahrelanger saurer Arbeit zugestanden hätte. Der gefährliche Vorsatz, durchs Lehren lernen zu wollen, schuf zahllose halbreife Literatenexistenzen. Darum haben die guten Mispeln und die schlechten Literaten das Gemeinsame, daß beide schon zu faulen beginnen wo sie eben erst halb reif sind. So erschien der Literat schon vorweg in wissenschaftlicher Beziehung als ein widerspruchvolles Zwittergeschöpf, wie er das dann auch in socialem Betracht werden sollte; die Spannkraft zu einem ernsten Studium, zu

einem tüchtigen, praktischen Wirken ging rasch verloren, während es doch gerade sein eigenster Beruf hätte seyn müssen, das ernste Studium in die Münze des praktischen Lebens umzusetzen. Der Bauer würde von einem solchen halben Manne sagen, er sey für den Wagen zu kurz und für den Karren zu lang.

Der Ehrgeiz als alleiniges Motiv der Geistesarbeit erzeugt aber auch jenen anticipirten Sybaritismus im bürgerlichen Leben, der einen großen Theil unserer Tagesschriftsteller kennzeichnet. Die Prahlerei mit vornehmem Wesen, mit glänzender Hauseinrichtung, mit goldnen Ketten und Champagner haben sie den französischen Schriftstellern glücklich abgeguckt, da sie ihnen doch den Erwerb der hohen überrheinischen Honorare noch nicht haben abgucken können. Und wo diese Vornehmthuerei nicht in natura ausgeführt werden kann, da sucht sie sich wenigstens überall in der Schreibart vorzudrängen. Es läßt sich kaum eine größere Selbstironie denken, als wie sie in jenem hochgebornen Styl steckt, der namentlich in den Zeiten des jungen Deutschlands bei deutschen Feuilletonisten und Belletristen Mode war. Prüft man diese Schreibart, die möglichst mit Salonsausdrücken um sich wirft, die Anschauungen der vornehmen Welt als die natürlichen, angestammten des Autors affectirt, und die verzwickte, verschnürte Redeweise der sogenannten „feinen Gesellschaft" als etwas neues, geniales und frisches in unser Schriftthum wieder eingeschmuggelt hat, dann sollte man meinen, unsere Literaten seyen allesammt auf Parquetböden großgewachsen, und müßten stolpern, wenn sie einen Fuß auf die grob gehobelten Dielen in eines Bürgers oder Bauern Stube setzten. Und doch ist der Verfasser in der Regel wohl ein ganz armer Schelm gewesen, dem es sauer genug geworden ist, die lebenswarmen Anschauungen, die derben naturwüchsigen Ausdrücke der Gesellschaftsschicht, in welcher er aufwuchs, wieder abzustudiren und die fremden vornehmen Phrasen dafür einzutauschen. Das ist eben der Fluch der ganzen modernen Schriftstellerei, daß sie — im Geiste des vierten Standes — die Gesellschaftsschicht zu ver-

läugnen sucht, in welcher sie von Alters her ihre Wurzeln getrieben hat.

Vom literaturgeschichtlichen Standpunkt hat man diesen Gedanken schon längst dahin formulirt, daß unsere neuere Nationalliteratur ausschließlich eine Literatur der Gebildeten, nicht des ganzen Volkes geworden sey. Es gilt aber auch, die Wahrheit dieses Satzes vom socialen Standpunkte aus anzuerkennen. Früher war es die Gelehrtenaristokratie, welche sich wissenschaftlich und gesellschaftlich von ihrem natürlichen Boden, dem Bürgerthum, abzulösen suchte, jetzt ist es das Gelehrtenproletariat. So finden wir auch bei den musikalischen Genossen des vierten Standes die Schreibart der sogenannten „Salonsmusik" ausgebildet, in welcher gleichsam der ehrenfeste bürgerliche und volksmäßige Styl der alten Meister zum Baron übergeschnappt ist, da doch die Schöpfer desselben keineswegs Barone geworden, sondern vielmehr durchschnittlich aus dem dritten Stand in den vierten zurückgegangen sind. Die Versöhnung des Schriftthums mit dem Volksthum kann keineswegs auf literarischem Wege (etwa durch die jetzt wieder in Mode kommende Koketterie mit volksthümlichen Redewendungen) gestiftet werden, sondern nur auf socialem. Wenn sich der gelehrte Aristokrat oder Proletarier erst wieder einmal in aufrichtiger Hingabe an das Leben des Bürgerthums erfrischt und gekräftigt hat, dann wird sich auch seine Schreibart verjüngen und kräftigen. In der Rede und Anschauung des Bauern ist die geschichtliche Ueberlieferung der derben Naturkraft unserer Sprache gegeben, in der Rede des Bürgersmannes die reiche, breite Mannichfaltigkeit ihrer frühlingskräftigen Entfaltung, in der abstracten, nivellirten und conventionell ausgebügelten Redeweise der Bildungsaristokratie die greisenhafte Abgelebtheit. Dr. Martin Luther, der größte deutsche Volksschriftsteller, war auch ein Literat, und zwar nicht etwa ein populärer Verwässerer, sondern ein ganzer Gelehrter, der aus den Tiefen des Geistes heraus der Wissenschaft neue Bahnen

gebrochen, und doch hat er es in seiner Schreibart nie verläugnet, daß er des Bergmanns von Eisleben Sohn sey; seine ganze Schriftstellerei beweist, daß er seinen socialen Boden im Bürgerthume sich zu wahren wußte, und er ward ein wahrhaft volksthümlicher Schriftsteller, weil er stets neue Kraft und Fülle des Gedankens und Ausdrucks aus der bürgerlichen Lebenssphäre zog, in welcher er einmal durch Geburt und Erziehung mit allen Mächten seiner Existenz festgewachsen war.

Das Literatenthum hat aber nicht bloß zur Gesellschaft, sondern auch zum Staate eine eigenthümlich abnorme Stellung eingenommen. Die Vermengung und Verwechselung der politischen mit der socialen Opposition, welche einen Grundzug aller revolutionären Bewegungen der neuesten Zeit bildet, hat in dem literarischen Proletariat ihre natürlichen und eifrigsten Apostel gefunden, und namentlich wußte dasselbe zur entscheidenden Stunde oft genug dem Arbeiterproletariat die Identität der politischen Umwälzung mit der gesellschaftlichen begreiflich zu machen, und letzteres solchergestalt zum Kampfe gegen die historische Staatsordnung zu entflammen, welche demselben leider außerdem ein ganz gleichgültig Ding war und geblieben wäre.

Der aristokratische Proletarier als solcher kümmert sich wenig genug um die Staatsordnung, die ihn mindestens nicht direct in den vierten Stand hinabgestoßen hat, ja er hätte sogar einige Ursache, dem modernen Staate hold zu seyn, denn eben derselbe ist es ja, der ihm fast allein noch ein Hungerbrod bietet, und der ihm insofern auch eine sociale Genugthuung gibt; der für ihn die Rache der Gesellschaft insofern übernimmt, als er die vollgültige Aristokratie immer mehr herabzudrücken, zu entkräften und dadurch den Unterschied zwischen dem Aristokraten und dem aristokratischen Proletarier immer mehr auszugleichen sich befleißt. Das künstlerische Proletariat war niemals gewohnt, Ansprüche an den Staat zu machen, fühlt sich also auch nicht gekränkt, wenn es von demselben vollständig ignorirt

wird. Es hat übrigens genügende Ursache, politisch conservativ zu seyn, da der Künstler wohl weiß, daß jede Staatserschütterung seine materielle Existenz zuerst mit erschüttern wird.

Ganz anders ist es bei dem literarischen Proletariat. Hierher flüchten sich die Ausgestoßenen nicht sowohl der Gesellschaft als des Staates, die Schiffbrüchigen, welche in „herrschaftliches Brod" zu kommen vergebens hofften. Aus Rachedurst gegen den Staat, der ihm eine Existenz versagt, gegen die Polizei, die ihn für eine verdächtige Person erklärt, wird der literarische Proletarier zur Rache gegen die Gesellschaft getrieben, der Proletarier des Gewerbes, des Tagelohns kommt dagegen umgekehrt erst durch den Groll gegen die Gesellschaft zum Groll gegen den Staat. Nur bei der originellen Gruppe des prononcirt jüdischen Geistesproletariates finden wir, daß der völlig gleichzeitige, ebenmäßige und gleichbegründete Haß gegen die Gesellschaft wie gegen den Staat den verneinenden Literaten geschaffen hat. Diese jüdischen Literaten par excellence, wie wir sie in den letzten Revolutionsjahren immer da in der Vorderreihe fanden wo es galt die Lichter auszulöschen und die Feuer anzuzünden, sind gleich sehr Ausgestoßene der Gesellschaft wie des Staates. Das specifische Judenthum haben sie verlassen und dem Christenthum haben sie sich nicht zugewandt, vom germanischen Staat wollen sie nichts wissen und von der hebräischen Theokratie auch nichts. Sie sind so plötzlich einer überstrengen Schule des religiösen, politischen und bürgerlichen Zwanges und der Beschränkung entlaufen, daß sie überhaupt keine historische Schranke, keine beschlossene Form weder in staatlichen noch in socialen oder kirchlichen Dingen mehr anerkennen mögen. Sie sind daher die ächten Literatenköpfe, in Holzschnittmanier gezeichnet, die wahren Vorbilder der modernen Literatenwirthschaft, sie repräsentiren das Literatenthum in allen Consequenzen des vierten Standes. Daß es auch unbeschnittene Literaten gibt — aber beschnitten im Geist, wie der Apostel sagt — die sich dieser Gruppe angeschlossen haben, braucht so wenig erwähnt zu

werden, als daß nicht jeder jüdische Schriftsteller zu ihrer Sippschaft gehört.

Gleich als ob in der Tagespresse das Schwert oder wenigstens der Wespenstachel für jeden gegeben sey der irgend einmal von obenher verletzt worden, glaubt ein solcher Gekränkter der herrschenden Staatsgewalt nicht besser auftrumpfen zu können, als indem er unter die Literaten geht. Wer politische Einflüsse auf kürzestem und leichtestem Wege gewinnen will, wird Journalist, gleich wie derjenige Tageskritiker wird, der in der Kunstwelt eine Rolle spielen möchte und doch fühlt, daß er zum Künstler verdorben sey. Darin liegt wiederum eine der faulen und giftigen Seiten des modernen Literatenthums, daß so viele diesen Beruf ergreifen, nicht in der Absicht etwas tüchtiges, die Menschheit förderndes zu wirken, sondern um persönliche Einflüsse zu üben. Der verworfene Schacherer mit Theaterrecensionen, dessen Standort die großen theatralischen Börsenplätze sind, ist wohl längst aller Ehre bar geworden, nur des einzigen Ehrgeizes nicht, auf die Bühnenwelt seinen persönlichen Einfluß zu üben, und wäre es auch nur jener negative Einfluß, der jedem allgemein Verabscheuten von selbst zufällt. Er brandschatzt die Künstler, nicht bloß um damit sein Leben zu fristen, sondern auch, weil noch des Bestechens werth zu seyn für ihn der letzte Beweis persönlichen Einflusses, persönlichen Werthes überhaupt ist. Und wer gleich diesem unsaubersten Bodensatz des Literatenthums die Mehrheit einer ganzen Künstlerschaft zu demoralisiren vermag, der kann sich immerhin eben so gut eines persönlichen Einflusses rühmen, wie jene Publicisten mit ihrer herostratischen Celebrität prahlen mögen, denen es gelungen ist, Zucht und Sitte aus ganzen Bevölkerungsschichten wegzuätzen. Und dennoch finden wir bei den armen Sündern, die ihren ganzen Lebensunterhalt von Schauspielern und Virtuosen erpressen, oft noch eine Ritterlichkeit in der Schurkerei, welche wir bei jenen politischen Tagesschreibern, die lediglich auf „Einflüsse" arbeiten, vergeblich suchen. Das kommt daher, weil die ersteren hauptsächlich durch den Hunger

nach Brod, die andern aber durch den Durst nach Rache unter die Waffen, d. h. unter die Feder gerufen worden sind. Man findet z. B. bei den theatralischen Wegelagerern häufig jenes Princip systematisch durchgebildet, welches das Haupt des Schinderhannes in einer Glorie volksthümlicher Romantik strahlen läßt, daß sie nämlich bloß den reichen Künstlern das Pistol auf die Brust setzen, den ärmeren aber wohl gar selber einen Zehrpfennig mitgeben. Ein derartiger „Kunstrichter", dessen Name in ganz Deutschland bekannt und sprüchwörtlich geworden war, hatte einen vollständigen und wohl proportionirten Tarif, nach welchem er die Schauspieler brandschatzte, und dieser Tarif war — lange vor den Märztagen — nach den Grundsätzen der progressiven Besteuerung des reinen Einkommens entworfen. Der Künstler, welcher 3000 fl. Gage bezog, mußte etwa 30 fl. jährlich für gute Bedienung seitens des Recensenten steuern, der mit 1000 fl. Besoldete dagegen für die gleichen Dienste nicht etwa 10, sondern $2^1/_2$ fl.; wer unter 800 fl. stand, wurde gar nicht mit Geld in Anspruch genommen, und für collectirende Kunstproletarier zahlte der wunderliche Aristarch selber in der Regel einen ganz anständigen Beitrag. Der Mann war also wenigstens doch nobel in seiner Gemeinheit.

Der Literat, welcher Rache zu nehmen hat an den bestehenden Staatseinrichtungen und Staatsgewalten, tritt als die verkörperte, persönlich gewordene *sociale* Opposition denselben gegenüber. Er macht in der Theorie und Praxis Profession aus dem glücklich gefundenen Gedanken, den staatlichen Mächten durch die gesellschaftlichen Schach zu bieten. Das radicale literarische Proletariat würde keinen Einfluß auf die verdorbenen abgewitterten Schichten des Bürgerthums gewonnen haben, wenn es das Geheimniß dieser Taktik nicht besäße. Mit jedem Stück Rückkehr zu einer organischen Gliederung und Consolidirung der Gesellschaft geht ein Stück von dem politischen Einfluß des literarischen Proletariats verloren. Darum bekämpft ein ächter Staatsmann das Literatenthum, nicht indem er die Literaten ausweist und einsteckt, sondern indem er

den Gewerbestand solider zu machen, den Arbeiter und Taglöhner zu einer festeren Existenz heraufzuziehen sucht. Die Förderung und Kräftigung der nationalen Arbeit ist der Todesstoß für das eigentliche Literatenthum. Jede neue Industrieschule, jedes neue Realgymnasium, der moralische und materielle Erfolg jeder Gewerbeausstellung, das Gedeihen jedes Gewerbevereins ist jedesmal ein neues Bollwerk wider das Ueberfluthen des Literatenthums. Durch die langjährige krankhafte Entfremdung der Nation von ihren eigenen materiellen Interessen wurden der Bürgerstand und das Arbeiterproletariat empfänglich für sociale Schwindeleien, der nämliche krankhafte Zustand war zugleich Regen und Sonnenschein für das aufwuchernde Literatenthum, und die geschickte Combinirung beider Ergebnisse warb dem radicalen Geistesproletariat seinen tiefgreifenden politischen Einfluß. Dieses Literatenthum sieht das Heil der Welt in dem Evangelium des Socialismus und Communismus, weil darin in der That nur sein eigenes Heil, seine politische Einwirkung auf die Massen gegeben ist. Jene Schriftsteller, welche die großen Fragen der Industrie, der Nationalökonomie, überhaupt der materiellen Interessen in den dreißiger und vierziger Jahren mit oft übergewaltigem und einseitigem Eifer in der Tagesliteratur zur Sprache brachten und dadurch nicht wenig beitrugen, daß auch bei dem in der Stubenluft vegetirenden Theile der Nation Handel und Gewerb wieder für eine des „Gebildeten" würdige Handthierung angesehen wurde, haben sich dadurch unsterbliche ärztliche Verdienste um das deutsche Volk erworben, indem sie die Empfänglichkeit für den Krankheitsstoff des verderbten Literatenthums allerwege minderten. Die radicalen Proletarier der Geistesarbeit haben darum auch niemals sonderliche Neigung gezeigt, jene praktischen Disciplinen zu bearbeiten, welche uns auf dem Wege der Geschichte und der Erfahrung zu Aufschlüssen über das materielle Gedeihen des Staates und der Gesellschaft führen, denn sie würden sich dadurch den Boden der eigenen Existenz unter den Füßen weg demonstrirt haben. Sie wandten sich lieber der Theologie, der Aesthetik, dem Naturrecht zu, oder der philoso-

phischen Staatswirthschaftslehre und Socialtheorie. Sie wurden um ihrer Existenz, um ihres Einflusses willen die Förderer und Mehrer jener modernen Marotte, daß man durch die Aesthetik Kunstwerke schaffen, durch das Naturrecht ein öffentliches Leben aufbauen, durch die Religionsphilosophie die Kirche ersetzen müsse; nur zu der natürlichen Consequenz wollten sie sich nicht verstehen, daß man auch, statt den Verdauungsproceß zu vollziehen, sich durch physiologische Studien sättigen und so das materielle Essen und Trinken überflüssig machen könne. Es erging ihnen aber mit den auf philosophischem Wege erzeugten Kunstwerken, Staatsbildungen und Religionsschöpfungen wie einem großen Chemiker der Gegenwart, der nicht nur die Theorie vom „Humus", als gleichsam der gegebenen, historischen und materiell-praktischen Grundlage des Pflanzenlebens, aus der Pflanzenchemie hinausdemonstriren wollte, sondern auch den Versuch unternahm, auf einem wüsten, möglichst humusarmen Sandhügel einen Garten anzulegen, um in demselben die köstlichsten Pflanzen auf dem Wege des chemischen Processes zu ziehen. Die Pflanzen fielen aber genau so aus wie jene modernen Kunstwerke, welche lediglich vermittelst der Kunstphilosophie geschaffen wurden: es war bei ihnen Herbst, bevor es Frühling gewesen war. Der geniale Chemiker hatte eben, wie jene Literaten, von dem physiologischen Moment im Pflanzenleben nichts wissen wollen und mußte doch zuletzt eingestehen, daß auch er bei seiner Gärtnerei über den Humus nicht hinauskomme.

Ueberall bei dem vierten Stande drängt sich die negative Bedeutung für die Gesellschaft in den Vordergrund, und bildet das eigentlich Charakteristische der einzelnen Gruppen, während bei der Aristokratie, dem Bürgers- und Bauermann die positiven Merkmale die charakteristischen sind. So haben wir auch bei dem literarischen Proletariat vorwiegend das Verneinende seines Wesens herausgehoben, womit wir aber keineswegs diese Gruppe des vierten Standes als eine an sich unberechtigte, als ein bloßes bösartiges Geschwür im gesellschaftlichen Organismus hingestellt haben wollen.

Die Natur der literariſchen wie der künſtleriſchen Thätigkeit fordert die freieſten Formen für dieſe Berufe auch in ſocialem Betracht. Die Literaten ſind die wahren Koſaken der Civiliſation; es wird nicht jeder zum Gardegrenadier geboren. Nur möchten wir, daß ſie dann auch tüchtige Koſaken ſeyen, und nicht ſolche, die ſich kaum im Bügel zu halten vermögen.

Den hiſtoriſchen Beweis für die Nützlichkeit und Nothwendigkeit des literariſchen Proletariats haben uns die deutſchen Univerſitäten geliefert. Dieſe Anſtalten, welche, wie wir geſehen, als das rechte Probeſtück des Segens einer freien, ſelbſtändigen und dabei eng in ſich begränzten körperſchaftlichen Gliederung daſtehen, ſetzten weislich an die Pforten des akademiſchen Lehramtes ein Stück literariſchen Proletariats, — das Privatdocententhum. Dieſe unbeſoldeten Privatdocenten, welche vielfach, von ein paar Collegienhonoraren und einer kümmerlichen literariſchen Thätigkeit zehrend, unter Hunger und Noth die Geſellenjahre des akademiſchen Lehramts durchmachen, ſind bei ihrer kläglichen materiellen Exiſtenz das feſtgeſchmiedete Bandeiſen, welches die akademiſche Corporation trotz dem Widerſpruch und Gegenzug eines ganzen Jahrhunderts zuſammengehalten hat. Die Freiheit des wiſſenſchaftlichen Berufes iſt in ihnen gewahrt und doch zugleich eine mächtige Schranke geſetzt, denn wem der Privatdocent den Geſchmack am Profeſſor nicht verſalzt, der mag einer Profeſſur wohl werth ſeyn. Die gelehrte Genoſſenſchaft kann nicht ein einzelnes Meiſterſtück einfordern wie die Gewerbezunft, aber ſie fordert das Meiſterſtück, daß einer jahrelang unter Arbeit und Entſagung zum Lehramt ſich tüchtig erweiſe, und hat das letztere dadurch immer leidlich rein zu erhalten gewußt. Mit dem Geiſtesproletariat der Privatdocenten würde der ganze Organismus unſeres nichts weniger als proletariſchen Univerſitätsweſens zuſammenſtürzen, es würde verſchwinden jener wunderbar verſöhnte Dualismus der akademiſchen Lehrfreiheit und der ſtreng abgemarkten genoſſenſchaftlichen Gliederung. Wir finden aber auch bei dem Privatdocenten in der Regel keineswegs die Schatten-

seiten des literarischen Proletariats herausgebildet, namentlich nicht jene wissenschaftliche und sociale Zerfahrenheit, jene geistige Halbreife, gemischt mit einbrechender Fäulniß. Dieß kommt daher, weil dem Privatdocenten ein festes Berufsziel vorgesteckt ist, weil ihm neben dem freien geistigen Schaffen auch die Zucht des strengen Studiums, neben der genialen Production auch das wissenschaftliche Handwerk steht. Gerade der edelste Theil des eigentlichen Literatenthums geht in der Regel an dem Wahn zu Grunde, daß das bloße genial producirende Weben des Geistes ein ausschließlicher und ununterbrochener Beruf fürs ganze Leben seyn könne. Auch der begabteste Schriftsteller, der von seiner Feder leben will, muß ein Handwerk nebenbei treiben, und wenn es auch nur darin bestünde, daß er Uebersetzungen liefert oder Landtags- oder Schwurgerichtsverhandlungen aufzeichnet. Jeder Künstler und Gelehrte sollte sichs wohl merken, daß Paulus nicht bloß der eifrigste und begeistertste Apostel, sondern auch ein Teppichwirker gewesen ist; daß Rousseau, obgleich schon ein halber moderner Literat, es doch nicht verschmähte, Notencopist zu seyn.

Wenn man erwägt, welchen Einfluß das Literatenthum in den langen Friedensjahren allmählich gewonnen hatte, dann hätte man glauben sollen, dasselbe hätte in den Jahren der allgemeinen Gährung und Erschütterung erst recht übermächtig werden müssen. Es zeigte sich aber die auffallende Erscheinung, daß in der Revolutionszeit der Einfluß des Literatenthums auf das Arbeiterproletariat zwar zunahm und praktisch wurde, bei den Gebildeten dagegen, wo er früher Wurzel gefaßt, fast ganz aufhörte. Das Literatenthum ist nur so lange staatsgefährlich, als die Staatszustände selber in Zerfahrenheit und Fäulniß dem Literatenwesen wahlverwandt sind. Als der Staat zwei Jahre lang keine Zeit mehr hatte, sich um die Literaten zu bekümmern, hörten sie auf, als solche eine öffentliche Rolle zu spielen. Die Journalistik schwoll übermäßig an, aber in demselben Maße verminderte sich naturgemäß der directe Einfluß der Journalisten, und die vielen

großen und kleinen Parlamente nahmen denselben vollends das Wort vom Munde weg. Die modernen nivellirenden Socialtheorien und der Polizeistaat theilen den Grundfehler, daß beide der Staatsgewalt als solcher zumuthen, direct in die Gestaltung der socialen Lebensmächte einzugreifen. Der Staat kann aber die Gesellschaft nur indirect dadurch reformiren, daß er sich selbst reformirt und der materiellen Grundlage des Volkslebens Raum gibt, sich kräftig aus sich selber zu entwickeln. Der Staat kann nur die Hindernisse wegräumen helfen, welche sich der naturwüchsigen Entfaltung der einzelnen Gesellschaftsgruppen in den Weg drängen. Er kann aber noch keinen Bauern direct in seinem Bauernthume reformiren, geschweige denn einen Literaten. Jeder Versuch der Art führt nur zu neuen Verkrüppelungen und socialen Auswüchsen, und wenn das Literatenthum wirklich mit vielen bösartigen Geschwüren behaftet ist, dann hat die quacksalbernde Hand des Staates sicherlich nicht wenige derselben erzeugt.

Eine ganz ähnliche Rolle wie das Literatenthum spielt ein großer Theil des Beamtenproletariates. Diese Acceſſisten und Referendare, diese studirten Subalternbeamten aller Fächer, denen der Staat oft Jahrzehnte lang genau so viel und genau so wenig Besoldung gibt, als nöthig ist um den sittsamsten Philister in einen verzweifelten Demokraten und Communisten zu verwandeln, haben sich mit den Literaten in die Aufgabe getheilt, den Groll gegen die Staatseinrichtungen in einen Groll gegen die Gesellschaft zu übersetzen. Wir erblickten dieses Beamtenproletariat in den letzten Jahren oft genug an der Spitze der Kammeropposition, namentlich in den Kleinstaaten. Wie die radicale Partei früher die Staatsdiener als zu servil gerne von den Landtagen verbannt hätte, so würden die Regierungen dieselben damals als großentheils zu radical von der Wählbarkeit gerne ausgeschlossen haben. Diesen proletarischen Subalternbeamten ist nur dadurch indirect und auf dem langsamsten Wege zu helfen, daß das Uebermaß der geistigen Arbeit überhaupt gemindert und die allgemeine Achtung und Liebe für materielle Berufsthätigkeit

mehr und mehr gesteigert wird. Wie man in Frankreich unlängst im Drange des ersten socialen Sturmes Staatsarbeiterwerkstätten gründete, so wußte man in Deutschland gleichzeitig nichts besseres zu thun, als bedeutende Summen zur Unterstützung des Beamtenproletariats und namentlich der Schullehrer auszuwerfen. Hier wie dort goß man einen Tropfen Wasser auf einen heißen Stein, und mehrte wohl gar nur die Staatsfaulenzer, indem man die Staatsarbeiter fördern wollte. In dem Maße, als man die Stellen für die Anfänger reicher dotirt, wird auch der Zudrang zum Staatsdienste wachsen, und was etwa am Beamtenproletariat gemindert würde, das wird dann am Literatenproletariat dreifach gemehrt.

Das Beamtenelend ist nichts neues. In früherer Zeit waren die kleinen Stellen der öffentlichen Diener noch viel schlechter ausgestattet als heutzutage. Die Subalternbeamten lebten dazu in einer persönlichen Abhängigkeit, welche sich mit unsern Begriffen von der Würde des öffentlichen Dienstes durchaus nicht reimen läßt. Weil jetzt das Schullehrerproletariat so häufig als das schwärzeste Nachtstück modernen socialen Jammers hingestellt wird, so dürfte es vielleicht lehrreich seyn, dessen frühere Zustände dagegen zu halten. Zur Zeit der Reformation hatte der Schullehrer in der Hauptstadt des Nassau-Weilburgschen Landes einen Jahresgehalt von achtzehn bis zwanzig Gulden und war dabei nicht von der Gemeinde angestellt (was den modernen Schulmeistern schon wieder als etwas unwürdiges erscheint), geschweige denn vom Staate, sondern vom Scholaster, der den Schulmeister *miethete* und die Präbende — für sich bezog. Ein solcher Dienst war, wie fast alle Kirchen- und Staatsdieneranstellungen damaliger Zeit, *vierteljährig kündbar*; also war an das, was wir etwa „ein festes Brod" nennen, gar nicht zu denken. Die Besoldungen wurden nicht regelmäßig ausbezahlt, sondern der Lehrer mußte sie selber eintreiben, wobei er in der Regel abermals zu kurz kam; ein Theil des Gehaltes, der von den Schulkindern in der Form von Schulgeld

gesteuert wurde, konnte fast nie ganz beigetrieben werden. An vielen Orten hatte der Schullehrer zugleich die Kost (das Rundessen bei den reicheren Bauern) und einen Sommer- oder Winterrock als Theil seiner Besoldung, wodurch seine Stellung zu dem vermögenderen Theil der Gemeinde fast auf die unserer Knechte und Mägde zu ihren Herrschaften hinauslief.

Die Klage über das Schullehrerelend ist also sehr alt. Im Jahre 1848 gab es Gemeinden, die ganz treuherzig glaubten, die Schullehrer gehörten zu den abgeschafften öffentlichen Lasten, und demgemäß einkamen, daß man ihnen mit den übermäßigen Steuern auch die Lehrer wegnehmen möge. Auch diese Würdigung des öffentlichen Dienstes ist durchaus nichts neues. Sie ist vielmehr nur eine ganz abgeschwächte Reminiscenz von der abhängigen Stellung, zu welcher früher selbst weit höher gestellte Beamte sich bequemen mußten, und, ohne darum gleich die Gesellschaft zertrümmern zu wollen, sich auch wirklich bequemten. Zur Reformationszeit hegten die Vorfahren der nämlichen Bauern die gleiche Ansicht auch von den Pfarrern. Mit der neuen Glaubensfreiheit, meinten sie, seyen auch alle Arten von Pfarrern abgeschafft, und wollten ihren Beitrag zum Gehalte des Pfarrers nicht mehr zahlen, indem sie behaupteten, „derselbe habe ja nichts mehr zu thun." Die Bauern wollten also damals noch so wenig an die Souveränetät der Pfarrer und höheren Beamten glauben, wie sie jetzt an die Souveränetät der Schulmeister und Subalternbeamten glauben wollen, ja sie konnten beiläufig nicht einmal einsehen, daß die rein geistige Arbeit einer Predigt auch eine Arbeit sey, während sie sagten, wenn früher ein Priester die Messe gelesen, dann habe er doch etwas „gethan", und man habe doch gewußt, wofür der Mann eigentlich sein Geld bekomme.

Wir führen diese historischen Parallelstellen an, nicht etwa als einen Trost für das moderne Beamtenproletariat, wodurch wir in die Logik jenes Philosophen verfallen würden, der in der Voltaire'schen Erzählung ein unglückliches Weib damit tröstet

will, daß er ihr vorhält, wie es vor ein paar tauſend Jahren der Hekuba und Niobe noch weit ſchlechter ergangen ſey als ihr. Wir wollen vielmehr durch eine geſchichtliche Parallele deutlich machen, daß es nicht die Armuth, nicht die abhängige Stellung an ſich iſt, was ſo viele Beamte dem vierten Stande und dem Kampf gegen die hiſtoriſche Geſellſchaft zuführt. Die modern büreaukratiſchen Ideen und Idole mußten erſt hinzutreten, um den Widerſpruch zwiſchen den Anſprüchen des kleinen Beamten an Staat und Geſellſchaft mit ſeiner wirklichen ſocialen und materiellen Exiſtenz ſo ſchneidend zu machen, wie wir ihn nur immer beim Literatenthum vorgefunden.

Was Wunder, wenn der proletariſche Beamte die Oppoſition gegen ſeine herriſche Stiefmutter, die beſtehende Staatsgewalt, für gleichbedeutend nahm mit der Oppoſition gegen die Geſellſchaft, und ſo auf gleichem Boden mit dem radicalen Literatenproletariat zuſammentraf? Die ganze Bezeichnung eines beſonderen Beamtenſtandes iſt eben in dieſem Betracht bloß ein Euphemismus. Es ſteckt darin das verhüllte Selbſtbekenntniß, daß die Büreaukratie ihre Glieder jetzt oder für die Zukunft als dem vierten Stande verfallen anſieht.

Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen Beamten die zufällig Proletarier ſind, und dem Beamtenproletariat als ſolchem. Der Schulmeiſter in alter Zeit klagt oft genug, daß all ſein Brod vorgegeſſen ſey, und doch zählt er noch lange nicht zum Beamtenproletariat. Er iſt ein Bürgersmann, wenn auch ein armer, er iſt vom Scholaſter abhängig, und doch fühlt er ſich als Bürger, und weiß daß und wo er ſeine feſte Stellung in der Geſellſchaft hat, und wenn er nur 20 fl. Gehalt jährlich bezieht, ſo macht die Geſellſchaft auch nur für 20 fl. Anſprüche an ihn, und er braucht ſich nicht reicher und vornehmer zu heucheln als er wirklich iſt. Der moderne Acceſſiſt dagegen, deſſen Brod „vorgegeſſen," iſt ein hochſtudirter Mann, ein Mann der zum allerwenigſten einmal Miniſter werden will, ein Mann dem die ſociale Fiction eines beſondern Beamtenſtandes auf

Stempelpapier decretirt worden ist, der vielleicht 200 fl. Gehalt bezieht und für 400 fl. „Standesaufwand“ machen muß, der im Bürgerstande nicht leben *soll*, im Beamtenstande aber weder leben noch sterben *kann*, der die Gesellschaft reformiren will, weil er seinen knappen Gehalt nicht reformiren kann, mit einem Wort ein vollendetes Glied des vierten Standes. Nach vulgärer bureaukratischer Ansicht erscheint der „Staat“ verpflichtet, jedem Landeskind, welches studirt und sein Examen cum laude bestanden hat, auch eine standesgemäße Existenz zu sichern; der Staat kann dieß aber im vorliegenden Falle nicht sofort, folglich kommt ein Unrecht des Staates gegen den Einzelnen zu Tag, welches in gangbarer Begriffsvertauschung zu einem Unrecht der Gesellschaft gegen den Einzelnen umgewandelt wird.

Das geistliche und das Soldatenproletariat des Mittelalters ist ausgestorben, das Literaten- und Beamtenproletariat ist zum reichlichen Ersatze dafür eingerückt. Jene zahllosen fahrenden Anhängsel der Geistlichkeit, die von milden Gaben lebten, und bei denen es allezeit schwer zu entscheiden war wo der Vagabund aufhörte und wo der (oft nur angebliche) Geistliche anfing, sind sammt den Landsknechten ihrer Zeit eben so gut Kosaken der Civilisation und doch zugleich Landplagen gewesen, wie heutzutage die Literaten und das Beamtenproletariat. Aber sie waren eben auch nur Landplagen, keine Plagen der Gesellschaft; darin liegt der große Fortschritt zum Schlimmern.

Wer die wunderbaren Entwickelungen der letzten Jahre aufmerksam durchstudirt hat, der wird uns in der Behauptung beistimmen, daß Deutschland, namentlich in seinen Kleinstaaten, vorderhand viel eher sociale Beamtenrevolutionen zu fürchten hat, als eigentliche Arbeiterempörungen. Wenn die proletarischen Beamten loskommen wollen vom vierten Stand, dann bleibt ihnen unter den gegebenen Staatsverhältnissen keine andere Wahl, als die ganze Gesellschaft in den vierten Stand aufzulösen. Das ist der Communismus, den sie in ihrer Anstellungsurkunde officiell vom Ministerium decretirt erhalten haben.

Das Beamtenproletariat ist weit gefahrdrohender als das literarische. Die Schriftstellerei gehört im vorliegenden Betracht in das Capitel von der Industrie und dem Handel. Das Barometer des buchhändlerischen Marktes wird immer mit der Verwerthung auch die Masse der literarischen Production bedingen, und wenn der Literat noch so viel von dem Urrecht des Menschen auf Arbeit phantasirt, so kommt er damit doch nicht über die Rechnungsbücher des Zeitungsunternehmers oder Bücherverlegers hinaus. Die Regierungen brauchen keine Schutzzölle gegen das Einfluthen der Literaten anzulegen, der buchhändlerische Markt wird von selber bewirken, daß die Zahl der proletarischen schriftstellerischen Existenzen nicht über ein gewisses Aeußerstes steige. Dagegen läßt sich dem übermäßigen Anwuchs des Beamtenproletariats nur durch äußere Repressivmaßregeln ein Ziel setzen, die immer höchst bedenklich sind. Die Anwartschaft auf ein Amt ist ein viel praktischeres, viel verlockenderes und darum auch viel gefährlicheres „Urrecht", als das philosophische Urrecht des Menschen auf Arbeit. Das hat sich zu allen Zeiten bewährt. Der alte Michael Ignaz Schmidt sagt in seiner „Geschichte der Deutschen" in seiner trockenen Manier von den Hofnarren: „Da die Narrheit anfing, ein Amt zu werden, vervielfältigte sich diese Classe von Leuten so sehr, daß man endlich gezwungen war, von Reichswegen dem fernern Anwuchs Einhalt zu thun."

Viertes Capitel.

Die Proletarier der materiellen Arbeit.

Das Geiſtesproletarit iſt bis jetzt in Deutſchland der eigentliche Grundſtock des vierten Standes, es iſt in ſocialem Betracht das Stammproletariat, das Arbeiterproletariat hingegen das abgeleitete. Der deutſche Arbeiter, auch der unterſten Stufe, hat lange gekämpft und an den letzten Reſten der Ueberlieferung des alten Bürgerthums feſtgehalten, bis er dem Geiſte des vierten Standes Eingang gab. Die ſocialen Doctrinen des vierten Standes ſind in Deutſchland nicht unter den Arbeitern ſelber weitergebildet oder gar ausgebrütet worden, ſie wurden ihnen von außen her beigebracht, namentlich durch die franzöſiſchen Leidensgenoſſen.

Aber merkwürdig genug nahm der deutſche Arbeiter, ſo wie er ſein Vaterland verließ, überaus raſch den ſocialen Charakter des fremdländiſchen Proletariers an. Ja er ſteigerte denſelben noch. Die proletariſche Entartung unter den eingewanderten deutſchen Arbeitern in Paris ſoll tiefer gefreſſen haben als bei den eingeborenen Pariſer Genoſſen. Ueberhaupt muß man ins Ausland gehen, um das deutſche Proletariat der materiellen Arbeit

von seiner dunkelsten Schattenseite kennen zu lernen. Auch die deutsche literarische Emigration in Paris, London und der Schweiz gestattet oft tiefere Blicke in die schaurigen Mysterien des deutschen Geistesproletariates, als der Originalstamm ihrer Leidensgenossen in Deutschland selber. Die Auswanderung ganzer Massen verkommener Leute nach außerdeutschen europäischen Hauptstädten wirkt gar traurig auf die Heimath zurück. Diese Verstoßenen sind die Dolmetscher, welche die Theorien der auswärtigen Social-Demokraten dem gemeinen Manne in Deutschland erst verdeutscht haben. Nicht bloß aus Paris, London und der Schweiz, auch aus Petersburg und Konstantinopel, aus Polen und den Donaufürstenthümern tönen die Klagen über die sociale Auflösung, welche diese deutschen Emigranten des vierten Standes überall rasch in sich aufnehmen, steigern und fortpflanzen, und wenn der Engländer die Schmach des deutschen Namens bildlich darstellen will, dann zeichnet er ein hessisches Besenmädchen.

Das Geistesproletariat hat, wir wiederholen es, bei uns die Initiative ergriffen, der Arbeiter folgt bloß nach. Eine allgemeine Charakterfigur des deutschen Arbeiters, wie etwa des französischen Ouvriers, existirt nicht, dagegen wohl eine Charakterfigur des deutschen Geistesproletariers. Der deutsche „Arbeiter" ist nur ein übersetzter „Ouvrier". Man hat mit Recht den allgemeinsten Ausdruck — Arbeiter gewählt, denn wir haben noch gar keine fest gezeichnete Persönlichkeit des Proletariers der materiellen Arbeit. Er ist noch in eine unendliche Menge von Sondercharakteren zersplittert; die Zersplitterung unserer Industrie schon in geographischer Hinsicht bringt das mit sich. Man hat vor drei Jahren Arbeitervereine (z. B. in Köln) zu gründen versucht, zu dem Zwecke, ein soziales Gemeinbewußtseyn des deutschen Arbeiterproletariats herzustellen. Die Sache mußte scheitern, weil alle äußern Vermittelungspunkte eines solchen Gemeinbewußtseyns noch fehlen. Nur bei einzelnen Gruppen des Arbeiterstandes gelang etwas dergleichen,

wie bei den Schriftſetzern und Buchdruckergehülfen. Aus dem zähen Widerſtande, welchen dieſe ſocial wie gewerblich durch ganz Deutſchland organiſirte Genoſſenſchaft den Capitaliſten und Arbeitgebern in Berlin, Leipzig und anderwärts entgegenſetzte, kann man eine Schlußfolgerung ziehen auf die ungeheure Macht, welche dem geſammten Arbeiterproletariat zufallen würde, ſofern es ſich in ähnlicher Weiſe zu einem ſocialen Gemeinbewußtſeyn erheben könnte. Darin beruht eben großentheils die vorwiegende Macht des Geiſtesproletariats, daß es durch das wunderbare elektriſche Telegraphennetz des literariſchen Verkehrs ein ſtetes Gemeinbewußtſeyn friſch erhält.

Die Erſchütterungen des Jahres 1848 waren in Frankreich von Anbeginn ſocialer Natur, in Deutſchland erhielten ſie erſt allmählich dieſen Charakter. Das Gemeinbewußtſeyn des Arbeiterproletariats fehlte, die Arbeiter konnten erſt nach und nach im Verlaufe der Revolution reif gemacht werden für die ſociale Umwälzung. Aber obgleich nun auch in jeder Stadt und jedem Städtchen der Arbeiter nachzudenken begann über das Verhältniß „der Arbeit zum Capital", obgleich der Communismus aller Orten ſeine Sympathien unter den verkommenen Leuten fand, ſo konnte doch ein Gemeinbewußtſeyn dieſer Errungenſchaften nicht hergeſtellt werden. Der franzöſiſche Ouvrier iſt ſich vollkommen klar darüber geworden, was er wenigſtens mit ſeiner geſellſchaftlichen Theorie will, wenn er auch nicht begreift, was dieſe Theorie ſelber will; dem deutſchen Arbeiter erſcheinen die Verheißungen der ſocialen Reform wie Zauberbilder, die formlos in myſtiſchem Helldunkel ſchweben. Er opfert dem Idol der geſellſchaftlichen Reform, und müßte doch auf den Altar ſchreiben wie weiland die Männer von Athen: dem unbekannten Gott!

Das lehrreichſte Uebergangsgebilde von dem gewerbtreibenden Bürger zum Arbeiterproletariat iſt uns in den wanderden Handwerksburſchen gegeben. Nicht als ob alle wandernden Handwerksburſchen Proletarier wären. Im Gegentheil, es iſt einer der größten polizeiſtaatlichen Schnitzer, wenn man ſie vorweg dafür

anſieht. Von dem Augenblicke an, wo man ein Recht hätte, die wandernden Handwerksburſchen ſchlechtweg in den vierten Stand zu verweiſen, wäre der vollkommene Ruin des deutſchen Gewerbeſtandes beſiegelt. Wurde doch vor mehreren Jahren von einem norddeutſchen Staate ein Antrag auf Paßfreiheit innerhalb des Bundesgebiets geſtellt, wobei man unterſchieden haben wollte zwiſchen beſcholtenen und unbeſcholtenen Perſonen. Zu den „unbeſcholtenen und ſichern", denen das Ehrenrecht eines Generalpaſſes zu ertheilen ſey, ſollten die Beamten, die durch Stand und Verhältniſſe Ausgezeichneten, die feſt Anſäſſigen, wegen entehrender Verbrechen nicht Beſtraften gezählt werden. Dagegen zu den „Unſichern" (alſo muthmaßlich Beſcholtenen!) die Handwerksburſche, das Geſinde, die gemeinen Soldaten! Dieſer Urpolizeigedanke, wäre er in ſolcher Formloſigkeit ausgeführt worden, würde die Handwerksburſche in der That zu dem gemacht haben, was ſie bis jetzt nur in der Minderheit ſind, zu Gliedern des vierten Standes. Es gemahnt dieſe Auffaſſung an eine abſcheuliche Redewendung, die im Deutſchen trivial geworden iſt, und die man häufig am Eingang ſchlecht geſchriebener Biographien findet, wenn es heißt: „Er war von armen, aber ehrlichen Eltern geboren" u. ſ. w. — als ob die Armuth ſelbſtverſtändlich auf Spitzbuberei ſchließen laſſe!

Das Handwerkerproletariat findet ſich viel mehr bei den kleinen Meiſtern als bei den Handwerksburſchen, und iſt von jenen erſt auf dieſe übertragen worden. Und unter den Handwerksburſchen ſind wiederum nicht diejenigen die eigentlichen Candidaten des vierten Standes, welche barfuß mit dem Ranzen auf dem Rücken durch die Welt laufen, und auf welche jeder Thorſchreiber und Polizeidiener ein beſonderes Anrecht der Amtsautorität zu haben glaubt, ſondern jene vornehmthueriſche Claſſe, welche nicht mehr „auf die Wanderſchaft geht", ſondern „zu ihrer Ausbildnung reist", welche ſich ſchämt, der Genoſſenſchaft der Wanderburſchen anzugehören, über ihren Stand hinaus will und daher jedem ſocialen Agitator eine gefundene Beute iſt.

Solange der Handwerksbursche noch nicht vornehm geworden ist, solange er noch „fechten“ kann, ist er nicht reif zum modernen Proletarier. Denn gerade dadurch, daß er über seine Armuth nicht ergrimmt, nicht philosophirt, sondern das Betteln selbst in den ritterlichen, burschikosen Begriff des „Fechtens“ aufgehen läßt, stellt er sich ganz auf den Standpunkt der armen Leute der ältern Zeit, die auch nicht zähneknirschend bettelten, wie unser Proletariat. Das Almosen erschien als stiftungsmäßige Pflicht der Klöster, als religiöse und moralische Schuldigkeit des begüterten Einzelnen, es war kein erniedrigender Act persönlicher Gnade. Nur der wandernde Comödiant und der Handwerksbursche schmeckt das unaussprechlich Niederdrückende des Bettelns noch nicht, beide betteln allein noch mit Humor. Und selbst der mittelalterliche Gedanke einer gleichsam stiftungsmäßigen Pflicht zum Almosengeben an die Wanderburschen hat sich nicht nur in den Zehrpfennigen erhalten, welche viele Stadtcassen nach hundertjährigem Brauch immer noch auswerfen, nicht bloß in allerlei Unterstützungscassen der Zünfte und Meister, sondern auch in der traditionellen Regel, welche in dem Bürgerstande vom Vater auf den Sohn forterbt, daß man jedem Straßenbettler die Gabe immerhin versagen möge, nur dem Handwerksburschen nicht. In den Handwerksburschenliedern finden wir tausend humoristische Bezeichnungen für den Zustand des Burschen, dem „das Moos“ ausgegangen ist, aber kaum je eine bittere Klage oder gar einen Racheschrei. Wer über sein Elend noch scherzt, der ist kein ächter moderner Proletarier. Wie fürchterlich steht diesem Humor der stille Groll des hungernden Fabrikarbeiters gegenüber!

Der Handwerksbursche dagegen, welcher „zu seiner Ausbildung reist“, welcher zu vornehm geworden ist zum „Fechten“, wird, wo ihn das Elend trifft, alsbald auch dem wirklichen Proletariat verfallen. Er schämt sich der Sitte seines Standes, er schämt sich seiner Berufsgenossen, also auch insgeheim seines Berufes selber, sein Ehrgeiz zielt dahin, mit einer höhern bürgerlichen Stellung zu prahlen, als die ist, welche er in der That

einnimmt, er fährt in einen Gasthof und ist eben darum ein Candidat des vierten Standes, und der Wanderbursche, welcher vielleicht barfuß in die Gesellenherberge einzieht, ist ein Candidat des soliden Bürgerthums. Diese Gesellenherbergen sind von jeher ganz besonders geeignet gewesen, den Stolz und den Gemeingeist des Gewerbestandes zu heben und die Wanderburschen vor proletarischer Zerfahrenheit zu bewahren. Schon auf dem Schilde prangten die Wahrzeichen des Gewerbes, und von der Decke des Zimmers hing meist ein kunstreiches altes Meisterstück herab, die geschichtliche Erinnerung an frühere Handwerkstüchtigkeit fortpflanzend. Der Wirth war selber ein halber Handwerksmann. Er war mindestens eine eben so gute Quelle für alle ins Fach einschlagenden Nachfragen wie ein modernes Commissionsbüreau. Gesellen aus aller Herren Länder trafen da zusammen und einer hörte vom andern etwas gutes und nützliches. Man zechte auch miteinander und fühlte sich stolz in dieser Genossenschaft. Was würde wohl ein Student dazu sagen, wenn man ihm zumuthete, daß er, statt in die erste beste Burschenkneipe zu gehen, in einem „Gasthofe" kneipen solle!

Vor ein paar Jahren kam ein reicher Pariser Schneidergesell „zu seiner Ausbildung" nach Frankfurt a. M., wo, wenigstens damals, noch viele der alten Zunftvorschriften mit Strenge aufrecht erhalten wurden, und stieg in einem der ersten Gasthöfe ab. Als er nachgehends als arbeitsuchender Geselle sich einschreiben ließ, wurde ihm bedeutet, daß er nach der Zunftordnung in der Schneidergesellenherberge seinen Aufenthalt zu nehmen habe. Der feine Mann aber aus dem Heimathlande der souveränen Tagelöhner und der socialen Schwindelei war so entrüstet über diese deutsch-mittelalterliche Anmuthung, daß er sofort wieder nach Paris zurückfuhr. Er mag seinen vaterländischen Schneidern ein schönes Bild von der deutschen Barbarei entworfen haben. Solches hätte aber neben dem Franzosen nur dem vornehmen deutschen Handwerksburschenproletariat begegnen können, denn ein wirklicher Handwerksbursche wäre viel zu stolz gewesen, an

der Herberge vorbeizuziehen, die ſeines Gewerbes Zeichen trägt, und hätte ſich geſchämt, mit fremden Leuten zu tafeln, wo er mit ſeines Berufes Genoſſen an einem Tiſche hätte ſitzen können.

Der Verfaſſer hat vielfach die Gelegenheit wahrgenommen, die Geſellenherbergen in verſchiedenen deutſchen Staaten durch eigene Anſchauung kennen zu lernen und das Treiben in denſelben zu beobachten. Er fand, daß z. B. in Oberdeutſchland, wo ſich noch viele Reſte der alten körperſchaftlichen Gewerbeorganiſation erhalten haben, dieſe Herbergen nicht ſelten noch mit all den unſchätzbaren Vorzügen ausgeſtattet ſind, die wir oben von denen der älteren Zeit rühmten, während in den Staaten des mittleren Weſtdeutſchlands, wo oft jede Art von Gewerbeorganiſation ſeit Menſchenaltern zertrümmert lag, dieſe Geſellenherbergen in den kleinen Landſtädten vielfach eher Gaunerherbergen genannt zu werden verdienen, und als wahre Hochſchulen für das nichtsnutzigſte Handwerksburſchenproletariat erſcheinen. Der am meiſten herunterkommende Wirth im Orte iſt immer noch zum Herbergsvater gut genug. In ſeinem Hauſe nehmen dann verſoffene Orgelleute, liederliche Harfendirnen und ähnliches fahrendes Geſindel aller Art den Handwerksburſchen in Empfang, und daß dieſer in ſolcher Atmoſphäre nicht eben gerade zu Zucht und Ehre des Bürgerthums vorgebildet wird, iſt wohl einleuchtend. Auch von der Reinlichkeit, Billigkeit, wirthſchaftlichen Ordnung und Gediegenheit, welche viele der alten oberdeutſchen Geſellenherbergen immer noch auszeichnet, iſt da wenig zu verſpüren. Wenn es der Polizei ja ſo ſehr auf der Seele brennt, ſich der Handwerksburſchen ganz beſonders anzunehmen, dann kann ſie dieß nicht beſſer thun, als indem ſie dieſe Schlupfwinkel des Vagabundenthums ſäubert und directe Mittel ergreift zur Wiederherſtellung der gediegenen Herbergen des alten Styls. Früher fiel freilich ein ſolches Geſchäft der Polizei nicht zu, ſondern die Zünfte ſorgten dafür, daß ihre Herbergen gediegen waren. Und ſo ſollte es von Rechtswegen auch heute noch ſeyn.

Zu dem proletariſchen Hochmuth, welcher die Unterſchei-

dungslinie gezogen hat zwiſchen dem „reiſenden Handwerksbefliſſenen“ und dem Wanderburſchen fügt ſich meiſt der gleich verderbliche Dünkel, daß ein ſolcher Geſell nicht mehr in der Familie des jeweiligen Meiſters leben will. Leider iſt freilich das Familienleben vieler unſerer kleinern Handwerksmeiſter oft ſchon der Art heruntergekommen und proletariſch geworden, daß der Geſelle nur noch auf dem Umwege des ſchlechten Beiſpiels Zucht und Sitte lernen könnte. Aber darin liegt ja gerade der große Vorzug des Handwerksburſchen, der ſelber noch um ſeine Exiſtenz ringt, vor dem proletariſchen Fabrikarbeiter, der ſich äußerlich in ganz gleicher Lage befindet, daß jener von Familie zu Familie wandert und ſolchergeſtalt immer das anſchaulichſte Muſterbild eines im Kleinen wohlgegliederten Daſeyns vor Augen hat, während der Fabrikproletarier in der Genoſſenſchaft ſeiner Mitproletarier ſich in der Regel vereinſamt fühlt. Und weil ihm das Leben in der naturgemäßen Beſchränkung der Familie verwehrt iſt, wie es ihm meiſt auch immer verwehrt bleibt ſich ſelber eine Familie zu gründen, ſo verfällt er in krankhaftem Drange um ſo leichter auf das Phantaſiegebilde einer communiſtiſchen Familie der Menſchheit. Das Leben in der Familie iſt das beſte Bewahrungsmittel vor allen ſocialen Verirrungen, und wenn dieſe jetzt ſo übermächtig allwärts emporwuchern, ſo iſt dieß das ſicherſte Zeichen, daß das Heiligthum des Hauſes gar vielfach zertrümmert ſeyn muß. Wenn Owen in ſeiner Muſterfabrik zu Neu-Lanark die Genoſſenſchaft ſeiner Fabrikarbeiter auf eine Höhe des Selbſtgefühls, der Zufriedenheit und Tüchtigkeit erhob, wie wir das ſonſt nur im gediegenſten Handwerkerſtande zu finden gewohnt ſind, ſo erzielte er ein ſolches Reſultat doch hauptſächlich nur dadurch, daß er die ganze Arbeitergenoſſenſchaft in eine große Familie verwandelte, aber nicht in eine communiſtiſche, ſondern in eine patriarchaliſche Familie, in welcher der Fabrikherr faſt ganz die Rolle der alten Handwerksmeiſter ſpielte. Es war ein wohlthätiger Abſolutismus, es war die Macht der Perſönlichkeit des Meiſters, alſo das

genaue Widerſpiel zu dem abſtracten Socialismus, wodurch der in ſeinem gemüthlichen Weſen dem Deutſchen verwandte Owen die anfangs widerſtrebenden Fabrikarbeiter in die körperſchaftliche Gliederung einer großen Familie einführte. Und bekanntlich wurden nicht nur die Fabrikarbeiter veredelt und ihre materielle Wohlfahrt im Einzelnen erhöht, ſondern auch der kaufmänniſche Gewinn der ganzen Unternehmung wies ſich in ganz andern Ergebniſſen aus, als wir ſie bei den Schauſpielertruppen zu Tage kommen ſehen, wenn dieſelben als communiſtiſche Familie auf Theilung ſpielen. Bedeutende Staatsmänner erkannten zur Zeit der Owen'ſchen Muſterfabrik, wo eben die erſte große Angſt über den Dämon des Fabrikproletariats das ganze Geſchlecht zu ſchütteln begann, das Praktiſche in dem Beginnen dieſes Mannes an, und es iſt ein wahres Unglück, daß derſelbe durch die ſocialiſtiſchen Schwärmereien und unpraktiſchen Experimente ſeiner ſpäteren Lebensperiode die großen Lehren von Neu-Lanark ſelbſt wieder fälſchte und zum Argwohn auch gegen dieſes merkwürdige Unternehmen herausforderte. Es will uns wenigſtens nicht einleuchten, wie das Fabrikenproletariat auf irgendeine Weiſe nachhaltig conſolidirt und der communiſtiſchen Atmoſphäre entzogen werden könne, außer indem man die Fabrik nach Art der alten Werkſtätten zu einer großen patriarchaliſchen Familie durchbilde, damit der proletariſche Arbeiter in dem beſchränkten Kreiſe dieſer Familie das finde, was er in dem Phantaſiebild der ſocialiſtiſchen Familie der Menſchheit vergeblich ſucht. Darin liegen die großen Gegenſätze zwiſchen dem armen Handwerker und dem armen Fabrikarbeiter, daß der Handwerker ſich immer noch durch die Familie gefeſſelt hält und beſchränkt durch die Traditionsüberreſte der Genoſſenſchaft, während der Fabrikarbeiter in der Regel familienlos iſt, heimathlos und ſeine Genoſſenſchaft nicht in der Vergangenheit oder Gegenwart, ſondern in den unbegränzten Weiten der Zukunft ſucht. Er hat keine Geſchichte; das ganze Weſen der durchaus modernen Maſchineninduſtrie lenkt ſeinen Sinn vom Hiſtoriſchen ab. Es gilt alſo, ihm allmählich eine

Geschichte zu schaffen, eine Heimath, eine sociale Schranke, und das alles findet sich von selber, wenn man ihm eine Familie schafft, nicht eine solche Familie, wie er sie wohl öfters leider besitzt, nämlich ein hungerndes Weib und verkümmernde Kinder, sondern ein Familienbewußtseyn, wie es auch der Handwerksbursche besitzt, der darum doch nicht mit Kindergeschleppe durch die Welt zieht.

Es gibt ewige Handwerksbursche, welche niemals Aussicht haben sich eine selbständige Existenz zu gründen, und doch vermag bei ihnen der Geist des vierten Standes den Geist des Bürgerthums nicht zu verdrängen, während die meisten Fabrikarbeiter eben dadurch proletarisch werden, daß sie an der Hoffnung auf eine selbständige Existenz zu verzweifeln beginnen. Der ewige Handwerksbursche erscheint in seinen alten Tagen in der Regel weit mehr als ein durch und durch „gepichter Kerl" denn als ein zerfahrener Proletarier. Er wandert freilich heimathlos von Land zu Land, aber überall findet er in der Familie seines Meisters auch für sich ein Stück Familienleben wieder und in jeder Werkstatt ein Stück Heimath. Er vergißt darüber doch seinen ursprünglichen vaterländischen Boden nicht, wie denn die perennirenden Handwerksbursche oft die bedeutsame Sitte haben, sich nicht durch ihre Namen, sondern durch ihre Landsmannschaft gegenseitig zu bezeichnen. Wenn dieses genossenschaftliche Leben der Famile auch in jeder Fabrik heimisch würde, dann könnte der Fabrikarbeiter nicht mehr um deßwillen proletarisch werden weil er keine Familie, kein Vaterland, keine Geschichte besitzt. Ganz ähnlich wie mit den ewigen Handwerksburschen verhielt es sich wie mit den ewigen Studenten, die früher häufiger vorkamen, jetzt wohl fast ganz ausgestorben sind. Eine höchst lehrreiche Reliquie dieser Art existirte noch vor wenigen Jahren in Gießen. Es war ein Mann, der gerade ein Vierteljahrhundert ununterbrochen academischer Bürger gewesen war, und als er, stark in den Vierzigen, sein bereits ergrauendes Haupt zur Ruhe legte, ward er — als Student begraben. Mit

achtbaren Geistesgaben und einem seltenen Fleiße ausgerüstet, hatte er fast alle Facultäten mehrfach durchstudirt und einen nicht gewöhnlichen Schatz wissenschaftlicher Kenntnisse erworben, aber so oft er auf den Punkt gekommen war sich einer Prüfung für den öffentlichen Dienst zu unterziehen, wurde er durch körperliches Elend und finanzielle Noth wieder zurückgeschleudert. Wenn lediglich das Mißverhältniß des Erwerbes zu der Herrschaft des Capitals den Proletarier ausmachen könnte, dann wäre dieser Mann, der sich von Correcturarbeiten für Buchhändler, von schlecht bezahlten Privatstunden und den milden Gaben seiner Studiengenossen fünfundzwanzig Jahre lang das Leben fristete, ein Proletarier im vollsten Sinne des Wortes gewesen. Namentlich zum literarischen Proletarier waren gewiß alle Voraussetzungen vorhanden. Und dennoch verfiel dieser Dulder niemals dem Geiste des vierten Standes, er war und blieb ein ganz solider akademischer Bürger, der ewige Student, wenn auch der ärmste. Es erging ihm wie den ewigen Handwerksburschen: die Hochschule war seine Heimath geworden, die Genossenschaft der Studenten, wo er bei jedem einzelnen in den letzten Jahren füglich Vater hätte seyn können, seine Familie. Er nahm eine seltsame Ausnahmestellung in der Gliederung der bürgerlichen Gesellschaft ein und gehörte doch nicht zu dem großen Stande der Ausnahmen, zum vierten Stande. Ein subalterner Staatsbeamter in seinem Elend, in seiner Hoffnungslosigkeit würde ein literarischer Proletarier geworden seyn, ein Fabrikarbeiter in seiner Lage ein Communist: der ewige Student war und blieb ein ganz conservativer akademischer Bürger. Das ist der Zauber eines, wenn auch nur fingirten, Familienbewußtseyns, der Zauber des genossenschaftlichen Lebens!

Einen Beleg, wie sogar ein höchst illusorisches Leben in der Familie den Fabrikarbeiter vor dem proletarischen Geist bewahrt, liefern uns die westphälischen Hüttenarbeiter, die als die gesuchtesten Männer ihres harten Berufes ins Rheinland ziehen, um dort an den Hohöfen zu schaffen, und durch ihre bürgerliche

wie durch ihre gewerbliche Tüchtigkeit gleich ausgezeichnet sind. Diese Leute sind meist die nachgebornen Söhne westphälischer Bauern, welchen nach Landessitte entweder gar nichts von dem väterlichen Gute zufällt oder nur ein so geringer Theil, daß sie keine Familie ausschließlich durch dessen Bewirthschaftung ernähren könnten. Sie bleiben jahraus jahrein auf dem Hüttenwerk und bekommen außer einer kurzen allsommerlichen Ferienzeit (wo der Ofen kalt steht) niemals Urlaub. Diese Ferien von wenigen Wochen sind dem Haus und der Familie gewidmet, das ganze übrige Jahr gehört dem industriellen Tagewerk. Die Familie aber wohnt daheim in Westphalen, sie sitzt auf dem kleinen Bruchstücke von einem Gütchen, mit welchem der Vater abgefunden worden ist. Der Mann sieht also Weib und Kind eigentlich im ganzen Jahre nur ein einzigesmal. Und dennoch nimmt er von diesem Jahresbesuch das Bewußtseyn des Familienlebens und des gediegenen westphälischen Bürger- und Bauernthums mit in sein Fabrikleben, und erhält sich das ganze Jahr über solid kraft dieses Bewußtseyns. Wenn die Bursche confirmirt sind, kommen sie oft schon auf das auswärtige Hüttenwerk und sehen für ihr ganzes Leben die Heimath nur in den jährlichen Sommerferien wieder; sie verheirathen sich in diesen Ferien daheim, und es ist schon vorgekommen, daß ein solcher Hüttenmann, der mit seiner Frau — aus der Entfernung — in musterhafter Ehe lebte, die Frau, als sie ihn in einem Anflug von jener ehelichen Sentimentalität der gebildeteren Stände einmal auf der Hütte besuchen wollte, sofort wieder heimschickte, weil ihm ein solcher Besuch weder mit seiner Stellung als Hüttenarbeiter, noch mit der seiner Frau als Bewirthschafterin des kleinen heimathlichen Gütchens vereinbar schien. Bei diesen Hüttenarbeitern sieht man, wie Bauernmajorate nach beiden Seiten hin nützlich sind, und nicht nur den Bauernstand vor dem Ruin bewahren, sondern auch das beste Mittel bieten, das industrielle Proletariat von Grund aus zu reformiren.

Das englische Arbeiterproletariat steht dem an seiner Sitte

festhaltenden, im beschränkten Kreise sich begnügenden Bauern noch viel näher als das französische, welches sich wohl am meisten „städtisch“ emancipirt hat; es ist darum auch trotz seiner Massenhaftigkeit noch nicht so gefahrdrohend geworden für die gesellschaftliche Entwicklung wie letzteres.

Die Arbeiter in den Bergwerken, welche in neuerer Zeit dem industriellen Proletariat immer näher gerückt sind, haben sich doch im Durchschnitt musterhaft gediegen bewahrt, weil der Gedanke, die ganze Genossenschaft als eine patriarchalische Familie zu fassen, bei ihnen ein uralt historischer ist. Der Bergwerksarbeiter ist nicht nur wie jeder Fabrikarbeiter den Schwankungen des industriellen Marktes preisgegeben, auch Krankheit, Verstümmlung oder Tod steht bei seinem Geschäftsbetrieb jeden Augenblick in Gottes Hand. Dieses drohende Unglück faßt er auf als sein Schicksal, das Unglück plötzlicher Brodlosigkeit erscheint so gering daneben, daß ihm hier die Resignation leicht gemacht ist. Aber eben weil ihm der Umsturz der Gesellschaft muthmaßlich nur einen sehr geringen Theil von der Unsicherheit seiner Existenz abnehmen könnte, greift er einstweilen bei dem Praktischen und Erreichbaren zu, um sein Loos zu bessern. Die persönliche Gefahr erzeugt wie auf dem Schlachtfelde die Disciplin unter diesen Arbeitern, und der gemeine Bergmann will nicht gescheidter seyn als der erfahrene Steiger, weil er diese Vermessenheit mit seinen gesunden Gliedern bezahlen könnte. Er fährt mit Gebet in den Schacht, wo sein Genosse in der Fabrik mit einem Fluch an die Arbeit geht. Darum findet man zwar häufig, daß ganze Knappschaften pietistisch, nicht aber daß sie socialistisch sind. Die Hülfsvereine der Bergwerksarbeiter, die Knappschafts- und Brudercassen, wie sie in Belgien, in Schlesien, am Harz, in Nassau, Westphalen und anderwärts bestehen, sind wahre Musterinstitute in ihrer Art. Bei vielen Knappschaftscassen werden nicht nur regelmäßige Geldbeiträge erhoben, sondern auch ein paar Kuxe zum Besten der Kasse gebaut. Dieß ist eine vortreffliche Einrichtung. Indem der Bergmann auch jezuweilen die Haue dafür ergreifen muß,

daß er ein Gnadenbrod erhält wenn er ſchwach, und Arznei wenn er krank wird, und ein ordentliches Leichenhemd wenn man ihn in den Sarg legt, wird es ihm mit jedem Schlage, den er gegen das Geſtein führt, einleuchtender werden, daß für einen Gulden genoſſenſchaftliche Hülfe, die man ſelber hat miterarbeiten helfen, mehr werth ſey als ein Wechſel von Millionen auf die künftige „Organiſation der Arbeit“ ausgeſtellt.

Nicht bloß die Handwerksburſche ſind durch das Leben in der Familie des Meiſters lange Zeit vor proletariſcher Zerfahrenheit bewahrt worden, auch bei den Dienſtboten und ſelbſt bei den ſtändigen Tagelöhnern fand bis faſt auf unſere Tage hin das Gleiche ſtatt. Das iſt gerade eine glänzende Eigenthümlichkeit der germaniſchen Völkerſtämme, daß ihnen der Diener des Hauſes wenigſtens zu unſerer Väter Zeiten noch auch als ein Glied des Hauſes erſchien. Die Dienenden ſind erſt dadurch eigentlich proletariſch geworden, daß man ſie aus dem Hauſe, aus der Familie ſchob. Zu welch liederlichem Proletariat, zu was für unſtät von einem Dienſt zum andern wandernden Miethlingen ſind die meiſten Dienſtboten herabgeſunken! Die Sache hat eine große ſociale Bedeutung. Die Verderbniß der Dienſtboten iſt für Deutſchland, wo der Ruin der kleinen Gewerbe und des kleinen Bauern mit jedem Tag eine Schaar neuer Knechte und Mägde ſchafft, kaum minder wichtig als der Wachsthum des Fabrikenproletariats. Es wird ſelten ein ſchlechter Brauch aus der Stadt auf das Land vertragen, daß dieß nicht durch Knechte oder Mägde geſchieht. Und es handelt ſich hier ſogar um die Verdunkelung eines nationalen Ruhmes, denn was man im ſchönen alten Wortſinn das „Hausgeſinde“ nennt, dieſes ächt patriarchaliſche Verhältniß des treuen Dienſtboten zu der Familie iſt, wie geſagt, doch ſtets nur ein Ruhm deutſcher Völkerſchaften geweſen.

Die deutſchen Schriftſteller, welche ſich mit der Bearbeitung der ſocialen Frage, namentlich in der Tagespreſſe, befaſſen, bleiben in der Regel viel zu ausſchließlich nach dem Vorgange

der Franzosen bei dem industriellen Proletariate stehen. Nicht in dem Verhältniß der Arbeit zum Capital liegt für uns der Kern der socialen Frage, sondern in dem Verhältniß der Sitte zur bürgerlichen Entfesselung. Die sociale Frage ist zuerst eine ethische, nachher eine ökonomische. Der Arbeiter bricht zuerst mit seiner Sitte, und nachher fühlt er sich arm, nicht aber umgekehrt bricht er darum mit seiner Sitte, weil er sich jetzt erst arm fühlte, denn arm ist er immer gewesen, meist sogar früher viel ärmer.

Die Dienstboten erhalten in der Regel einen weit höhern Lohn als vordem und ihre Arbeit ist meist kleiner geworden, und dennoch blieben sie früher Glieder des Bürger- und Bauernthums, aus welchem sie hervorgegangen, während sie jetzt in die Reihen des vierten Standes eingerückt sind. Nicht das Mißverhältniß der Arbeit zum Capital macht hier den Proletarier, sondern der Umstand, daß der Einzelne bei erhöhtem Lohne familienlos, heimathlos geworden ist. Unser Familienleben ist untergraben, darum verderben unsere Dienstboten. „Der Herr muß vorauf!" sagt ein norddeutsches Sprüchwort. Wo man von der Verderbniß des Gesindes redet, da soll man zuerst Nachfrage halten nach dem Verderbniß der Herrschaft.

Unsern Familien ist der ächte Begriff des „Hausregiments" abhanden gekommen. Sonst wurde kraft dieses Hausregiments in und mit der Familie das Gesinde erzogen. Jetzt halten es die Familienhäupter für nobler, das Gesinde ganz bei Seite liegen zu lassen, als ihm in der That vorzustehen. Es ist eine wahre Ironie auf unser wohlgeschultes und doch so schlecht erzogenes Geschlecht, daß man sich neuerdings hier und da genöthigt sah, eigene „Dienstbotenschulen" zu errichten, welche dem Gesinde den Uebergang aus der Familie des väterlichen Hauses in die Vereinsamung ihres weiteren Lebens vermitteln sollen! Jene alten Prachtexemplare von Mägden und Knechten, die gleichsam als ein unveräußerliches Stück des Hausinventars durch ganze Generationen in der Familie blieben, werden bald ganz aus-

gestorben seyn. Sie mußten ihr Lebtage fremdes Brod essen wie der ewige Handwerksbursche, wie der ewige Student, und wurden doch so wenig proletarisch wie diese. Wir verlangen moralische Dienstleistungen von dem Gesinde, wir verlangen die Hingabe einer ganzen Persönlichkeit an uns — und was ist es denn für ein moralischer Gegendienst, den wir bieten? Oder welches Musterbild der großen gesellschaftlichen Gliederung der Welt findet das Gesinde in der Regel noch in dem Organismus der Familie, daß es sich daran ein Exempel nehmen könnte? „Der Herr muß vorauf!" Wir wollen, daß unsere Knechte wahre Spartaner seyen, da dieselben doch täglich sehen, daß die Herrschaft ihr Standquartier keineswegs in Sparta, sondern in Capua aufgeschlagen hat. Und in solchem Widerstreit von Lehre und Beispiel wird dann auch zwar kein Spartaner herausgebildet, wohl aber ein vollwichtiger moderner Proletarier. „Der Herr muß vorauf!"

Dem Leben und Wirken des Arbeiters in und mit der Familie des Herrn steht das maschinenmäßige Gebrauchen und Verbrauchen des Fabrikproletariers von Seiten des Unternehmers am directesten entgegen. Jener Fabrikarbeiter, welcher nichts gelernt hat, welcher gar keine industrielle Fertigkeit besitzt, sondern bloß als einfache mechanische Kraft eingereiht ist unter die übrigen mechanischen Kräfte der Maschine, der sich gewärtigen muß, daß man seine Stelle morgen durch ein Kind ersetzt und übermorgen durch einen neu eingefügten Hebel, eine Schraube, dieser Arbeiter, mit dem der Unternehmer im Grunde gar nichts weiteres anfangen kann, als daß er ihn eine Weile abnutzt, um ihn dann als überflüssig bei Seite zu werfen, ist unstreitig ein vollendeter Proletarier. Es ist ihm aber weder durch Erhöhung der Löhne, noch durch Verkürzung der Arbeitszeit zu helfen, sondern allein dadurch, daß er mehr lernt, sich mannichfaltige Handfertigkeiten erwirbt, und dazu kann ihm niemand besser den Weg bahnen, als die Genossenschaft der Fabrikarbeiter selbst, die sich im Sinne der gegenseitigen Erziehung, Unter-

ſtützung und Förderung zu einer patriarchaliſchen Familie, aber nicht im Sinne der Theilung des Gewinnes zu einer communiſtiſchen zuſammenthäte. Ariſtoteles ſagt in ſeiner Ethik: „Der Sklave iſt ein beſeeltes Werkzeug, das Werkzeug ein unbeſeelter Sklave.“ So iſt denn jener Fabrikarbeiter oft viel weniger noch als ein Sklave, denn ſeine Arbeit ſinkt häufig genug auf gleichen Rang mit der Verrichtung des ſeelenloſen Maſchinentheiles herab, den man auch herauswirft, ſobald man ihn durch einen beſſern erſetzen kann. Wir ſahen die Fabrikarbeiter ſelber ihre eigenen Maſchinen zertrümmern. Es war die Wuth des ſelbſt zum ſeelenloſen Werkzeug herabgeſunkenen Sklaven, der ſeinen übermächtigen, wenn ſchon nur aus Holz gehauenen, aus Eiſen geſchmiedeten Nebenbuhler zerſchmettern will. Der Fabrikarbeiter hat häufig ganz dieſelbe Furcht vor jeder Verbeſſerung der Maſchine — und wenn ein ſolcher Fortſchritt gleich ihm allein zum Nutzen wäre — als etwas dämoniſchem, als einer ziellos entfeſſelten Kraft, wie der Bauer vor dem Lernen. Als in den Spindelſchleifereien von Sheffield eine Verbeſſerung eingeführt werden ſollte, lediglich um die verderbliche Einwirkung des Eiſenſtaubes auf die Lungen der Arbeiter zu beſeitigen, widerſetzten ſich dieſe aufs äußerſte. Aehnlich erging es mit der Davy'ſchen Sicherheitslampe. Jacquard wurde faſt geſteinigt, weil er den kunſtvollen Mechanismus an den Seidenwebſtühlen, der ſeinen Namen trägt, erfunden hatte, und der in erſter Linie die beklagenswerthen Arbeiter an den früheren Seidenwebſtühlen, die ſogenannten tireurs de lacs, welche den ganzen Tag in den unnatürlichſten Gliederverrenkungen verharren mußten, von ihrem qualvollen Geſchäft erlöste.

Als im März 1848 ein brodloſes Lohnkutſcherproletariat die Schienen der Taunuseiſenbahn aufriß und gleich daneben hungernde Schiffszieher die Dampfboote des Rheins und Mains beſchoſſen, ſah ich einen Maſchinenarbeiter, welcher die vollendete Verwüſtung höhniſch überſchaute, und mit der dämoniſchen Siegesgewißheit eines Propheten des Proletariats ausrief: durch dieſes

Land wird keine Maschine mehr fahren! Es lag ein sittlicher Grimm in diesem Ausruf, denn es war vielleicht des Mannes eigene Existenz, die vor ihm mit der Eisenstraße in Trümmern lag, und doch begrüßte er freudig diesen Ruin, weil die unheimliche Nebenbuhlerschaft der Maschine zugleich die tiefste Demüthigung für das Menschenbewußtseyn des Arbeiters ist.

Der proletarische Handarbeiter faßt die stets riesenhafter aufsteigende Maschinenindustrie mit dem Seitenblicke des geheimen Grauens als den vermessenen Wettkampf des collectiven Capitals auf mit der individuellen Arbeitskraft. Wie ganz anders der arme Bauer, der oft nicht minder scheuen Blickes zu den räthselhaften Eisenstraßen mit dem schnaubenden Teufelsrappen hinüberschaut! Cholera und Kartoffelkrankheit, verkehrte Witterung, Erdbeben, theuere Zeit, Krieg und Aufruhr der letzten Jahrzehnte sind seinem Aberglauben häufig genug als das natürliche Gefolge dieser titanischen Neuerung erschienen. Da ist ihm die Anlegung der Eisenbahn das letzte Wahrzeichen der himmelstürmenden Vermessenheit, mit welcher der übermüthige Mensch den ewigen Naturgesetzen Gottes eine Wette anbietet. Sie ist ihm der Thurmbau von Babel ins Neumodische übersetzt. Auch der Thurm von Babel „deß Spitze bis an den Himmel reiche," sollte der Einigungsdom aller Völker der Erde werden. „Und der Herr sprach: — — sie haben das angefangen zu thun; sie werden nicht ablassen von allem, das sie fürgenommen haben zu thun. Wohlauf! lasset uns herniederfahren und ihre Sprache daselbst verwirren, daß keiner des andern Sprache vernehme. Also zerstreute sie der Herr in alle Länder, daß sie mußten aufhören die Stadt zu bauen. Daher heißt ihr Name Babel, daß der Herr daselbst verwirrt hatte aller Länder Sprache und sie zerstreuet von dannen in alle Länder."

Und der einfältige Bauer hat so seine eigenen Gedanken darüber, daß dieser babylonische Ausgang spät oder bald auch die Eisenbahnen treffen werde. Wollt ihr diese Einfalt schelten? Es liegt in ihr der tiefe Gedanke verborgen, daß die Geschichte

von der modernen Industrie eigentlich nur die neue Auflage der alten Tragödie vom Doctor Faust sey.

Aber nun halte man gegen einander das Ende, welches hier der religiöse Kindesglaube des Bauern, dort der sociale Kindesglaube des Proletariers diesen Riesenwerken der modernen Cultur prophezeit! Das zeichnet beide Stände.

Jenes äußerste Elend der Fabrikarbeiter, welches zumeist nur aus ihrer Kenntnißlosigkeit und Beschränktheit entspringt, läßt sich nur auf dem Wege der körperschaftlichen Organisirung des ganzen Standes bekämpfen. Die reichste Unterstützung von außen hilft dem Arbeiter nichts, solange er sich in sich selber hülflos fühlt, und gerade das Bewußtseyn dieser Hülflosigkeit erzeugt den proletarischen Geist. Im Jahr 1848 hat man in manchen deutschen Staaten die Ueberzahl der brodlosen Arbeiter dadurch zu beschäftigen und ihre Unzufriedenheit zu beschwören gesucht, daß man ihnen völlig nutzlose Wegbauten u. dgl. zuwies, in Paris ließ man gleichzeitig durch eine ganze Heerschaar von Arbeitern Erdarbeiten ohne allen Sinn und Zweck ausführen, man ließ die Leute arbeiten, damit sie überhaupt nur die Hand rührten, wie reiche Leute sich mitunter eine Drehbank oder Schnitzbank anschaffen, um zur Beförderung der Verdauung zwecklos daran zu bosseln; man schuf sich einen Vorwand, um jenen Arbeitern ohne Kränkung einen Lohn auszahlen zu können. Das war ein höchst gefährliches Experiment. Denn wenn etwas, dann mußte diese sinnlose Beschäftigung dem Arbeiter das Elend seiner Existenz recht anschaulich vor die Seele führen. Ein unverhülltes Almosen wäre weit weniger bedenklich gewesen. Wo vollends gar der Anblick des vollendeten Tagewerks selber dem Arbeiter zuruft, daß er überzählig sey in der Gesellschaft, da wird selbst der reichste Lohn den Geist der proletarischen Empörung in ihm nicht ersticken können!

Der geschäftliche Beruf des Fabrikarbeiters trägt fast in allen Stücken noch das Gepräge des Halben, Unfertigen, Werdenden. Daraus entspringen die entscheidendsten socialen Folgen.

Der Fabrikarbeiter ist kein Handwerker mehr, auch kein bloßer Tagelöhner, er ist eine dritte gesuchte Größe, ein X in der gewerblichen Welt, wie der vierte Stand in der socialen.

Ihr sagt: die Maschine nimmt alle grob mechanische, gedankenlose Handarbeit dem Menschen ab — welcher Fortschritt zur Veredelung des gesammten Menschendaseyns! Wo der Handarbeiter früher tagelang fast unausgesetzt den Arm schwingen mußte, daß ihm der Schweiß über den ganzen Körper rann, da sitzt jetzt der Fabrikarbeiter an der Maschine, die jenen Arm darstellt, und regulirt nur dieselbe mit Bequemlichkeit, braucht nicht zu schwitzen, auch nicht so unausgesetzt körperlich thätig zu seyn. Wenn der Handarbeiter alten Styles d'rauf losschlug, daß ihm der Kopf dampfte, so konnte er wenig denken, und mit dem Schweiß der körperlichen Anstrengung gehen nicht bloß allerlei überflüssige Säfte ab, sondern auch die überflüssigen Gedanken.

Während dagegen die Maschine für den Arm des Fabrikarbeiters hämmert, stößt, webt, spinnt, bleibt ihm selber Muße genug, mit seinen Gedanken zu weben und zu spinnen. Ist das nicht ein ungeheurer Fortschritt? Aber gerade dieser Dilettantismus des Denkens, dieses Brüten, Sinnen und Träumen, wie es sich bei dem Bildungsstandpunkte des Fabrikenproletariats in den arbeitslosen Minuten bei der Maschine von selbst ergibt, ist das social gefährliche bei dem Fabrikenproletariat im Vergleich zu den Proletariern der Handarbeit. So sind auch diejenigen Handwerker, denen bei einer sitzenden Lebensart und geringem körperlichem Kraftaufwand das Brüten und Sinnen den ganzen Tag über gestattet ist, z. B. die Schuster und Schneider, am öftesten mit communistischen und socialistischen Vapeurs geplagt. Von dergleichen Krankheitsanfällen bei Grobschmieden, Steinmetzen, Holzhauern, kurzum bei Arbeitern, die allezeit im Schweiße ihres Angesichts schaffen müssen, habe ich noch wenig gehört. Wir verkennen wahrhaftig den großartigen Fortschritt der Civilisation nicht, welcher darin liegt, daß die gröbste mechanische

Arbeit mehr und mehr der Menschenhand abgenommen wird. Aber solange die Fabrikarbeiter noch auf der gegenwärtigen Stufe gewerblicher Halbschlächtigkeit sich befinden, wird dadurch mittelbar ein furchtbar ungesunder Dilettantismus der Bildung bei den Massen des Arbeiterproletariates gehegt. Da man nun den Leuten das Denken nicht verbieten soll noch kann, so wird die einzige Rettung darin liegen, daß man ihrem Geiste gesunde und naturgemäße Bildungsstoffe zuführt. Wir sehen manchmal Barren und Reck für die Erholungsstunden versessener und verkrümmter Fabrikarbeiter neben den riesigen Maschinenschornsteinen aufgebaut. Wohlan, schaffet den in ihrer Gedankenwelt versessenen und verkrümmten Leuten aus den Fabriken nicht minder die gehörigen geistigen Turnplätze! Gerade durch ihre Bildungslosigkeit werden die großen Massen der untersten Fabrikarbeiter, die meist aus der Knabenschule unmittelbar an die Maschine kommen, so hülflos, durch die Bildungslosigkeit werden sie dann auch weiter nicht selten so verschroben in ihrer geistigen Entwickelung. Weil diese Fabrikarbeiter, die an gewerblicher Ausbildung meist noch tief unter dem gröbsten Handarbeiter stehen, doch so viel mehr Muße zum Nachdenken haben als dieser, muß ihnen auch ein weit umfassenderer Stoff des Nachdenkens gegeben werden. Der Staat, die Gemeinde und die Genossenschaften der Fabrikherren wie der Fabrikarbeiter selbst haben hier das gleiche Interesse, Arbeiterschulen zu gründen, damit diese Proletarier aus so elender Zwitterhaftigkeit herausgerissen werden, die das materielle Wohl der einzelnen Arbeiter nicht weniger als die Sicherheit der ganzen Gesellschaft bedroht. Wie wenig ist noch geschehen für die geistige und sittliche Erziehung des Fabrikenproletariates! Und hintendrein kommen dann die Leute, fürchten sich vor der socialen und politischen Verschrobenheit der Fabrikarbeiter, und klagen unsere stolze Errungenschaft der Maschinenindustrie als den allgemeinen Sündenbock an, da sie doch selber keine Hand gerührt haben, den etwaigen verschrobenen Arbeitern die Köpfe zurechtzusetzen! Hier

gilt es innere Mission zu üben, nicht bloß des Glaubens, sondern auch einer gesunden volksgemäßen Intelligenz.

Das Proletariat der Fabrikarbeiter ist auf halbem Wege auch in seiner körperschaftlichen Organisirung stehen geblieben. Es hat so viel Gemeinbewußtseyn gewonnen, daß es über das Maß seiner Leiden und Gebrechen ziemlich einverstanden ist, aber den zweiten Schritt, sich auch über die Abhülfe derselben aus sich heraus zu verständigen, vermag es nicht zu thun. Es gehört also auch in diesem Betracht in das unendliche Capitel von den modernen Halbheiten. Es gibt eine große Classe des gewerblichen und industriellen Proletariats, welche noch viel elender und hülfloser ist als die Fabrikarbeiter im Ganzen genommen, und doch die Gesellschaft vorderhand durchaus noch nicht gefährdet, weil sie jenen ersten Schritt zur Corporation noch nicht gethan, und also auch wenigstens jenes negative Gemeinbewußtseyn noch nicht gewonnen haben. Die wandernden Scheerenschleifer z. B., die fahrenden Zinngießer, Kesselflicker, Korbflechter ꝛc., welche unter Sonnenbrand und Regenguß an den Straßenecken ihr jämmerliches Verdienst sich erarbeiten, sind oft weit schlimmer daran als die Fabrikarbeiter, aber sie leben zerstreut, sie sind noch zu keinem Gemeinbewußtseyn gekommen, sie fassen ihre Noth nur als etwas vereinzeltes, persönliches, sie werden daher auch höchstens nur für sich persönlich rauben oder stehlen, wenn sie auf jener Stufe der Verzweiflung angekommen sind, wo der Fabrikarbeiter als Communist den Raub an der ganzen Gesellschaft vollziehen will.

An das Gewerbeproletariat schließt sich das Handelsproletariat. Hier hat man am frühesten wahrgenommen, welche bürgerliche und geschäftliche Nichtsnutzigkeit das fahrende Leben erzeugt, und schon seit Jahrhunderten eifrig dagegen gearbeitet. Unsere alten Polizeiordnungen enthalten meist die schärfsten Verfügungen gegen die wandernden Trödler, Hausirer u. dgl., welche allezeit den Ruin des Bauern fördern halfen, früher aber noch weit mehr als jetzt. Es ist dieß eine Classe des Proleta-

riats, deren ſchädliche ſociale Einflüſſe nicht mehr im Wachſen, ſondern im Abnehmen begriffen ſind. Mit jeder neuen Eiſenbahnanlage wird auch eine neue Landſchaft von dem einen Theil des Krebsſchadens der Hauſirer befreit. Dagegen können wir uns wohl ein Bild von dem Unheil machen, welches früher dieſe Leute bei den Bauern ſtifteten, wenn wir leſen, wie jetzt der einſame Coloniſt in den Wäldern Amerika's von den Hauſirern betrogen und verdorben wird. Noch Juſtus Möſer zeichnet ein Bild von der Landplage der Hauſirer, deſſen Farben jetzt ſchon allzu grell erſcheinen dürften. Namentlich übten noch in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die wandernden Spezereihändler, „ohnbekannte Hauſirer, Theriakskrämer, Storger und Landfahrer" einen ſo demoraliſirenden Einfluß auf die Landbevölkerung, daß wenigſtens das Hauſiren mit Gewürzwaaren faſt überall unterdrückt wurde, „dieweil" — wie es in der katzenelnbogiſchen Polizeiordnung heißt — „dieß Hauſiren nicht allein unſern Hinterſaßen, Bürgern und Gewerbsleuten, ſondern auch dem gemeinen Hausmann, als welcher zu Zeiten, auch ohnnöthiger Weiſe, zum Kaufen angereizt und umb das Seine gebracht wird, zu ſonderem Schaden und Nachtheil gereicht." Ein gutes Theil des traurigen Umſtandes, daß der Bauer da und dort von ſeiner alten Tracht und Lebensweiſe gelaſſen hat, und damit ſchließlich proletariſcher Verliederlichung und Zerfahrenheit verfallen iſt, haben dieſe „Landfahrer" auf dem Gewiſſen. Sie ſind die rechten Apoſtel des vierten Standes unter den Bauern geweſen, und haben hier mit ihren ſchlechten Cattunen, mit ihrem modiſchen Flitterzeug und früher mit ihren Specereien, namentlich mit ihrem Kaffee, mindeſtens eben ſo ſtark der Nivellirung der Geſellſchaft vorgearbeitet, als anderwärts die Geiſtesproletarier mit ihren Büchern und Zeitungen. Welch ſchlechten Begriff man früher von dieſen Hauſirern gehabt, geht daraus hervor, daß die alten Geſetzgeber die Fälſchung der Waare und die Verbreitung falſcher oder beſchnittener Münze faſt als Regel bei ihnen vorauszuſetzen ſcheinen, und darnach

ihre Verfügungen treffen. Das proletarische Bewußtseyn ist bei diesen Leuten selten zum Durchbruch gekommen, gerade wie bei den wandernden Korbflechtern und Scheerenschleifern, weil sie zerstreut leben; aber desto mehr haben sie mittelbar darauf hingewirkt, das proletarische Bewußtseyn unter dem gemeinen Manne zu verbreiten. Weniger was sie sind, als was sie gethan, verdient die Beachtung des socialen Forschers.

Eine ganz eigenthümliche Stellung unter diesem Handelsproletariat nehmen die wandernden Schacherjuden ein. Am buntesten zeigt sich hier die seltsame Mischung des umherschweifenden Lebenswandels, der Heimathlosigkeit mit einem gleichsam idealen Nationalitätsbewußtseyn, ein körperschaftliches Zusammenhalten, da sie doch in der Zerstreuung leben, und beiläufig meist trotzdem wieder einer den andern in seinem Geschäft aufs giftigste verdächtigt und anfeindet. Wir finden weiter eine historische Heilighaltung der Familie im Vagabundenleben, die sie von fast allen andern fahrenden Proletariern vortheilhaft unterscheidet und eine tiefere Sittlichkeit erwarten ließe, verschmolzen mit allerlei Nichtsnutzigkeit, wo es den Betrug des Bauern gilt, mit jenem hündischen Wesen, welches sich stoßen und schlagen läßt und dem Zuchtherrn die Hand noch küßt, wenn nur dabei ein Kreuzer verdient wird. Der wandernde Schacherjude fängt mit nichts an, wie der Fabrikarbeiter, er lernt auch nichts, er bringt nur sein angestammtes nationales Zahleningenium mit ins Geschäft, er läßt sich aber durch die Kluft zwischen Arbeit und Capital nicht abschrecken, sondern schindet sich frischweg und ohne alle Socialphilosophie, bis er zuletzt selber — Capitalist geworden ist. Die Unverdrossenheit des Schacherjuden, der schwerbepackt von Dorf zu Dorf läuft und an den jämmerlichsten Gewinn die größten Strapazen setzt, contrastirt seltsam mit der sonstigen Scheu des Juden vor jeder harten Arbeit und körperlichen Anstrengung. Noch mehr, der Schacherjude auf dem Lande, von allen Seiten gefährdet, gehaßt, angespieen, die Ueberlieferung vielhundert-

jähriger Schmach und Verfolgung im Herzen empört ſich nicht, wird weder Socialiſt noch Communiſt. Und doch hätte er ein unendlich größeres Recht zum Kampfe wider die hiſtoriſche Geſellſchaft als der Fabrikproletarier. Er läßt ſich um Gotteswillen anſpeien und hofft auf den künftigen Meſſias, auf die Freuden Zions, die für einen ſonſt ſo realiſtiſchen und auf gleich baare Zahlung haltenden Mann in verzweifelt nebelgrauer Ferne liegen. Der Schacherjude fühlt die Pein nicht, daß er keinen rechten Platz in der Geſellſchaft wie im Staate hat, da ihm beide höchſt gleichgültig ſind, und ein ſolcher Platz durchaus nichts baares abwerfen würde. Der Fabrikarbeiter fühlt ſich als Paria; der Schacherjude aber in ſeinem Stumpfſinn gegen die ganze abendländiſche Lebensentfaltung iſt ein wirklicher Paria, ohne daß er daran denkt. Die innern Widerſprüche des vierten Standes ſind alſo für ihn gar nicht vorhanden. Der jüdiſche Geiſtesproletarier, den wir oben zeichneten, ringt nach einer Stellung in dem modernen Staate, in der modernen Geſellſchaft; für den fahrenden Schacherjuden hat ein ſolches Ringen gar keinen Sinn. Der jüdiſche Geiſtesproletarier hat mehrentheils gebrochen mit ſeiner alten Nationalität, mit ſeiner väterlichen Sitte, er ſucht eine neue und ſteht ſolchergeſtalt zwiſchen Thür und Angel. Der Schacherjude lebt aber trotz aller äußern Störungen in ſeiner alten Sitte, er hat in dem Bewußtſeyn derſelben jenen feſten Platz ererbt, den er in der modernen Geſellſchaft nicht erſt zu ſuchen braucht. Er lebt in dem Traum der Vergangenheit, wie der jüdiſche Geiſtesproletarier im Traum der Zukunft. Der Traum der Vergangenheit iſt die Reaction, der Traum der Zukunft die Revolution. Das corporative Zuſammenhalten mit ſeinen Genoſſen hat ihn dem Bauersmann ſo gefährlich gemacht, der Geſellſchaft im Ganzen wird er durch das nämliche unſchädlich. Er iſt ein armer Teufel, ein heimathloſer, geſchundener, mit Füßen getretener Menſch, er lebt mit den privilegirten Gliedern der Geſellſchaft auf dem Kriegsfuße, aber nicht mit den Privilegien der Geſellſchaft; das modern proletariſche Bewußtſeyn der innern Wider-

sprüche seiner Stellung fehlt ihm, und darum ist er doch immer nur — Candidat des vierten Standes.

Ganz ähnlich wie mit den wandernden Schacherjuden verhält es sich mit dem Zigeunerproletariat, welches sich in einigen Gebirgsgegenden Deutschlands noch erhalten hat. Auch hier geben die Erinnerungen der alten Clanverfassung und das Familienleben dem verkommenen und verdorbenen Wandervolke einen eigenthümlichen socialen Halt. Bei dem Landvolke herrscht in manchen Gegenden die Ansicht, welche früher wenigstens wohlbegründet gewesen seyn mag, daß man den Zigeuner ohne Furcht vor Diebstahl bewirthen dürfe, sofern er auch sein Nachtlager im Hause nehme, daß er aber allezeit da zu stehlen suche, wo er bloß Speise und Trank zu sich nehme und dann wieder weiter ziehe. In dieser Auffassung ist jedenfalls die zwiefältige sociale Stellung welche der Zigeuner mit dem Wanderjuden theilt, sehr gut versinnbildlicht. Sofern er der Familie, dem Haus, und sey es auch nur für eine Nacht, angehört, ist er ein Freund der gesellschaftlichen Ordnung; wo er sichs aber bloß gönnt, im Vorübergehen seinen Wanderstab hinzustellen, wird er sofort ein Feind dieser Ordnung, wenn auch nicht der Gesellschaft selber.

In dem Maße als dieses niederste wandernde Handelsproletariat in neuerer Zeit abgenommen hat, beginnen übrigens die vornehmen wandernden Handelsleute zuzunehmen. Die vagabundirenden Makler und Agenten, die hausirenden Handlungsdiener, die fahrenden Subscribenten und Actienschwindler sind für die Städte eine eben so große Plage geworden, wie weiland die „Storger und Theriakkrämer" für das Land, und haben theilweise bereits ganz ähnliche Polizeiverfügungen hervorgerufen, wie ehedem ihre minder eleganten Genossen.

Von dem proletarischen Bauern haben wir in dem Abschnitt von den Bauern ausführlich geschrieben. Wir haben noch kein Recht, die proletarischen Bauern unter der Rubrik vom „vierten

Stande" abzuhandeln. Das Gemeinbewußtſeyn eines „Bauernproletariats" haben ſie wenigſtens in Deutſchland noch nicht gefunden. Aus dem Geſichtspunkte des vierten Standes betrachtet, fallen ſie daher in eine Claſſe mit jenen proletariſchen Künſtlern und Handwerkern, die zwar zum Ruin der Künſtlerſchaft und des Gewerbeſtandes ſattſam beitragen, doch ohne darum bereits die Rolle einer bewußt verneinenden Geſammtgruppe gegenüber der Geſellſchaft übernommen zu haben. Das Bauernthum erſcheint uns hier wohl verwittert, aber das verwitterte Bruchſtück hat ſich noch nicht zu einer ſocialen Neubildung abgelöst.

In einer Zeit, wo eine bedeutſame und induſtrielle Erfindung die andere drängt, iſt es natürlich, daß dieſer Erfindungsgeiſt ſeinen Charlatanismus und eben damit auch ſein eigenthümliches Proletariat erzeugt hat. Eine ganze Gruppe großſtädtiſcher Proletarier lebt von dieſem Charlatanismus und prellt durch die fortlaufende Schwindelei mit neuen Entdeckungen, Erfindungen und Enthüllungen den argloſen Philiſter der Art, daß dieſer Berufszweig ebenſo gut dem Gebiete der Criminalſtatiſtik als der ſocialen Wiſſenſchaft anheimfällt.

An jeden neuen Anſtoß im induſtriellen, wiſſenſchaftlichen und politiſchen Leben hängt ſich ſofort ein eigenes Proletariat, welches wenigſtens auf ein paar Monate Profeſſion aus der neuen Errungenſchaft macht. So hat unſere letzte politiſche Bewegung ein ſelbſtändiges Proletariat geſchaffen, welches von der Revolution nicht bloß geiſtig, ſondern auch mit Mund und Magen zehrte. Zu den ſieben freien Künſten, die Rabanus Maurus als bei den Deutſchen im Schwange gehend aufzählt, ward als achte die Kunſt der Wühlerei erfunden, und ſie nährte geraume Zeit beſſer ihren Mann, als manche andere Kunſt. Dieß gehört eben auch zu dem ewig ſchwankenden, unfertigen Weſen des vierten Standes, daß in ſtetem Wechſel neue Gruppen desſelben über Nacht wie Pilze aufſchießen und am nächſten Abend ſchon wieder verfault ſind, um andern Platz zu machen. Wie die Begriffs-

bestimmung des vierten Standes sich nur annähernd geben läßt, so wird die Aufzeichnung seiner einzelnen Bestandtheile noch viel weniger zu einer Vollständigkeit führen. Wer vermag beispielsweise den Umfang jener in sich selbst verschwommenen Gesellschaftsgruppe auszumessen, welche man in der Stadt unter dem Namen der „Bummler," auf dem Land unter dem Namen der „Strohmer" zusammenfaßt!

Fünftes Capitel.

Das Standesbewußtſeyn der Armuth.

Wie bei den Bauern und dem Grundadel der feſte liegende Beſitz vorwaltet, bei den Bürgern dagegen das Ringen nach dem Erwerb in erſte Linie tritt, der feſte Beſitz in die zweite, ſo fällt bei dem vierten Stande der feſte Beſitz faſt ganz weg, und ihm iſt nichts übrig als die Arbeit. Er iſt in dieſem Betracht ein zum einſeitigen Extrem verflüchtigtes Bürgerthum. Der Proletarier zählt nationalökonomiſch nur durch ſeine eigene Perſon, durch Kopf oder Arm. Seine Standesehre iſt die Ehre der Arbeit. Daraus mag ein ſtolzes, berechtigtes Selbſtgefühl quellen, aber eben ſo leicht Neid und blinde Selbſtüberhebung. Der beſitzloſe Arbeiter erfährt an ſich im günſtigen Falle nur die ſittlich veredelnde Kraft der Arbeit. Daß auch in dem Feſthalten des ererbten oder erworbenen Beſitzes eine ſittliche Läuterung liegen könne, begreift er nicht. Und doch zeigt uns täglich der Ruin ſo mancher wohlhabenden Familie, wie das Zurathehalten des Erworbenen oft eine weit härtere Tugendprobe ſey, als das Zuſammenraffen des Erwerbes. Geld einzunehmen verſtehen gar viele, Geld auszugeben nur wenige.

Indem dem vierten Stande lediglich die Arbeit ohne den Besitz geblieben ist, tritt er in Gegensatz zu der ganzen übrigen mehr oder minder besitzenden Gesellschaft. Diese Thatsache hat man mit einem sehr einseitig gewählten Ausdruck als das „Mißverhältniß der Arbeit zum Capital" bezeichnet. Dieses Mißverhältniß soll ausgeglichen werden durch irgendeine neue „Organisation der Arbeit". Man spricht dabei von einer „Vertheilung des Besitzes", als ob irgendjemand eine zufällige und willkürliche Austheilung vorgenommen hätte, als ob nicht die Mannigfaltigkeit des Besitzes und Nichtbesitzes eine eben so unüberwindliche Nothwendigkeit für den Einzelnen wäre, wie Geburt, Talent und dergleichen Dinge, über welche kein Mensch hinauskommen wird, so lange die Welt steht. Nur wer immer bloß den einzelnen Menschen statt der Gesellschaft ins Auge faßt, kann von einer „ungerechten Vertheilung" des Besitzes reden. Der Gedanke, eine systematisch gerechte Vertheilung des Besitzes einzuführen, ist dem vergleichbar, wenn einer systematisch das Wetter machen wollte, so daß jeglicher für jeden Tag und jede Stunde das seinem besondern Zwecke und Vorhaben erwünschte gute Wetter bekäme. Damit, daß es aber der eine ausschließlich gut erhielte, erhielten's eben tausend andere wieder schlecht, und am Ende müßte alles zu Grunde gehen.

Gerade in dem sogenannten Mißverhältnisse der Arbeit zum Capital, in der Ungleichartigkeit der Zusammensetzung der Gesellschaft liegt das individuell menschliche derselben. Bei der Gesellschaft der Hunde, der Pferde, des Rindviehs u. s. w. herrscht vollständig sociale Gleichheit. Die völlige Ausgleichung der gesellschaftlichen Gegensätze ließe sich nur herstellen durch ein goldenes Zeitalter der allgemeinen Dummheit und des allgemeinen Elendes, nicht aber der völlig gleichmäßigen Bildung und des völlig gleichmäßigen Besitzes. Diese allgemeine gewaltsame Nivellirung der Gesellschaft ist jedenfalls die consequenteste Reaction, denn sie greift viel weiter zurück als zum Mittelalter, sie greift zurück auf Adam und Eva. Wenn einmal das Feigenblatt

wieder das allgemein menſchliche Coſtüm geworden iſt, dann haben erſt alle Standesunterſchiede aufgehört.

Ich möchte die Exiſtenz in den verſchiedenen Gruppen der Geſellſchaft vergleichen mit dem Leben des Menſchengeſchlechtes in den verſchiedenen Erdzonen. Iſt es nicht eine ſchreiende Ungerechtigkeit, daß der Eskimo im Norden, der Feuerländer im Süden ſtumpfſinnig verkümmert, indeß dem üppigen Orientalen die ſüßeſten Früchte in den Mund wachſen, und die Bewohner der gemäßigten Himmelsſtriche geradezu von der Luft geſcheidt werden und weltbeherrſchend dazu? Warum gleicht ihr dieſes Mißverhältniß nicht aus, warum verpflanzt ihr die Eskimos nicht nach Italien, die Feuerländer nach Griechenland? Und dennoch wird dieß gerade wieder als ein Zeugniß von der Majeſtät des Menſchengeſchlechtes geprieſen, daß es unter allen Klimaten ſich eigenthümlich entwickelt, überall dasſelbe und doch überall ein anderes! So quillt auch die Majeſtät der Geſellſchaft als eines lebensvollen Organismus aus der wunderbaren Biegſamkeit, mit welcher der Geſellſchaftsbürger in jeder ſocialen Zone, auch in der Eiszone des unterſten Proletariates ſich individuell zu entwickeln vermag.

Das Moment der Arbeit ohne die Grundlage des Beſitzes iſt es aber nur theilweiſe und ſecundär, was den Proletarier, was das Glied des vierten Standes macht. Der Widerſpruch ſeiner ſocialen Anforderungen mit ſeiner wirklichen Exiſtenz, der Bruch mit der geſchichtlichen Gliederung der Geſellſchaft und die daraus hervorſpringende Zerfahrenheit und Vereinzelung ſind nicht minder charakteriſche Kennzeichen. Nun haben aber leider die Arbeiter ſelbſt die falſche Parole ergriffen und ſtatt der „Organiſation des Arbeiterſtandes“ die „Organiſation der Arbeit“ auf ihre Fahne geſchrieben. Die ſocialen Theoretiker, welche die hier zu Grunde liegende Begriffsverwirrung angeſtiftet, haben dadurch eine ſchwere Verantwortung auf ſich geladen, ſie haben mehr dazu beigetragen, den Arbeiter elend zu machen, als es die „Herrſchaft des Capitals“ gethan, denn ſie haben

ihm den einzig rettenden Gedanken aus der Seele hinaus disputirt, daß der Arbeiterstand sich aus sich selber reformiren und also auch sich aufhelfen könne, ohne daß er vorerst so beiläufig die ganze Welt zu reformiren brauche.

Es ist übrigens höchst bezeichnend, daß der vierte Stand bis zum letzten Fabrikproletarier abwärts sich fort und fort mit der theoretischen Erörterung seiner Stellung in der Gesellschaft quält. Diese Angstfrage der gesellschaftlichen Stellung liegt den ächten Söhnen der übrigen Stände weit ab. Schon der einzige Umstand, daß der Proletarier über sich selber, als über eine sociale Erscheinung philosophirt, reicht hin, um zu beweisen daß der vierte Stand eine durch und durch moderne Erscheinung ist. Und zwar gehört diese theoretische Selbstschau des vierten Standes wieder wesentlich nur dem alten Europa an. Sobald der Proletarier in die neue Welt kommt, wo noch keine verwitternde Gesellschaft sich abzubröckeln beginnt, läßt er die theoretische Frage der socialen Existenz fallen und versucht einmal wieder ganz ohne Reflexion zu existiren, falls er nicht verhungern will.

Rapp mußte in seiner communistischen Colonie den guten Platz im Himmel von der regelmäßigen Arbeit in der Colonie abhängig machen, er mußte seinen Kindern die Ruthe des Despotismus zeigen, damit sie in dem freien Amerika den Geschmack an der socialen Gleichheit nicht verlören. Der Proletarier wühlt in Europa die Pflastersteine auf, um gegen Staatseinrichtungen zu kämpfen, von denen er sich gar selten persönlich belästigt fühlt, und für Verfassungsideale, die über seinem Gesichtskreise liegen, weil er glaubt, daß mit der alten Staatsordnung auch die alte gesellschaftliche falle, weil man ihm gesagt hat, daß, wofern er die Monarchie ausstreiche, auch das Wort der Schrift ausgestrichen sey: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen.“ Und wenn er nun in die neue Welt kommt, wo die alte Staatsordnung nicht besteht, dann findet er, daß die neue Gesellschaftsordnung, für welche er sich daheim hat blutig

ſchlagen laſſen, hier noch immer als eine unerträgliche Sklaverei ſich bewährt hat.

Die „Maſſenarmuth" iſt das Geſpenſt vor welchem eine Zeit wie die unſrige, die Wohlleben und Reichthum zu einem Selbſtzweck des Menſchendaſeyns gemacht hat, entſetzt zuſammenſchrickt. Aber die Maſſenarmuth des gemeinen Mannes wird nur da gefährlich, wo die Maſſenfaulenzerei der begüterten Leute ihr gegenübertritt. Der hat kein Recht mitzureden über den Empörungsgeiſt des beſitzloſen vierten Standes wider die Beſitzenden, der nicht ſelber, hoch oder gering, im Schweiße ſeines Angeſichtes ſein Brod ißt. Erſt ſeit Nichtsthun auch im Bürgerſtande für vornehm gilt, iſt die Maſſenarmuth ein Schreckwort geworden. Die Maſſenarmuth an ſich iſt kein Kind der neueren Zeit. Es bedarf nur eines gründlichen Einblickes in die Bücher der Geſchichte, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß im Gegentheil die Maſſenarmuth im Laufe der Jahrhunderte ſich ununterbrochen verringert habe. Aber durch die Impertinenz, mit welcher der ſich ſelbſt vergötternde Reichthum den verarmten Maſſen entgegentrat, iſt in den grollenden Seelen der Armen jenes Selbſtbewußtſeyn des Pauperismus geweckt worden, welches im Delirium des Hungerwahnſinnes den Beſitz für einen privilegirten Diebſtahl anſieht. Wie wollt ihr, deren Götze der Reichthum iſt, mit dem Armen rechten, weil er mit dem Knüttel und mit Pflaſterſteinen dieſen Götzen zerſchmettern will, wie der Jehovah des alten Bundes heiſcht, daß man die Götzenbilder zerſchmettere? Der Verdienſt der arbeitenden Claſſen war in alten Zeiten ein verhältnißmäßig weit geringerer als gegenwärtig, ja das eigentliche Proletariat iſt vordem in weit furchtbarerer Ausdehnung vorhanden geweſen, aber die Schreckgeſtalt des modernen „Pauperismus" hat gerade erſt mit der Beſſerſtellung der unteren Claſſen und mit der gleichzeitig wachſenden Ueberſchätzung des Beſitzes ihren Anfang genommen.

Werfen wir einige flüchtige Blicke auf dieſes merkwürdige Phänomen in der Geſchichte des Elendes.

In der naſſau-katzenelnbogiſchen Polizeiordnung von 1616 findet ſich ein langer Abſchnitt über das fahrende Proletariat, der uns ein trauriges Bild entwirft, wie ſehr damals eine arme, ackerbautreibende, von großen Städten entblößte, alſo für das Vagabundenthum jedenfalls ſehr unergiebige Gegend von wanderndem Geſindel und Strohmern aller Art überſchwemmt war. Schon die Menge der Arten und Unterarten, nach welchen obige Polizeiordnung dieſe Proletarier gliedert, zeugt für die Maſſe derſelben. Da iſt die Rede von „herrenloſen und gartenden Knechten, Sonnenkrämern, Knappſäcken, Zigeunern, Mordbrennern, reislaufenden Burſchen, Spitz- und Lotterbuben" u. ſ. w. Es wird verfügt, daß, wo die Heuſchreckenplage der Zigeuner in Maſſen angezogen käme und Gewalt drohete, die Sturmglocken geläutet werden ſollen, damit die geſammte Gemeinde die Landſtreicher abwehren könne. Was will unſer heutiges Vagabundenthum angeſichts von Zuſtänden bedeuten, die ſolche Verordnungen nöthig machten! Von den Bettlern wird als etwas häufig vorkommendes angeführt, daß ſie ihre geſund geborenen Kinder verſtümmelten und lähmten, damit dieſelben nachgehends als Krüppel ihr Brod ſich müheloſer erbetteln, denn mit geſunden Gliedern erarbeiten möchten. Dergleichen mag jetzt wohl noch vereinzelt in großen Städten vorkommen, wenn dagegen in einem abgelegenen Bauernlande, wie es heute noch die Grafſchaft Katzenelnbogen iſt, ein ſolches Verbrechen ſo häufig war, daß ein Geſetz dagegen erlaſſen werden mußte, auf welche Stufe mußte da die bettelnde Bevölkerung herabgeſunken ſeyn!

Wenn einzelne Formen des Proletariates in der modernen Geſellſchaft neu erſtanden ſind, dann ſind andere dafür ausgeſtorben. Würde ſich das militäriſche Proletariat, wie es am Ausgange des Mittelalters exiſtirte, bis auf unſere Zeit fortgeerbt haben, dann wäre wohl längſt kein Stein der geſellſchaftlichen Ordnung mehr auf dem andern. Die Gefahr, welche man jetzt in aufgeregten Zeiten von der Hefe der großſtädtiſchen Bevölkerung fürchtet, erſcheint wie eine Spielerei gegen die frühere

Bedrängniß des Einzelnen wie der Gesammtheit durch die brodlosen Schaaren entlassener Kriegsknechte. Als Kaiser Friedrich III von König Karl von Frankreich 5000 solcher Leute begehrte, schickte ihm derselbe 40,000, um sie nur los zu werden, und nur mit äußerster Mühe und unter Androhung eines Reichskrieges vermochte man diese zügellosen Horden, die sich selber Armagnaken nannten, der Volksmund aber „arme Gecken", wieder nach Frankreich zurück zu spediren. Schwärme ähnlicher, fast nur auf den Raub angewiesener Proletarier zogen fortwährend im Reiche umher. Wie winzig erscheint neben diesen stehenden Heeren des Elendes und der Verzweiflung die kleine Rotte militärischer Proletarier, wie sie in den letzten zwei Revolutionsjahren von Krawall zu Krawall zog, um endlich in Baden und Ungarn Auflösung und Untergang zu finden! Nur ein kleiner Unterschied machte diese Rotte so viel gefährlicher als jenes stets neu sich rekrutirende Armeecorps: die brodlosen Landsknechte der alten Zeit befehdeten den einzelnen Besitzer, die brodlosen Landsknechte unserer Tage den Besitz.

Hortleder in seinem Urkundenbuche „von den Ursachen des deutschen Krieges" theilt ein Verzeichniß und höchst interessantes steckbriefliches Signalement von etwa hundert Proletariern mit, die im Jahre 1540 die Lande der Fürsten des Augsburgischen Bekenntnisses durch Brandstiftungen verwüsteten. Diese armen Teufel hatten sich für ein wahres Spottgeld — meist fünf Gulden auf den Mann — zu jener systematischen Mordbrennerei anwerben lassen, obgleich sie wohl vorher wissen konnten, daß der Thurm und der Galgen rasch das Ende vom Lied seyn würde. Wenn man nun aus der so geringen Verwerthung der Arbeitskraft auf die größere Armuth der alten Zeit schließen kann, wie viel einleuchtender wird dann noch der Schluß, wenn man erwägt, daß das gräßlichste Verbrechen um so billigen Preis erkauft werden konnte, ja daß die Hingäbe von Leib und Leben so wohlfeil zu haben war! Welch ein armseliges Leben muß es gewesen seyn, das eine ganze Schaar von Menschen für solchen Spottpreis losschlug!

Fast bei jedem kleinen Neste hatte man ja damals einen Galgen aufgebaut, der großentheils dem Schutze des Besitzes gewidmet war, und ein Schluß aus der Statistik des Verbrechens auf die Statistik der Armuth hat immer eine annähernde Richtigkeit. Und dennoch war das große Elend damals lange nicht so furchtbar anzuschauen als jetzt das so viel kleinere. Der Armuth fehlte noch das Bewußtseyn ihrer eigenen Lage. Die Bettler glaubten, daß sie Bettler von Gottes Gnaden seyen, wie die Könige ihren Stuhl auf Gottes Gnade gründeten. Sie erfaßten ihre Armuth als die unerforschliche Fügung des Himmels und waren resignirt in diesem Glauben. Sie grübelten nicht über den Unterschied zwischen Reich und Arm, und fragten nicht murrend an: warum es nun einmal so und nicht anders geworden sey? Sie nahmen eine Hungersnoth hin wie man Regen und Sturm und böses Wetter hinnimmt, sie sahen Hunderte neben sich verschmachten und verderben, ohne daß dadurch der Gedanke des Aufruhrs gegen die Reichen in ihnen entbrannte. Die Opposition gegen den Reichthum war noch nicht zu einem Standesbewußtseyn geworden; es gab Proletarier, aber keinen vierten Stand. Es ist in alten Chroniken erzählt von einer Hungersnoth, die im Jahre 1601 in Liefland ausgebrochen, wo viele Bauern im Hungerwahnsinn ihre Nachbarn und Verwandten erschlugen, um sich an ihrem Fleische zu sättigen. Der Henker kam zuletzt und hielt mit Galgen und Rad Abrechnung über das grausenhafte Mahl und dann — war es wieder still, und es steht nirgends geschrieben daß hier, auf der letzten Stufe des Elendes, die Armen sich zusammengethan und die Faust erhoben hätten wider die Reichen.

Noch am Ende des 15. Jahrhunderts nannten sich die Bauern in verschiedenen Gegenden Deutschlands selber „arme Leute", und führten diesen Namen als einen ganz ehrbaren Titel, der ihnen in ihrer Ueberzeugung eben so nothwendig und unabänderlich zukam, wie den Glücklicheren das Prädicat von Rittern und Herren. Der Neid des Besitzlosen gegen den Besitzenden mochte

existiren, aber er war nicht organisirt. Das Proletariat fühlte sich trotz seiner furchtbaren Ausdehnung durch keine gemeinsame Idee verknüpft. Dieses Gemeinbewußtseyn des Proletariats als eines vierten Standes ist, wir wiederholen es, erwacht in der Opposition gegen den Müßiggang der Besitzenden, gegen die Selbstüberhebung des Reichthums, gegen den modernen Götzendienst des Mammons. In den Wäldern Nordamerika's mögen auch viele Tausende der elendesten Proletarier umherschweifen, dennoch wird man dort jetzt noch eben so wenig von den Gefahren des Proletariates, von dem Pauperismus, von einem vierten Stande reden können als ehedem in Deutschland. Erst da wo die Armuth, durch die Collision mit dem Uebermuth des Besitzes wie durch die Verkümmerung des Raumes in die Enge getrieben, zu einem corporativen Bewußtseyn gelangt, gewinnt sie eine sociale Bedeutung. Erst als das Licht der allgemeinen Bildung auf die Armuth fiel, erkannte sie, wie gar arm sie sey. Der vierte Stand umschließt die zum socialen Selbstbewußtseyn erwachte Armuth, und die Thatsache, daß die Armuth vor hundert Jahren weit größer gewesen ist als in dieser Stunde, wird nie wieder den einmal erwachten Neid des Armen gegen den Reichen wegtilgen können. Wäre der Pauker von Niklashausen, wäre Thomas Münzer mit seinen socialen Theorien bei der Masse des Volkes durchgedrungen, so würden die Begriffe des Pauperismus und des vierten Standes nicht von heute datiren, sondern aus dem sechzehnten Jahrhundert. Der Bauernkrieg zeigte das erste Aufleuchten des Sebstbewußtseyns der Armuth, aber sein trauriger Ausgang bekundet zugleich, daß das Volk eben wegen seines fürchterlichen Elends nur erst eine dämmernde Vorahnung dieses Bewußtseyns gewonnen hatte. Kam doch der gelehrte Hesse Mutianus auf den kuriosen Gedanken, der in unsern Tagen fast bei jedem verunglückten Aufstande von den Unterliegenden geltend gemacht worden ist, daß die reichsstädtischen Kaufleute und Juden (also „Bourgeois" und „Geldsäcke")

den ganzen Bauernkrieg künſtlich angezettelt hätten, um durch die Bauern die Fürſten zu ſtürzen, und dann eine Art von veneziani-ſcher Kaufmannsrepublik und Geldariſtokratie in Deutſchland einzuführen.

Als im Jahr 1349 das „große Sterben" gekommen war, und das Elend aufs Aeußerſte überhandnahm, erfolgte nicht etwa ein Krawall, wie wir es in den dreißiger Jahren auf Anlaß der Cholera in Italien erlebten, ſondern der großartige welt-geſchichtliche Bußgang der Geißelfahrer. Dieſer Gegenſatz dünkt uns unendlich wichtiger für die Geſchichte des Elends, als die Vergleichung der früheren Arbeitslöhne mit den gegen-wärtigen.

Solange der Reichthum auf der einen Seite noch nicht feſt geſchloſſen war, konnte auch auf der andern das Selbſt-bewußtſeyn der Armuth nicht erwachen. Fürſten und Ritter ſanken ſelbſt oft genug zeitweilig in höchſt proletariſche Zuſtände herab, was bei aller Schroffheit der Standesunterſchiede immer-hin ein Troſt für den armen Mann geweſen ſeyn mag. Dieſe Verſöhnung der Stände in der Gemeinſchaft des Leidens und der Entſagung hat ſich das Mittelalter gar herrlich in dem Sagenkreiſe von der Landgräfin Eliſabeth von Thüringen ver-ſinnbildlicht. Dagegen traf der Haß des Armen ſchon früh genug die Claſſe, welche das Geld am feſteſten in Händen hielt, welche in rohem Materialismus den Gelderwerb als Selbſtzweck auffaßte und das wahre Apoſtelthum für den modernen Cultus des Reichthums übernommen hatte, nämlich die Juden. In dieſe Rolle der mittelalterlichen Juden droht jetzt die ganze be-ſitzende Claſſe gegenüber den Proletariern zu treten, und jene Wuthausbrüche des durchwühlten pariſer Proletariats, wie ſie im Juni 1848 ſo ſchaurig aufflammten, ließen ſich leicht mit dem Fanatismus des niedern Volks bei den Judenmetzeleien in eine durchgeführte Parallele ſetzen.

Jener ausſätzige Barfüßermönch, der im 14. Jahrhundert

in so schönen schwermüthigen Liedern sein eigenes Elend besang, war auch ein literarischer Proletarier, und wohl wenige unserer hungernden Literaten möchten Lust haben mit seinem Loos zu tauschen. So pflanzte sich das literarische Proletariat herauf durch alle Geschlechter, von Cardanus, in dem ich ein rechtes Urbild des modernen Literaten erblicke, der aber seine Zerrissenheit und seinen Kummer mannhaft wegphilosphirte, bis auf die schreibenden armen Schlucker des 18ten Jahrhunderts; es erschien oft in weit kläglicherer Gestalt als heuzutage; aber noch vor fünfzig Jahren wurde aus dem armen Poeten ein Lorenz Kindlein, wenn es hoch kam, ein Faustischer Zweifler, der den Himmel stürmte; jetzt geht man weit über den Himmel hinaus: man stürmt die Gesellschaft. Es bringt daher keine Beruhigung über den gegenwärtigen Zustand der Verarmung, wenn man in Zahlen haarscharf nachrechnet, daß die Armuth in frühern Zeitläuften viel größer gewesen sey. Die Armuth von damals und von heute sind ganz ungleichartige Größen, mit denen sich gar nicht gegeneinander rechnen läßt. Nicht die (täglich abnehmende) Massenverarmung als solche bildet das Gespenst des Pauperismus, sondern das täglich zunehmende Bewußtseyn der Massen von ihrer Armuth. Die Notizen zu einer Geschichte der Armuth fließen in den alten Quellenschriften so sparsam, weil die Armuth zu selbiger Zeit noch gar nicht als eine bewegende und zerstörende Macht im politischen und socialen Leben angesehen wurde, sondern als eine Thatsache der Privatexistenz, die sich ganz von selbst verstehe, die von Gott einmal geordnet sey wie Sommer und Winter, Tag und Nacht. Sonst würden die in allem Einzelwerk so scharfblickenden und gerade die Specialitäten des öffentlichen Lebens mit der größten Liebe zusammentragenden Chronisten gewiß ein reichliches Material geliefert haben.

Das Bewußtseyn der Massen von ihrer Armuth, die corporative Erhebung der besitzlosen Arbeiter zur Erkämpfung ihres socialen Rechtes war freilich schon einmal weltgeschichtlich ge-

worden, aber nicht im germaniſchen Volksleben, ſondern im römiſchen Alterthum. Viel eher müſſen wir auf den Sclavenkrieg des Spartacus, auf die Unruhen der Gracchen zurückblicken, als auf das germaniſche Mittelalter, wenn wir die erſten Anſätze zur Bildung des vierten Standes, als der zum ſocialen Selbſtbewußtſeyn erwachten Armuth aufſpüren wollen. Dieſen Unterſchied hat ſchon Shakeſpeare aufs feinſte herausgefühlt. In überraſchend wahren Zügen ſchildert er das ganze Behaben des ſein Recht ahnenden Proletariates im Coriolan. Es zeugt für die göttliche Divination des großen Poeten, für ſeinen wunderbaren hiſtoriſchen Inſtinct, daß er in einem römiſchen Stück dieſes Proletariat zeichnet, für welches in den Tragödien aus der engliſchen Geſchichte kein Raum geweſen wäre; denn zu Shakeſpeare's Zeiten gab es wohl arme Teufel in England, aber kein zum ſocialen Bewußtſeyn ſich aufringendes Proletariat.

Wir bemerkten oben, daß alle Stände durch ihre ſocialen Sünden Geburtshelfer bei dem vierten Stande geweſen ſeyen. So ſind es auch wiederum vorzugsweiſe die Sünden der beſitzenden Claſſen, welche die Verkehrtheiten der ſocialiſtiſchen und communiſtiſchen Theorien bei den Beſitzloſen einimpfen und fortpflanzen halfen. Darüber ſpricht Vilmar, bei dem man gewiß keine zu große Vorliebe für das communiſtiſche Proletariat, keine übertriebene Feindſchaft gegen die Ariſtokratie des Beſitzes argwöhnen wird, in ſeinen Schulreden folgendes ſchlagende Wort:

„In unſerer Mitte, in unſern Geſellſchaften, in unſern Familien, in unſern Herzen wohnt ſchon der Communismus. Wir ſelbſt ſind Communiſten. Ehe wir die Franzoſen, ehe wir unſern Landsmann, den Schneider Weitling und ſeine Helfershelfer, ſtrafen und richten, wollen wir uns ſelbſt richten und ſtrafen. Oder hat nicht die Begierde nach einem behaglichen, mit allen Reizen der modernen Bequemlichkeit geſchmückten Leben bei

uns in den letzten Jahrzehnten auf eine schreckenerregende Weise zugenommen? Ist nicht die Putzsucht, die Kleiderpracht, der Modehunger bei uns in einer Weise im Schwunge, wie sie seit dem sechzehnten Jahrhundert nicht gewesen sind? Achten wir denn wohl ein Leben, welches nicht mit reichen Möbeln', schwellenden Polstern, sybaritischen Betten, mit goldenen Uhren und Ketten, mit ächten Ringen und Knöpfen, und mit all dem tausendfältigen namenlosen Flimmer und Flitter reichlich ausgestattet ist, noch für ein Leben? Ist nicht der Genuß dieses Comforts und das Prangen mit demselben, ist nicht das von Jahr zu Jahr verschwenderischer gewordene Gesellschaftsleben uns eine völlig unentbehrliche Bedingung unsers Daseyns geworden? Uebernehmen wir denn nicht Geschäft und Amt hauptsächlich, wo nicht einzig, um zu diesen Dingen zu gelangen? Trachten wir denn nicht, es jedem besser Eingerichteten, kostbarer Gekleideten, theuerer Lebenden und glänzender Bewirthenden gleich zu thun, ja ihn zu übertreffen? Sind wir denn — die Hand aufs Herz! — sind wir denn zufrieden, wenn wir in eben diesen Dingen des sinnlichen Genusses nicht alles haben können, was der andere auch hat? Spielen denn nicht, und zwar in ganz eigentlichem Sinne, die goldenen Uhren und die Flaschen Champagner bei uns ganz dieselbe Rolle, die sie in den Augen des communistischen Handwerksgesellen spielen? Und wir wären nicht innerlich Verbündete des Communismus?" Und dann wendet der Redner später folgende Worte über die alle Stände versöhnende Ehre der Arbeit an seine jugendlichen Zuhörer: „Ihr sollt nicht mitdenken den heutigen Gedanken aller Welt: möglichst wenig Arbeit, möglichst reiche Besoldung, sondern ihr sollt arbeiten wollen um zu dienen, ihr sollt arbeiten wollen ohne Entgelt, um der Arbeit willen, um des Nächsten willen, um Gottes willen. Gehet ihr mit diesen Gesinnungen nicht voran, wie wollt ihr dereinst verlangen, daß die Stände, welche ihr zu leiten bestimmt seyd, euch folgen sollen, wenn ihr ihnen Beschränkung und Genüg-

samkeit predigt? Niemals ist es weniger am Orte gewesen als in diesen Zeiten, sich seiner begünstigten Stellung im Leben, seines Reichthums, seiner Bequemlichkeit, seiner Genüsse zu überheben, sich als den privilegirten Herrn, der nur Ansprüche zu machen habe, zu betrachten, alle andern als seine Diener, die nur da seyen, um Ansprüche zu befriedigen. Abgesehen davon, daß dieß unter allen Umständen unchristlich ist, so ist es heutzutage nicht einmal klug. Je mehr ihr euch überhebt, desto gewisser wird der Sturm des Communismus noch gegen euch, vielleicht in wenigen Jahrzehnten, ausbrechen!"

Wir haben eine Masse von Einzelheiten über den vierten Stand zusammenstellen müssen, ohne daß dieselben an so bestimmte verbindende Fäden gereiht wären wie bei den übrigen Ständen. Dieß liegt in der Natur der Sache. Der vierte Stand fließt in eine unendliche Mannichfaltigkeit selbständiger Einzelerscheinungen auseinander, weil bei ihm die zerfließenden Bestandtheile der alten Gesellschaft immer noch in ihrem Krystallisationsproceß begriffen sind. Im System der Gesellschaft findet er seine Stelle als Ganzes, in der Praxis des öffentlichen Lebens wird man stets wieder auf seine verschiedenen Gruppen zurückgreifen und dieselben im einzelnen behandeln müssen. Der vierte Stand läßt sich auch durchaus nicht wie die Aristokratie, das Bürger- und Bauernthum unter einen einzelnen bestimmten staatsmännischen Gesichtspunkt zusammenfassen. Es gibt nichts verderblicheres als nach einem Geheimmittel gegen den verneinenden Geist des vierten Standes im allgemeinen zu spüren und etwa vorauszusetzen, wenn man irgendwie Mittel und Wege auffände, um das Mißverhältniß zwischen Arbeit und Capital auszugleichen, dann sey damit das moderne Proletariat und der proletarische Geist aus der Welt verbannt. Durch dieses Verfahren ist erst die rechte Dunkelheit in die sociale Frage des vierten Standes gebracht worden. Nur indem man in die Fülle des individuellen Lebens hinabsteigt, kann man wieder zu klaren

Anschauungen vom vierten Stande kommen. Mit dem neuen Begriff des vierten Standes, den man dadurch gewinnt, wird man zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Angstfrage des modernen Proletariats weit mehr eine ethische ist als eine bloße Geldfrage, obgleich bei einzelnen Gruppen das ökonomische Moment bedeutungsvoll genug hineinspielt. Dieß haben wenigstens jene Theologen eingesehen, welche die innere Mission vorwiegend als die werkthätige Liebe des Evangeliums angesichts der Entsittlichung und Zerfahrenheit des vierten Standes betrachten. Aber die Theologen und die liebeseifrigen Christen überhaupt reichen hier allein so wenig aus als die Finanzmänner oder die Nationalökonomen allein. Der vierte Stand hat der ganzen historischen Gesellschaft den Fehdehandschuh hingeworfen, darum muß auch die ganze historische Gesellschaft denselben aufheben, nicht zu einem Kampfe des Hasses, sondern zu einem Kampfe der Liebe. Hierin liegt die bewegende Kraft des vierten Standes in ihrer tiefsten Bedeutung, und sie ist eine riesige Kraft. Wenn die Aristokratie, wenn das Bürgerthum, wenn die Bauernschaft sich selber reformiren, dann reformiren sie damit die verschiedenen aus diesen einzelnen Ständen hervorgegangenen Gruppen des vierten Standes.

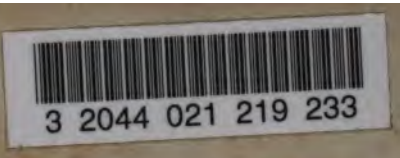
In dem großartigen Epigramm, welches der vierte Stand dadurch auf sich selber gemacht hat, daß er durch das Bemühen alle Stände zu zertrümmern, doch nichts weiter zuwege brachte, als schließlich in seiner eigenen Person den alten Ständen einen neuen hinzuzufügen, in diesem tief ironischen Epigramm hat er selber den archimedischen Punkt gezeigt, auf welchem der Hebel zu seiner Reform anzusetzen ist. In dem Maße, als der Trieb zur körperschaftlichen Gliederung beim Adel, bei Bürgern und Bauern wieder genährt wird, muß er auch im Interesse der Selbsterhaltung bei dem vierten Stande erwachen. Die Gesellschaft hat nur so lange von den Proletariern zu fürchten, als sie selber proletarischen Geistes der allgemeinen Nivellirung huldigt. Und der Staat kann weder durch Polizeidiener den Ueber-

griffen des Proletariats wehren, noch durch Staatsarbeiterwerkstätten und Staatsalmosen die Macht desselben zu seinen Gunsten ausbeuten; er kann im vorliegenden Falle nichts klügeres thun, als daß er der Gesellschaft nicht länger wehrt, sich wieder zu größerer corporativer Selbständigkeit im einzelnen auszuprägen, sich aus sich selber heraus zu reformiren. Wenn er der Industrie und dem Gewerb wieder verstattet, sich wie vordem auf die eigenen Beine zu stellen, dann hat er damit mehr für die ökonomische Wohlfahrt des Volkes gethan, als wenn er ein eigenes Ministerium der Arbeit, welches immer ein Widerspruch in sich selber bleibt, gründet und dasselbe wirthschaften und experimentiren läßt.

„Selbst ist der Mann!" sagten wir oben mit den Bauern. Das gilt bei allen materiellen Fragen. Und da beginnt immer der proletarische Geist, der Geist der Verzweiflung an sich selber einzuziehen, wo der Einzelne, wo die Körperschaft nicht mehr zu sagen wagt: „Selbst ist der Mann!"

Der vierte Stand ist einmal da, und weil auch einmal die Fabriken da sind, weil der Journalismus da ist, weil überhaupt die Welt nicht die alte geblieben, wird er auch bleiben. Aber wenn er sich einmal gefegt und gesäubert, wenn er sich aus sich selber heraus körperschaftlich gegliedert hat, dann wird die Demokratie auch nicht mehr sagen können, daß in dem Proletariat das eigentliche Volk liege weil es vaterlandslos und familienlos, daß in ihm die Macht der Nation weil es elend, daß in ihm der Reichthum der Nation weil es ohne Besitz ist, daß in ihm der Geist der Nation weil ihm Bildung und Intelligenz ein überfirnißter Despotismus heißt. Die „Namenlosen" mögen der „Dünger der Weltgeschichte" seyn, nicht weil sie, wie die moderne Barbarei der Gleichheit behauptet, eben namenlos sind, sondern weil sie kraft des Gesetzes vom Druck und Gegendruck uns alle, und sich selber mit, aus dem dermaligen Zustande der Namenlosigkeit, der drohenden allgemeinen Verwaschenheit her-

ausreißen werden zu den höheren organiſchen Gebilden einer individuell geprägten körperſchaftlichen Gliederung, in welcher die Einzelgruppe erſt wieder recht zur Geltung kommt, erſt wieder recht ihren Namen erhält und der einzelne Namenloſe wieder zehnmal mehr als jetzt aus der Gruppe ſelber ſich aufringt zu der höchſten Menſchenwürde eines „Namhaften.“

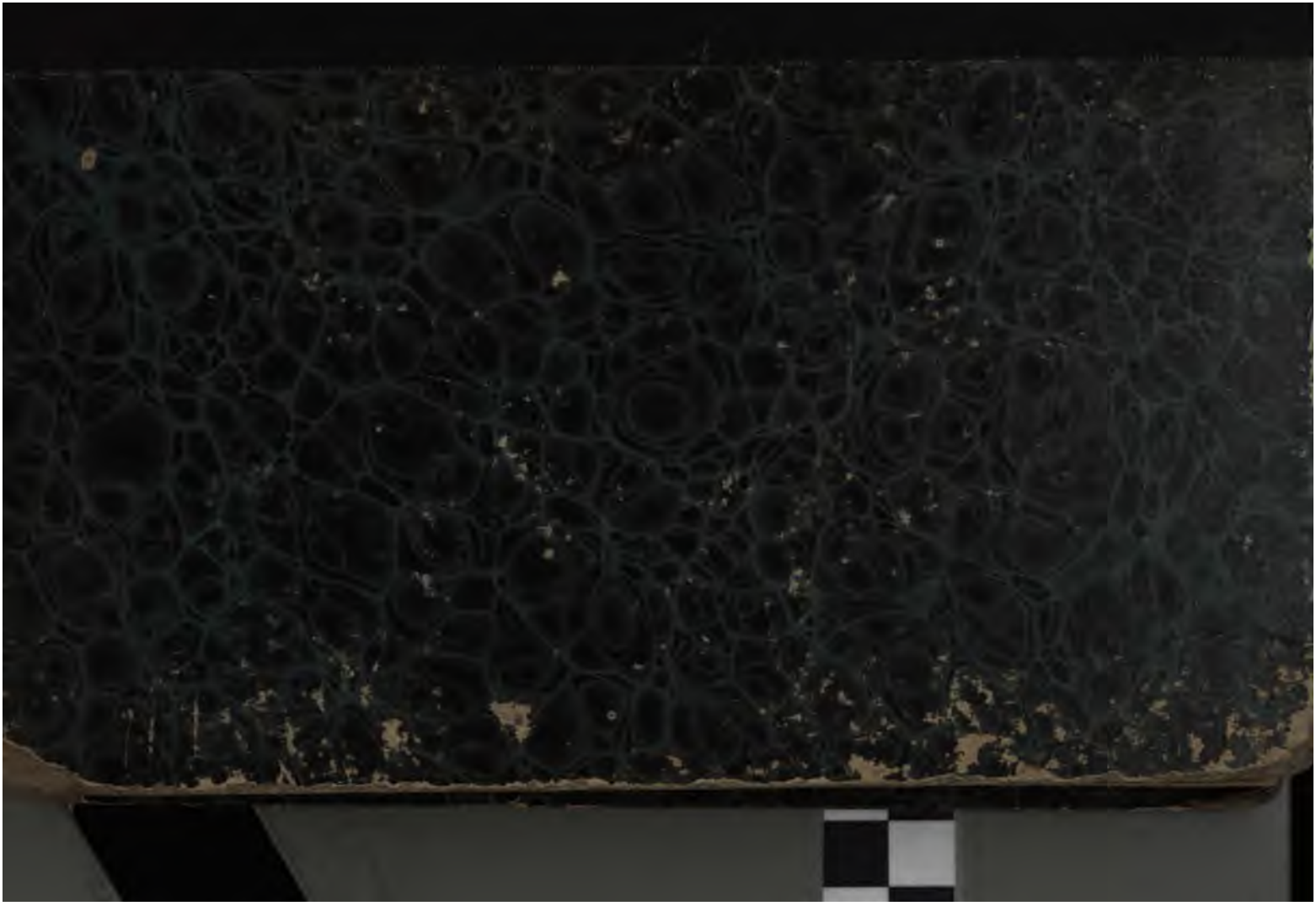


3 2044 021 219 233

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

WIDENER
BOOK DUE
CANCELLED
JUN 1 1982
DEC 2 1 1988

WIDENER
BOOK DUE
CANCELLED
JUN 2 3 1988
JUN 26 1988

WIDENER
SEP 1 0 1994
BOOK DUE

WIDENER
JUL 0 7 2000
SEP 1 0 2000
CANCELLED
BOOK DUE